

Anne Provoost

Flutzeit

Aus dem Niederländischen übersetzt von Silke Schmidt

Die Geschichte von Neelatas Mutter stützt sich auf die Darius' I., wie Herodot sie in seinem dritten Buch erzählt.

Einleitung

Wir haben unser Land verlassen, weil die Sümpfe, in denen wir fischten, voll liefen. Die Strandlinie näherte sich immer mehr dem Hang, auf dem wir unseren Fang trockneten, und jahrelang taten wir unser Bestes, mit ihr weiter aufzurücken. Doch schließlich ging es nicht mehr. Das Wasser bedrohte unsere Häuser, Kinder ertranken, Ernten und Fänge verrotteten. Wir beschlossen wegzugehen, Richtung Osten, zu dem Ort tief im Landesinneren, von dem umherziehende Rattika behaupteten, dass dort Menschen lebten, die das größte Schiff aller Zeiten bauten und Arbeitsleute suchten. Wir kauften einen Esel und ein Zelt aus Tierhaut, mit dem wir mühsam umzugehen lernten. Anschließend zogen wir landeinwärts, weg von den Sümpfen und Ententümpeln, die seit Generationen unsere Heimat gewesen waren. Beim Aufbruch ließ uns mein Vater von Brüdern und Vettern leuchten. Zum letzten Mal schweifte sein Blick über die Boote, die er gebaut hatte, sie lagen Seite an Seite am Ufer. Er sang, doch wer richtig hinhörte, merkte, dass er Verwünschungen ausstieß.

Als wir uns oben auf dem ersten Hügel umsahen, sahen wir weit hinter uns die Fackeln ausschwärmen, jeder verschwand in seinem eigenen Haus. Ich wusste, was sie jetzt bei ihren Hängematten zueinander sagten. Dass das steigende Wasser nicht der wirkliche Grund für unseren Weggang aus Kanaan sei. Dass sich mein Vater dem Willen meiner Mutter gebeugt hätte. Dass wir es bereuen und noch vor dem Wechsel der Jahreszeit zurück sein würden.

Ich hatte kein Bedürfnis nach Fackeln und höflichen Abschiedswünschen. Am liebsten wäre ich gegangen, ohne dass es jemand gemerkt hätte. Gleichwohl schrie ich oben vom Hügel hinunter. Ich rief: »Es wird dort gut sein, viel besser als hier! Ihr hört noch von uns in den Liedern und Geschichten.« Meine Stimme überschlug sich, ich war heiser von der harten Arbeit der vergangenen Tage. Ich strengte mich so an, dass die Krüge an meinem Joch zitternd aneinander schlugen. Ich wollte noch mehr rufen, doch ich schluckte die Worte hinunter, da ich in einer Tür Licht aufleuchten zu sehen meinte. Kam jemand mit einem neuen Plädoyer nach draußen, dem entscheidenden, das uns hier halten würde? Ich ließ das Joch

mit einer Ecke auf dem Boden ruhen. Erst einen Hang hatten wir erklommen und schon verspürte ich das Bedürfnis, mich zu setzen.

Es kam niemand nach draußen. In Erwartung des Tageslichts wurden mit dem Feuer der Fackeln die Öllampen gezündet und die Fackeln gelöscht. Mein Vater sagte: »Schrei nicht so und pass auf deine Sachen auf, Re Jana. Trag dein Glück nicht zur Schau, wenn du nicht alles, was vorhat sich uns entgegenzustellen, auf dich aufmerksam machen willst.« Ich legte mein Joch wieder auf und ging weiter. Es gab kein Glück, das ich zur Schau tragen konnte, das wusste er genauso gut wie ich. Nur ein stumpfsinniges, gedankenloses Ausführen des Planes meiner Mutter.

Wir bildeten eine seltsame Karawane. Vornweg ging Alem der Lumpige, ein Spurensucher, der nicht mit uns verwandt war, der jedoch mit uns zog, um uns den Weg zu weisen. Er war ein Rrattika. Wie alle aus seinem Volk war er bettelarm, er lebte von der Hand in den Mund und erkundigte sich nicht nach unserem Wohlergehen, wenn er uns grüßte. Wir nannten ihn den Lumpigen wegen seines langen Schnurrbarts, seiner herabhängenden Schultern und der Kleider, die grau waren wie der Schlamm, in dem sie gewaschen wurden. Er roch nicht nach Öl wie wir, sondern nach Fett. Dass ihn mein Vater in Dienst nahm, hatte mit seiner Begabung zu tun. An kleinen Abdrücken im Boden und fast unsichtbaren Fellhaaren in den Dornensträuchern konnte er sehen, welchen Weg die Tiere, denen wir folgten, gegangen waren. Er lehrte uns, halb zu schauen. Solange man wie gewöhnlich schaute, sah man nur die kleinen Löcher, die der Regen in den Staub geschlagen hatte. Indem man halb schaute, aus den Augenwinkeln heraus, den Augapfel schnell wendend, oder aber durch die Wimpern, sah man einen Strich in der Landschaft, die Spur, die man verloren hatte.

Mit ihm kam sein Sohn, ein kleines Kind, nicht einmal halb so alt wie ich, das auf den Namen Put hörte. Das Kind war genauso dunkel wie wir, sodass selbst die Rrattika, die uns unterwegs begegneten, dachten, er sei einer von uns. Er war aufmerksam. Sein Vater wollte, dass er auf den Boden schaute und zum Horizont, er wies ihn auf die kleinen Falten in der Landschaft hin, die die Anwesenheit von Felsen oder Wasser verrieten, doch das waren nicht die Dinge, für die sich das

Kind interessierte. Seine Aufmerksamkeit galt uns. Er sah als Erster, bei wem ein Geschwür unter dem Nagel wucherte oder wo die Sonne unsere Haut versengte. Dann rief er: »Papa, ich bin hundemüde«, doch lange nachdem wir uns gesetzt hatten und manchmal sogar schon schliefen, rannte er noch hin und her.

Hinter Alem lief der Esel. Er war jung und tagsüber willig, doch nachts wurde er in seinen Träumen so von Peitschen und Ahlen gepeinigt, dass er ununterbrochen iahte und uns vom Schlafen abhielt. Über seine Schultern waren Decken gelegt, um Scheuerwunden vorzubeugen.. Er zog den Rohrschlitten, auf dem meine Mutter lag. Der Schlitten ruhte mit einem Bügel auf seinen Flanken, die andere Seite war abgeflacht und schleifte über den Boden. Wer uns folgen wollte, brauchte nur nach der tiefen Furche Ausschau zu halten, die das Gewicht meiner Mutter in den Hügeln hinterließ. Sie war in dieselben mit trockenem Gras gefüllten Decken gewickelt wie der Esel. Nicht, dass es viel half. Schon nach ein paar Tagen war ihr Rücken vom Schütteln und Scheuern blau und ihr Hinterkopf so gut wie kahl. Wir machten öfter Halt um sie anders hinzulegen als um zu trinken.

Dann kam ich, Re Jana. Ich war am Ende meiner Wachstumszeit. Die Geschwindigkeit, mit der meine Arme und Beine länger wurden, ließ nach. Ich war fast so groß wie mein Vater, ich konnte die Seile, die er für sich selbst hergestellt hatte, für mein Joch benutzen. Ich trug die Krüge mit dem Öl und den Duftstoffen. Wenn ich stolperte, schlug alles gegeneinander und ich ähnelte einem kleinen, ungestümen Orchester. Dicht bei mir, an meinen Schultern, hatte ich meinen Wasservorrat. Um mich an das Leben auf dem Land zu gewöhnen, trank ich Kalebassen voll; Alem behauptete, das würde helfen. Wie trockenes Brot Übelkeit auf einem Boot vertreibt, würde Feuchtigkeit im Magen vor der Beklemmung schützen, die das Land auslöst. Jedes Wort aus Alems Mund hielt ich für wahr. Er war ein Wandersmann, er hatte die Welt gesehen! Mein Interesse für sein Volk hatte ich nie richtig verbergen können, für ihre Schar von Kindern, für die Art, wie sie morgens die Kleider, in denen sie geschlafen hatten, schüttelten wie Wasservögel ihre Federn, und wie sie von einem Moment auf den anderen ihren Besitz zu einer Schnur aneinander hakten und über ihre Tiere warfen, sich ihre Kinder auf die Hüften setzten und verschwanden. Sie kamen

tagelang ohne Essen aus, schon als Kinder lernten sie es, sich an das Gefühl nagenden Hungers zu gewöhnen. Not war nicht mehr als eine Unannehmlichkeit. Den Schluss bildete mein Vater. Er ging davon aus, dass ein Krattika nur selten Recht haben konnte, und bezahlte den Preis dafür: Er weigerte sich, nicht Erwärmtes zu trinken, und nahm gewöhnlich vor Einbruch der Dämmerung nicht mehr zu sich als die von der Sonne erhitzten Tropfen in den Schnabelkelchen der Brombeeren. So machte ihn das Land krank. Er pflügte mit seinem Stock durch die Erde, als diene er nicht als Stütze, sondern als Ruder. Er war es nicht gewöhnt, weit zu gehen, in seinem ganzen Leben hatte er selten eine größere Strecke zurückgelegt als ein paar Mal die Länge seines Kahn. Er hatte Kraft in den Armen, jedoch kaum in den Beinen. Dennoch strauchelte er nie, nicht einen Moment verlor er seinen wachsamem Blick für die Unebenheiten des Weges. Es war wichtig, dass er sein Gleichgewicht nicht verlor, denn er trug den Käfig mit Seidenraupen, der eigens für diese Reise entworfen worden war. Der kleine Maulbeerstrauch wurzelte in Wasser, sodass die Raupen vom Ertrinken bedroht waren. Und er trug den Feuertopf, die glühende Rettung bei Hunger und Kälte. Doch vor allem erfüllte er den Traum meiner Mutter: Er führte sie fort von dem Wasser. Er löste sein Versprechen ein, in der Steinwüste zu leben, eine andere Arbeit und einen neuen Wohnort zu suchen, fernab von den Sümpfen mit ihren nervenaufreibenden Gezeiten.

Wochen vergingen. Wir verließen die Landschaft, die wir kannten. Wir durchquerten Flussbetten, füllten unsere Wasserbeutel und begaben uns in trockenes Gebiet voll versteinertes Kalkbrocken, die überall durch die dünne Erdschicht kamen. Wir liefen an Wiesen voll schneidender Gräser, schiefer Akazien und fruchtloser Feigenbäume vorbei und übernachteten unter Tamarisken mit zerrissener Rinde und daunenweichen Blättern. Für jeden Tag, der verstrich, machte mein Vater einen Knoten in seinen Gürtel. Am Ende war er so kurz, dass er nicht mehr um seine schmale Taille passte. Sein Gesicht war grau. Die Leere, die Findlinge, das Fehlen von Schilf und Mücken machten ihn schlaff. Jeden Abend wusch er meine Mutter mit dem Wasser, das er aufgespart hatte. Er erwärmte es, bis es so warm wie ihre Haut war. Er selbst trank gerade genug, um auf den Beinen zu bleiben. Auf der ganzen Reise haben wir ihn angefleht zu

trinken. Doch erst als wir die Klippe überschritten hatten, hinter der die Hammerschläge ertönten, und er das riesige Schiff erblickte, von dem uns berichtet worden war, griff er wortlos zu dem Wasserbeutel an meiner Schulter und trank mit der Gier eines kleinen Kindes, bis der Beutel so leer und schlapp wurde, dass er ihm die Sicht auf die Werft nahm.

Die umherziehenden Rattika hatten nicht gelogen. Hinter den bröckligen Hügelrücken, an einer Stelle, an der man Leere erwartete oder höchstens eine kleine Siedlung, war eine Werft errichtet worden, die sich wie ein Teich ausdehnte. Der Platz war mit Felsbrocken übersät und abgesehen von einem von Sträuchern umwachsenen Tümpel, an dem unablässig Menschen auf und ab liefen, staubtrocken.

Das Erste, das einem entgegenschlug, war der Geruch nach Pech. Danach kamen die Geräusche. Die Luft war erfüllt von einem Klopfen und Schaben, das Dröhnen und Vibrieren von Bohrern erreichte einen über den Kamm hinweg. Und dann, wenn man auf dem Gipfel angekommen war, hatte man plötzlich Aussicht auf etwas, das wie eine im Bau befindliche Stadt aussah. In einem waldarmen Gebiet wie diesem war der Anblick so vieler Holzstapel überwältigend. Der Wind wirbelte die Späne in Spiralen auf, als wäre es Staub. Überall standen Zelte, Häuser aus Felsgestein sowie die Baracken unzähliger Arbeiter, die wie Ameisen beschäftigt waren. Am auffälligsten war jedoch das Zelt an der Hügelflanke, zu dem alle Wege zu führen schienen, und das so rot war, als hätte man es in Ochsenblut getränkt. Sein Eingang zeigte zum Tal, zum Herzen der Werft, der Stelle, die unseren Mund staubtrocken machte.

In einer breiten Aushöhlung im harten Untergrund stand ein riesiges Gerüst, das in einem Spinnennetz aus horizontalen und vertikalen Stützbalken ein bootsförmiges Gebilde gefangen hielt. Das war es, worüber in den Sümpfen gelacht wurde: das Schiff in der Felsenwüste. Es war noch nicht hoch, eigentlich nicht mehr als ein Grundriss. Es gab schon den späteren Umfang an, ließ aber noch die Unsicherheit des Planes erkennen. Die Holz- und Pechvorräte daneben verrietten jedoch den Ehrgeiz der Baumeister. Das war das Erste, das Arbeitssuchende wie wir spürten: dass das Vorhaben dort unten in der Tiefe von etwas Kraftvollem getragen wurde,

dass es längst mehr war als ein Traum. Vermutlich war es das, was meinen Vater so durstig nach dem Wasserbeutel greifen ließ.

Der Abstieg

Wir konnten die Feuer besser erkennen als die Frauen, die darum versammelt waren und kochten. Die Sonne stand schräg hinter uns. Wir legten unser Gepäck ab: mein Vater den Käfig und den Feuertopf, Put die Kiste mit dem Schmuck und den Muscheln, ich das Joch und Alem die Zelthäute. Ich setzte mich vor Erschöpfung. Vor allem der Wind hatte mich ermüdet, das ewige Zerren an den Haaren, der Staub im Gesicht, das Pfeifen in den Ohren. Am besten hielt man sich so dicht wie möglich am Boden, dann wehte er über einen hinweg, auf der Suche nach etwas anderem, gegen das er sich werfen konnte, und schien einen zu vergessen. Ich führte den Esel so, dass er meine Mutter mit seinem großen Leib auf den kurzen Beinen wenigstens teilweise schützte. Als er stand, blinzelte meine Mutter schnell mit dem linken Auge und sofort lockerte Put die Decke, in die sie gewickelt war. Ich wusste, dass es Zeit für ihr Öl war. Sie musste essen und sich in meinen Armen aufsetzen, wir waren schon viel später dran als sonst. Ich wollte Reisig sammeln, Wasser kochen, das Zelt aufschlagen und von dort aus auf das Treiben unten im Tal hinabschauen. Alle waren von der Reise müde und jetzt, da wir am Ziel angekommen waren, schien eine lange Rast der gerechte Lohn.

Doch mein Vater lief voller Ungeduld auf und ab. Sandgrasschneider kamen den Hügel hinauf, mit Sichel in der Hand und Körben auf dem Rücken. Als sie uns passiert hatten und der Durchgang frei war, stellte er sich an den steilen Weg. Er war breit, viel breiter als die Ziegenpfade, denen wir bisher gefolgt waren, und mit Stufen versehen, die durch häufige Benutzung entstanden waren. »Hebt eure Sachen wieder auf«, sagte er, »wir sind noch nicht da.«

Ich unterdrückte einen Seufzer. Put hörte auf, an der Decke zu zerren. Nicht, dass uns seine Worte überraschten. Wir kannten ihn, wir hatten Verständnis für seine Eile, das Schiff und seine Baumeister zu erreichen. Nur Alem der Lumpige schien den Befehl nicht gehört zu haben. Er folgte den Grasschneidern ins Gebüsch. Er stellte ihnen Fragen, die ich nicht verstand, sie antworteten keuchend.

Mein Vater rief noch einmal: »Wir sind noch nicht da. Beeil dich, Alem.« Seine Stimme klang jetzt etwas höher, schriller und dank des Wassers, das er getrunken

hatte, nicht mehr so heiser wie zuvor. Ich ahnte, was er machte: Er feierte seine Ankunft. Er war todmüde von der Reise und die einzige Möglichkeit, sich deutlich zu machen, dass er sein Ziel erreicht hatte und dass die Zeit der Entbehrungen vorbei war, bestand für ihn darin, laut und entschlossen zu sprechen, andere zum Schweigen zu bringen und zuzuschauen, wie seine Befehle befolgt wurden.

Alem drehte seinen Kopf über den Sträuchern bedächtig in unsere Richtung. Er tat es nicht, um zu gehorchen, eher schien er sich einem belanglosen Geräusch zuzuwenden, einem Hund, der kläfft, ohne jemanden zu warnen.

Da sich mein Vater reckte und das Kinn wie ein Treiber nach vorn schob, kam Alem doch langsam auf uns zu. Ohne den Blick abzuwenden, mit einem Fingerschnippen und einem schabenden Ansaugen der Luft in seinen Mundwinkeln rief der Rrattika seinen Sohn zu sich. Put gehorchte sofort. Seine Knie schossen zwischen den Schößen seiner Tunika abwechselnd hervor. Als das Kind vor ihm stand, fasste Alem seine Hand und zog es neben sich. Obwohl ihm Put nur bis zu dem Ellenbogen reichte, glichen die beiden so dicht nebeneinander einem Bruderpaar, der eine die verkleinerte Kopie des anderen. Alem würdigte die Werft schon keines Blickes mehr. Aus den Augenwinkeln betrachtete er die Landschaft, durch die wir gezogen waren. Ich sah das schnelle Gleiten seiner Augäpfel und wusste: Es ist vorbei, er macht sich für etwas anderes bereit.

Auch mein Vater hatte den Blick gesehen. Unnötig viel Staub aufwirbelnd, lief er zu den beiden hin. Alem wartete nicht, bis sie sich gegenüberstanden, um zu sagen: »Entlasst mich hier, Herr. Lasst mich zu den Sümpfen zurückkehren.« Der Wind schlug Alems Kapuze hoch.

Mein Vater trug die Haare kurz und sein Körper war unbedeckt. Ihn störte das anhaltende Pfeifen des Windes in seinen Ohren weniger als das Knattern des Mantels und der Tunika des Rrattika, ein Putz, den er missbilligte; genauso wenig wie ich verstand er, warum jemand so etwas trug. »So schnell, Alem?«, fragte er. »Du hast die Werft ja noch gar nicht aus der Nähe gesehen.«

»Ich habe genug gesehen, Herr. In Kanaan warten sie auf uns. Sie brechen das Lager nicht ab, bevor wir zurück sind.«

Ich stieß einen leisen Seufzer aus, den niemand hörte. Ich seufzte noch einmal, um Puts Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, doch unter Alems Arm verharrte er so reglos, als wäre er festgeklemmt.

Der Rücken meines Vaters glänzte. Auf seiner Haut stand zum ersten Mal seit unserer Abreise Schweiß. »Der Tag geht zur Neige. Es dauert nicht mehr lange, bis die Dämmerung hereinbricht!«, sagte er. Unter meinem Fuß knackte ein Zweig. Sie schauten mich alle drei an, ich erschrak vor ihrem Blick, denn mir war nicht bewusst, dass ich mich bewegt hatte.

Alem sah, so schnell er konnte, wieder von mir weg. Er schien etwas hinunterschlucken zu müssen, bevor er sagte: »Die Nacht ist nicht mehr als das Schwinden der Farben. Ich habe Euch an Euer Ziel geführt; die wenigen Stunden, die uns von der Dunkelheit trennen, werde ich gut nutzen.« Er streckte meinem Vater die Hand hin.

Mein Vater blieb einen Augenblick reglos stehen, ergriff sie dann jedoch und schüttelte sie. Er öffnete die Kiste zu Puts Füßen und bedachte die beiden mit Muscheln und Ringen. »Nehmt auch den Esel mit«, sagte er, nachdem Alem seinen Lohn in einen seiner Mantelschöße gefaltet hatte. Das war eine großzügige Geste: Er gab einem Rrattika einen Esel, das hatte ich bei den Sümpfen noch nie jemanden tun sehen. Es schien eine Verschwendung, doch das Tier war müde und womöglich krank. Alem legte sich vor meinem Vater auf den Boden, doch mein Vater bemerkte es nicht. Er stand schon wieder am Wegrand und schaute auf die Werft hinunter.

Ich umarmte zuerst Put, den kleinen Jungen, der so mit den Füßen scharrte, dass man zu husten begann. Das Kind sah mich nicht an. Es starrte auf den Boden, als läge dort etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit erforderte. Ich zeigte auf seine Perlen, alle Knöchelchen und Zähne, die ich für ihn auf eine Schnur gereiht hatte. Er legte seine Hand darauf wie auf eine schmerzende Stelle.

Anschließend ließ ich mich von Alem dem Lumpigen umarmen. Alem hatte uns von den wilden Tieren fern gehalten. Bei unserem Aufbruch hatte er gesagt: »Wer zu dem Baumeister des Schiffes will, muss den Tieren folgen. Sie kennen den Weg. Doch er darf sie nicht einholen. Sie sind gefährlich und haben Durst.« Mit seiner feinen Nase und seiner Fähigkeit, anhand von ein paar Fellhaaren in einer

Grube festzustellen, welches Tier vor uns her lief und wie groß sein Vorsprung war, hatte er uns sicher über die Hügel geführt. Ich drückte mich an ihn und er schlang seine Arme um mich. Er hielt mich lange fest, seine Hände und Finger glitten an meinen Lenden hin und her. Er trug viel mehr Kleider als ich. Ich hatte nur einen Schurz um die Hüften und ein sorgfältig geflochtenes Band um den Hals. Er trug einen Mantel mit langen Schößen, der lediglich seine Hände und Füße unbedeckt ließ. Dadurch glich seine Umarmung mehr einer Umwicklung, dem Einpacken eines Kranken, der von Fieber geschüttelt wird. Er legte seinen Mund an mein Ohr und murmelte meinen Namen. Ich rührte mich nicht, ich gab ihm Zeit, es sich anders zu überlegen, und schloss die Augen, um mich von der Überraschung zu erholen, dass er uns verließ.

»Ich gehe nicht mit euch mit, Re Jana«, flüsterte er. »Dieser Ort gefällt mir nicht. Ich bin bis hierher gekommen, weil ich ungläubig war. Jetzt sehe ich es mit eigenen Augen: ein Schiff ohne Fluss, ohne See, ohne Meer, eine Wirklichkeit, so verrückt, wie es in den Liedern klang.« Er drückte sich mit seinem ganzen Körper an mich, auch mit dem Becken und den Knien.

»Du hast es dir doch noch gar nicht angeschaut«, flüsterte ich. »Es gibt Dinge, die du von hier aus nicht sehen kannst.«

»Ich habe mit den Grasschneidern gesprochen. Sie tun so, als zögen sie zur Arbeit aus, doch in Wahrheit türmen sie. Hier gilt kein anderes Gesetz als das des Wahnsinns.«

Ich schaute zum Himmel hinauf, an dem auch das kleinste Wölkchen fehlte, das die Umgebung nicht ganz so endlos hätte scheinen lassen. »Wir waren noch nicht fertig. Du solltest mir noch so viel beibringen«, sagte ich. Ich steckte meine Finger in den Halsausschnitt seines Hemds und strich über sein Schlüsselbein. Diesen Hang verspürte ich, seit ich ihn kannte; ich zupfte an den Säumen seiner Kleider, weil dort seine Haut begann.

»Geh und such dir einen Mann. Mach mit ihm, was ich dich gelehrt habe, und du wirst glücklich werden.« Er drückte seine Lippen auf meine Augen, zuerst auf das linke, dann auf das rechte. Er war viel älter als ich, mehr als doppelt so viele Jahre. Er aß schon seit Wochen dasselbe wie wir, doch er roch noch immer nach den Dingen, die sein Volk verzehrte, und nach der mit Fett vermischten Asche, mit

der sich seinesgleichen einrieb. Er hatte seinen Wasserbeutel immer leer getrunken. Nie hatte er einen Teil davon verwahrt, um sich damit zu waschen. Sein Geruch war mir lieb und teuer geworden, doch jetzt beim Abschied roch er wieder nach dem zufällig vorbeiziehenden Rrattika, der tut, was von ihm verlangt wird, weil man ihn dafür bezahlt, der jedoch kein Verständnis dafür hat, was unsereinen treibt.

Mein Vater sagte: »Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.« Alem und der kleine Put verbeugten sich zum Gruß vor meiner Mutter. Sie blinzelte ihnen mit einem Auge zu, auch dem Kind. Wir schauten ihnen nach, bis sie die Sträucher ein Stück weiter erreicht hatten. Das war das Letzte, was ich von Alem sah. Er war der Lehrmeister meines Vaters beim Wandern gewesen, er hatte ihm den Stand der Sonne und die Bewegung der Sterne erklärt. Und wenn mein Vater alle Sterne gesehen hatte und schlief, rief Alem der Lumpige mich zu sich. Mein Lehrmeister war er in der Liebe.

Das Volk, das die Arche baut

Der Weg zur Werft war beschwerlich. Im Zickzack stiegen wir den Hang hinunter. Die Steine schossen unter unseren Füßen weg. In der Tiefe sahen wir Menschen in ihrer Arbeit verharren und zu uns hinaufschauen. Wir erregten Aufmerksamkeit durch das Klirren und Klappern unseres Gepäcks, das Rollen der Steine und das langsame, behutsame Schieben der Trage. Wir hielten nur ein Mal an, auf einer Terrasse mit einer kleinen Wiese, von der aus wir die Werft aus der Nähe überblicken konnten. Mein Vater betrachtete leise keuchend die Betriebsamkeit unter ihm. Die Umgebung bot einen wüsten Anblick und die Einteilung der Werkstätten war unübersichtlich. In einer Falte der Landschaft standen Dutzende von Tieren und starrten uns an. Einige befanden sich in von Steinmauern eingefassten Kralen, doch die meisten liefen frei und unbewacht herum. Ich erwartete Worte des Missfallens, doch er atmete nur den Duft ein, der uns entgegenwehte, und sagte: »Maulbeersträucher, Gott sei Dank!«

Als der Hang hinter uns lag, war das Einzige, das uns noch von der Siedlung trennte, eine Grube, die, wie die Hiebe und Kerben in den Wänden vermuten ließen, einst ein Steinbruch gewesen war. Der Boden war staubig und weich. Mein Vater suchte eine Mulde von der Größe meiner Mutter und entfernte alles daraus, was sie verletzen konnte. Dann breitete er ihre Wolldecke darüber aus, zog die Trage heran und rollte meine Mutter hinein. Er wusch sie gründlicher als sonst. Mit dem Daumen und Zeigefinger knetete er ihre Fußsohlen, drehte sie auf den Bauch und strich über ihre Wirbelsäule, zuerst mit der Handfläche, anschließend mit den Fingern. Er legte Aufgüsse auf die Wunden an ihrem Steißbein und ihren Schultern, trocknete sie ab und rollte sie wieder auf die Trage. Er rieb sie mit Öl ein und wickelte den Lendenschurz um ihre Hüften. Die Fersen verband er, sie waren am schlimmsten zugerichtet. Ihr Oberkörper glänzte, die Motive auf ihrem Bauch und ihren Schultern schienen durch die tief stehende Sonne zum Leben erweckt. Er kämmte ihr die Haare und behängte sie mit Muschelschmuck. Die ganze Zeit sprach er mit tiefer Stimme zu ihr. »Sie werden sich hier nach dir

umschauen. Jemanden, der so schön ist, haben sie sicher noch nicht gesehen.« Ich lauschte seinen Worten, als wäre es ein Lied.

Als er fertig war und ich die Zeit genutzt hatte, um die schmerzenden Stellen an meinen Füßen mit Speichel einzureiben, verließen wir die Grube und machten uns auf den Weg zur Siedlung. Wir kamen an Dutzenden von Unterkünften vorbei, vor denen auf steinernen Feuerstellen Tee in Kannen brodelte. Die Leute, die dort beschäftigt waren, musterten uns schnell, erstaunt über unser Aussehen und die Sachen, die wir mit uns schleppten, jedoch nicht übertrieben neugierig. Wir gingen direkt auf das Bauwerk zu. Es war nicht einfach, mit der Trage so weit zu kommen. Überall lag Gerümpel. Bretter, Steine, Werkzeug und andere Utensilien waren ohne Überlegung irgendwo abgelegt und zurückgelassen worden, dazwischen rannten barfüßige Kinder herum, in den Behausungen liefen Hunde und Ziegen aus und ein. Man hatte zwar einen Weg frei gelassen, doch der war mit der persönlichen Habe von Menschen – Trinkbecher, Kämmen, Decken, Löffel, Kochgerät – übersät und so begriff ich, dass die Aussparung nur tagsüber einen Weg bildete; nachts war sie der Schlafplatz vieler, von Arbeitern, die wie Hunde unter freiem Himmel schliefen. Noch nie hatte ich so viele Stapel und Haufen von Dingen gesehen, die nicht im Geringsten zusammengehörten. Ich fragte mich, wie einer hier jemals etwas wieder fand.

Mein Erstaunen war so groß, dass ich stehen blieb, doch mein Vater mahnte mich zur Eile. Er trat Gegenstände weg, um für die Trage Platz zu schaffen, und handelte damit nicht anders als die Bewohner dieses Ortes, die Lasten hin und her schleppten; es war die einzige Möglichkeit, vorwärts zu kommen. Je näher wir der Werft kamen, desto weniger Behausungen und umso mehr Menschen trafen wir an. Sie waren mit langen Mänteln und nachlässig genähtem Schuhwerk bekleidet und mit Hobeln, Meißeln, Bohrern und anderem Holzbearbeitungsgerät bepackt. Manche hatten auch einen Stock dabei, als hätten sie nicht vor, einem Weg zu folgen, sondern sich einen zu schlagen.

Aus der Nähe wirkte das Schiff noch größer als von der Klippe aus. Das Bauwerk war von einem Gerüst umgeben, in dem hier und dort Leute hingen oder saßen. Befehle wurden geschrien und Eimer gehoben. Mein Vater stellte sich zwischen die Arbeiter, ohne sich um die fragenden Blicke zu kümmern. Er kletterte unter

dem Gerüst durch und bahnte sich einen Weg durch den Wirrwarr aus Bambusrohren und Sonnensegeln. Vor dem Rumpf blieb er stehen, schlug dagegen und lauschte auf das Geräusch. Dann lief er um das riesige Gebilde herum. Als er am Bug angekommen war, geriet er außer Sichtweite.

Er blieb eine Weile fort. Ich wedelte mit der Hand die Fliegen von meiner Mutter weg. Ihre Lippen waren schon wieder weiß und trocken und ich hatte kein Wasser mehr. Doch meine Mutter bat nicht darum. Ihr Auge glänzte. Hätten die Enten ihren Willen damals nicht mitgenommen, hätte sie es sagen können: »Hier sind wir nun, das ist es jetzt, weiter brauchen wir nicht zu gehen.«

Ich wartete mit meinem Lächeln, bis sie mich zufällig ansah. Der Arbeitslärm füllte meinen Kopf wie in meiner Kindheit, als nicht nur mein Vater, sondern auch seine Brüder, Vettern und Freunde die Teerschicht von ihren Booten kratzten und eine neue anbrachten. Da die Geräusche so beherrschend waren und die Bewegungen der Arbeiter um mich herum so effizient und schnell, wurde die Werft immer größer. Sie begann, die ganze Welt einzunehmen, und ich vergaß, dass es hinter dem Kamm noch etwas anderes gab. Mühelos konnte ich in den Bewegungen der Jungen mit den Brettern und Nägeln die Lust erkennen, die sie trieb. Hier werden die Lieder gemacht, die wir singen, dachte ich, hier entstehen die Geschichten, die man sich in hundert Jahren noch erzählt.

Mein Vater erschien am Heck und kam zu uns zurückgerannt. Er hatte sich das ganze Bauwerk angeschaut, sein Umfang ließ ihn keuchen. Er hatte gesehen, dass es ein robustes Schiff war, mit wenig Tiefgang und einem flachen Rumpf, als sollte es einmal hoch auf den Wellen reiten. Er hockte sich neben uns und brüllte meine Mutter an, als erwarte er ihren Widerspruch.

»Er senkt den Bug ab!«, schrie er. »Er beugt die Spitze, wie man einer Ente das Genick bricht.« Sein Gesicht hatte jetzt wieder Farbe, er glich nicht mehr dem Mann, der noch ein paar Tage zuvor mit rauer Stimme singend die Enten verfluchte, die über uns hinwegflogen. »Wie will der Mann denn Kurs halten? Sein Schiff bricht mittendurch, wenn er die Rippen nicht gleichmäßiger hochzieht.« Als wüsste sie die Antwort, fragte er meine Mutter, warum der Baumeister kein Eichenholz verwendete. Eichenholz war wasserfest und unverwüstlich! Es ließ sich bereitwillig spalten! Waren noch nicht genug Boote

aus Pinienholz untergegangen? »Was für Menschen sind das?«, fragte er. »Wer sind sie? Zu welchem Volk gehören sie?«

Meine Mutter blinzelte ein paar Mal mit ihrem linken Auge. Darauf richtete er die Frage an mich, doch ich schüttelte den Kopf. Diese Leute waren bleich, ihre Gestalten verbargen sich unter langen Gewändern. Die Mädchen waren mit Federn geschmückt, die Jungen hatten Zeichnungen auf der Stirn, schwarze Motive, die in Schläfenhöhe im Haarstrich verschwanden. Sie ähnelten keinem einzigen Wandervolk, das wir an den Sümpfen hatten vorbeiziehen sehen. Nichts deutete in dem Moment schon darauf hin, dass wir bei einem Volk angekommen waren, das wir kannten.

Gutes Wasser (1)

Wir folgten eilig dem Weg, der direkt zu dem hohen, blutroten Zelt führte, das uns schon von der Klippe aus aufgefallen war. Es stand mit seiner Öffnung zur Werft und war von den Umwohnenden auf der einen Seite durch Berge von Schwarten und auf der anderen durch makellose, jedoch nachlässig aufgestapelte Bretter abgeschirmt. Das Zelt war nicht aus Tierhäuten gefertigt, sondern aus fest gewebtem Ziegenhaar. Es war groß und die Stangen zitterten wie Beine nach einem wochenlangen Marsch. Über dem Dach flatterten Tauben. Dies war der Wohnsitz des Baumeisters, von dem wir in den Sümpfen gehört hatten. Er sollte alt, aber kraftvoll sein, ein Mann mit einem unerschütterlichen Willen. Und er sollte über Kenntnisse verfügen, die kein anderer besaß, Kenntnisse, die er für keine Perlen oder Muscheln der Welt teilen wollte.

Wir kamen an dem Tümpel vorbei, an dessen Ufer Frauen standen.

»Sie hat Durst«, sagte ich zu meinem Vater, während ich mit dem Kopf auf meine Mutter zeigte, doch er lief weiter und wartete nicht auf uns.

Die Frauen wichen vor uns zur Seite. »Hat man euch die Kleider gestohlen?«, fragten sie, während sie schnelle Blicke tauschten. Sie sprachen in einer fremden Mundart und benutzten Worte, von denen wir nur Teile kannten oder die wir schon lange nicht mehr gehört hatten. »Und was ist mit ihr?«, fragten sie. Sie nickten zu der dunklen, prächtig zurechtgemachten Frau auf der Trage hinüber, deren Haare in Wellen gezogen, deren Zehennägel gefärbt und deren Schultern und Bauch mit Blumenmotiven geschmückt waren. Offensichtlich konnten sie sich nicht vorstellen, jemals mit so viel Respekt behandelt zu werden, nicht einmal im Vollbesitz ihrer Kräfte. Sie stellten einander die Frage, die wir unterwegs so häufig gehört hatten: »Ob sie eine Königin ist?«

Meine Mutter schlug ihr Auge zu ihnen auf. Ich glaube nicht, dass sie sie missbilligte. Sie war neugierig.

»Sie ist lahm«, sagte ich.

»Wer hat sie lahm geschlagen?«

»Niemand. Es ging von selbst.«

»Warum schleppt ihr sie hierher? Sucht sie Arbeit?« Die Frauen prusteten los. Sie hatten alle einen Krug dabei. Eine von ihnen – ein gedrungenes Mädchen mit einem bröckeligen Gebiss, das seine Krüge mit Grasbüscheln verschloss – ließ Wasser in einen Becher laufen. Die Öffnung war mit Gaze bedeckt und darin lagen Steine, Zweige und Blätter. Der Wasserstrahl machte ein leise gurgelndes Geräusch. Doch das Wasser roch nach Schlamm. Ich brauchte meine Mutter nicht anzusehen um zu wissen, dass ihr Augenlid zitterte wie der Flügel eines Falters.

Ich ging zu dem Mädchen und fragte: »Kann ich etwas Wasser bekommen?«

Sie nahm den Becher und reichte ihn mir, doch ich dachte, sie hätte mich nicht verstanden, und sagte: »Ich meine frisches Wasser, sauberes. Zum Trinken.«

Sie zeigte auf die Krüge um sie herum und sagte: »Das ist alles, was wir haben.«

»Aber wo ist die Quelle?«, drängte ich. »Wo ist der See oder der Fluss, auf dem später das Schiff fährt?«

»Es gibt keinen See und keinen Fluss.«

»Wo ist dann die Quelle, die ihr hierher leiten wollt? Wo ist der Brunnen, der dieses Becken füllen und das Schiff heben soll?«

Das Mädchen wurde rot. Ich konnte sehen, dass sie sich über meine Nacktheit, mein Drängen und meine Sprache ärgerte. »Ich sage dir doch, dass es sie nicht gibt«, fuhr sie mich an.

Meine Mutter blies und schnaufte, in ihrem Mundwinkel erschienen Speichelbläschen. Ich kniete mich neben sie. Ich wischte ihr den Mund ab und sagte: »Du hast Recht, hier ist kein Wasser. Hier brauchen wir vor keiner Strandlinie zurückzuweichen, hier gibt es keine.« Sie sprudelte noch mehr Schaumbläschen hervor. Eine andere Möglichkeit, ihren Triumph auszudrücken, hatte sie nicht.

Meine Mutter

Die Mutter meiner Mutter hieß Enah. Sie war die Tochter Maniladas, die nach ihrem letzten Kind noch sechszwanzig Jahre lebte. Manilada war die Tochter Elokans, die sechszwanzig Jahre wurde. Sie starb und wurde nie vergessen. Sie war das Ebenbild ihrer Großmutter Kan, die neun Söhne und neun Töchter hatte. Ihr letztes Kind gebar sie, als sie fünfundvierzig war, und danach lebte sie noch dreißig Jahre.

Meine Mutter war wie ihre Mutter und Großmutter Fischerin. Ihr Boot war nach der Seeschwalbe benannt. Sie kannte den Sumpf wie andere einen Acker oder Hügelrücken. Solange sie mit der Flotte mitfuhr, genoss sie großen Respekt. Ich weiß noch, wie sie zu ihrem Boot lief. Sie war schnell und flink. Sie achtete nicht darauf, wie sie sich bewegte, bis sie bemerkte, dass sie beobachtet wurde. Dann spürte man, wie sie sich veränderte. Unter dem Blick anderer Menschen, selbst dem eines Kindes, begann sie zu schreiten. Sie hielt ihre Kraft zurück. Es kostete sie Mühe, sie war zu ungeduldig für Anmut.

Eines Tages stand sie neben ihrem Kahn im Wasser. Mit einem Sieb schöpfte sie die kleinen Fische, nicht größer als eine Kinderhand, aus den Fluten. Plötzlich ging sie in die Knie. Sie griff nach dem Bugrand und richtete sich wieder auf. Einen Moment lang hielt sie sich an dem schmalen Rand fest, dann taumelte sie in den Kahn. Ich sah nur noch ein paar Finger und eine Fußsohle. Ich hörte sie schreien, das Kreischen, mit dem sie sonst Eberschweine und Schlangen vertrieb. Einen Augenblick nur, dann war es wieder still. Der kurze Kahn, der nicht zum Fahren diente, sondern nur zum Ablegen des Fangs, umschloss sie wie eine Nusschale.

Ich war damals noch ein kleines Mädchen, ich hatte noch lange nicht die Zähne gewechselt. Da ich nicht schwimmen konnte, stand ich so weit im Wasser, wie ich mich traute. Ich erwartete, dass der Kahn zu mir zurückkommen, dass sie aussteigen und mich fragen würde, warum ich so jammerte, doch er kam nicht, er trieb vom Ufer weg. Wassertiere strichen über meine Haut, Insekten setzten sich auf mein Gesicht und meine Ohren. Ich ließ mich bis zu den Schultern ins Wasser

sinken. Ich versuchte, die Bewegungen zu machen, die ich bei meiner Mutter gesehen hatte, doch ich ging unter. Ich streckte die Hände nach oben. Ich schluckte Wasser und prustete. Ich wühlte und strampelte so lange, bis ich das Holz des Kiels fühlte.

Über das Schlepptau bin ich schließlich ins Boot geklettert. Meine Mutter lag zwischen den toten Fischen. Sie lebte. Es war kein Blut zu sehen. Sie sah mich hellwach und fragend an. Doch sie streckte mir nicht die Hand entgegen. Sie half mir nicht, an Bord zu kommen. Sie blinzelte mit dem linken Auge, mehr tat sie nicht. Niemand wusste, dass wir hier waren, wir waren an dem Morgen ohne Plan losgezogen. Das Meer öffnete seinen Schlund und das Wasser stieg.

Rrattika

Es war nicht leicht, meine Mutter zu dem roten Zelt zu bringen, nachdem mein Vater schon weitergegangen war. Der Weg dorthin war steil und die Erde locker. Obwohl überall Arbeit Suchende standen, bot mir niemand Hilfe an. Sie waren alle zu beschäftigt, warfen sich schnelle Sätze zu, gestikulierten heftig und hielten den Blick auf den Vorhang des roten Zeltes gerichtet.

Als ich näher kam, verstand ich Fetzen von dem, was sie sagten:

» ... haben hier schon viele erzählt ...«

»... er ein richtiger ...«

» ... große Töne gespuckt ...«

Ich näherte mich dem Zelt so weit, wie ich konnte. Ich hoffte, meinen Vater zwischen den Wartenden zu finden, doch dann erkannte ich, dass er sich schon drinnen befand, in der Schlange. Ich ließ meine Mutter unter einer Zeltleine zurück, dem sichersten Platz, um nicht überrannt zu werden. Dann ging ich zur Zeltseite. Indem ich über Holzstapel, Späne und Topfscherben kletterte, fand ich eine Stelle auf einem Haufen zerschnittener Zweige, wo ich mich ungesehen hinsetzen konnte. Wenn die Wartenden auf dem Hof einigermaßen ruhig blieben, konnte ich verstehen, was hinter der Plane aus Ziegenhaar gesprochen wurde.

»Es ist einer dabei, der behauptet, Schiffsbauer zu sein«, hörte ich jemanden sagen. Und dann das gurgelnde Geräusch von Tee, der aus großen Kannen in Becher gegossen wurde. Ich stellte mir vor, dass da drinnen vier oder fünf Männer saßen, der Baumeister, seine Söhne und offenbar noch ein Diener für den Tee, der wie ein Affe lachte und die Gespräche schamlos störte. Nacheinander wurden die Bewerber gemustert. Mit sicher nicht mehr als einem Lendenschurz bekleidet, zeigten sie die solide Beschaffenheit ihrer Glieder. Ich hörte, wie sich eine milde Stimme nach Arbeitserfahrung, Fertigkeiten, Alter und Kraft erkundigte. Ich erkannte ein System in den Zuteilungen. Für das Gerüst, das voll im Bau begriffen und das für den Rest unentbehrlich war, wurden die meisten gesucht. Ferner brauchte man Leute für das Pech. Dafür suchten sie Jungen, die nicht murrten, die zu vielem fähig und zu allem bereit waren. Die Befragungen dauerten nur kurz,

doch da es so viele Bewerber gab, musste ich lange warten, bis mein Vater an der Reihe war.

Die Stimme meines Vaters klang zuerst leise und schüchtern zwischen den anderen. Allmählich verstummte das Gluckern und Schlürfen. Mein Vater wählte seine Worte mit Bedacht. Er sprach über das Biegen von Spanten, das Kalfatern von Fugen und das Anbringen von Trennwänden. Nach und nach verlor er seine Scheu. Er redete, wie ich es von ihm gewohnt war: unumwunden und überzeugt davon, im Recht zu sein. Er wusste natürlich, wovon er sprach. Er hatte große Schiffe gezeichnet und gebaut und nur selten war eines untergegangen. Obwohl sein Ruf nicht bis hierher reichte, sprach er, als wäre dies sehr wohl der Fall.

Es funktionierte. Gelegentlich kam eine kurze Entgegnung, eine Antwort der milderen Stimme. War das der Baumeister?

Als mein Vater seine Ausführungen beendet hatte, sprach niemand mehr. Die Tauben setzten sich. Auch die Wartenden im Vorzelt waren still, sie klapperten nicht länger mit ihren Werkzeugen.

»Ich will ihn beim Holz!«, ertönte es hinter der Plane. Das war eine neue Stimme, eine, die ich noch nicht gehört hatte. Die Stimme war nachdrücklich, jedoch nicht zwingend, und sie entzückte mich so, wie mich der Fund eines glatten Steines unter einem rauen entzücken konnte. Ab und zu schwang ein Pfeifen in ihr mit. Ich verharrte still und atemlos, um ihr zu lauschen.

Zu meinem Erstaunen folgte kein Widerspruch, nur ein murrendes Gebrumm, das nicht von meinem Vater stammen konnte. Es herrschte eine ungläubige Stille voller Hüsteln und Scharren. Schließlich hörte ich meinen Vater die Worte sagen, mit denen wir uns in den Sümpfen verabschieden, deshalb verließ ich hastig meinen Zweigstapel und eilte zum Zelteingang zurück.

Mein Vater war früher auf dem Vorhof als ich. Er kam rückwärts unter dem Vorhang hervor, gefolgt von einem jungen Mann in einem gestreiften Hemd. Der Junge war nicht älter als ich und im Gegensatz zu allen anderen, die ich auf der Werft gesehen hatte, blond. Um die Taille trug er einen geflochtenen Gürtel und an den Füßen ungepflegten Schuhwerkes.

»Ihr werdet hier einen wichtigen Platz einnehmen«, hörte ich ihn zu meinem Vater sagen. »Keiner von uns hat das Wissen, mit dem Ihr sprecht.« Ich erkannte die

Stimme aus dem Zelt. Irgendetwas war mit seiner Atmung nicht in Ordnung, ich hörte wieder das Pfeifen.

Mein Vater tat so, als würde er den jungen Mann nicht bemerken. Mit wehenden Haaren und Flecken im Gesicht vor Anspannung schaute er sich um, auf der Suche nach meiner Mutter und mir.

Der Junge schien es nicht zu bemerken und sagte: »Mein Vater ist krank und wir brauchen Männer mit Sachverstand. Mein Bruder Sem kümmert sich um das Gerüst, mein Bruder Japheth um das Pech. Beide haben Fachleute an ihrer Seite, Vorarbeiter, die ihnen bei der Arbeit helfen. Euch will ich als meinen Mann fürs Holz.«

Mein Vater entdeckte mich und kam auf mich zu. Der Junge folgte ihm und wäre fast an mir vorbeigelaufen. Aus der Nähe erkannte ich, dass er nicht blond war, sondern Späne in den Haaren und Wimpern hatte. Auf seiner Stirn prangte das schwarze Motiv, das man hier bei allen Jungen sah. Er war hager und hatte die hellste Haut von allen. »Können wir eine Abmachung treffen? Sehen wir uns bei Sonnenaufgang bei der Schreinerei?«, fuhr er unbeirrt fort.

Mein Vater reichte mir seinen Wanderstock, zuckte mit den Schultern und murmelte ein störrisches Ja. »Nimm die Trage«, sagte er kurz angebunden zu mir. Er packte das andere Ende und ging vor mir her zum Weg, ohne sich noch ein einziges Mal nach dem Jungen umzusehen.

Ich begriff nicht, was los war. Das Augenlid meiner Mutter zitterte. Sie blies und schnaufte. Mein Vater hörte es, doch er sah sich nicht um; er trat das Gerümpel auf dem Weg vor sich her und lief unerbittlich weiter. Ich schaute über die eine und dann über die andere Schulter, doch auf einem Weg wie diesem war es eine Kunst, nicht zu stolpern, deshalb gab ich mir keine Mühe mehr. Ich ging schnell weiter, wie es mein Vater wollte.

Erst als wir hinter den Holzstapeln angekommen waren, ließ er die Trage auf den Weg sinken. Er schaute erst mich und dann meine schnaufende Mutter an. Er beugte sich über sie, ballte die Fäuste und legte sie auf seinen Bauch, als wäre er unter dem Gürtel getroffen worden. Ganz langsam sank er nieder. Er drückte seinen Mund auf das Auge, das er vor langer Zeit zugenäht hatte, um es vor dem Austrocknen zu schützen. Dann sagte er: »Ich kann nicht für sie arbeiten. Das ist

kein zuverlässiges Volk. Sie haben keine Ahnung vom Schiffsbau. Das sind Rrattika!«

Das waren sie, Rrattika, das Volk, das umherzog, nur dann und wann auftauchte, um zu betteln oder die Häuser derer, die geblieben waren, zu plündern. Sie ähnelten kaum den Rrattika, die wir kannten, mit ihrer hellen Haut sahen sie trügerisch anders aus, doch sie hatten dieselben Sitten. Sie verstanden weder etwas von Wasser noch von Booten. Sie waren nicht sesshaft, so sehr sie sich auch bemühten, lange Zeit am selben Ort zu bleiben. Und sie hielten Vieh auf ihre Art, indem sie Herden stahlen und sie ohne Mitleid tagelang vor sich her trieben.

Hinter dem Holzstapel her konnte ich das rote Zelt sehen. Jetzt standen noch mehr Leute dort, Männer waren nach draußen getreten und schauten sich unruhig um. Der Junge mit der besonders hellen Haut war nicht dabei. Sie trugen alle diese übergroßen Mäntel, deren Schöße gegen ihre Waden schlugen. Ihre Kleider hatten die Farbe von Sand, Holz und dem grauen Wasser, in dem sie gewaschen wurden. Das war das wimmelnde Volk, das wir kannten, das schon seit Jahren auf unserer Pelle lebte und das ich nach dem Willen meines Vaters nicht anschauen durfte. Jetzt betrachteten sie uns und wir standen hier, inmitten ihrer Häuser, Wege und Habe. Ich fand den Anblick schön, doch meinen Vater schauderte es. Damit er sie nicht riechen musste, atmete er durch den Mund.

Die Abreise meines Vaters

Mir war nur das schlechte Wasser aufgefallen, doch mein Vater schloss es aus tausend anderen Dingen: den Behausungen aus Pflöcken und Planen, den Kochfeuern, die ständig den Platz wechselten, das Fehlen von Öfen und Brunnen, den Latrinen, die nicht mehr als flache Gruben waren, den abgelaufenen Hufen der Ziegen, dem Korn, das in gewebten Säcken und nicht in Körben aufbewahrt wurde. Alles deutete darauf hin: Diese Leute waren Nomaden. Sie trugen Messer am Gürtel, da sie stets damit rechneten, sich ihren Platz am Brunnen erkämpfen zu müssen. Wurzel- und Nussesser waren es, vom Landbestellen hatten sie keine Ahnung.

Jetzt verstanden wir, warum Alem den Weg so sicher hatte finden können. Er hatte uns zu seinen Brüdern gebracht. Es hatte uns schon gewundert, dass er so viel von diesem Unternehmen wusste. Dass ein Mann einen großen Plan gefasst hatte, dass seine drei Söhne daran beteiligt waren, dass er ein Schiff aus dem Holz einer harzreichen Baumart baute, dass es viele kleine Räume haben und von innen wie außen mit Teer bestrichen werden musste, dass es mindestens drei Etagen hoch sein sollte und lang, länger als irgendein anderes Bauwerk, das jemals entworfen worden war, und dass folglich Hunderte von Arbeitern benötigt wurden, Männer, die mit einem Gerüst umgehen konnten, Pechstreicher und Leute, die etwas vom Biegen und Hobeln von Spanten verstanden. Dass der Plan nicht vom Schiffsbauer stammte, sondern dass er ihm von einer höheren Macht eingegeben worden war. Dass es für die Arbeit eine Vergütung geben sollte, eine Belohnung, wenn das Werk die Bedingungen erfüllte. Wie hatte Alem das alles herausgefunden? Durch die Geschichten, die ihm auf seinen Wanderungen erzählt worden waren?

Wir nannten Alem und seinesgleichen Rrattika, nach den glänzenden, wurmartigen Insekten, die man nicht zertreten kann, weil sie schon so platt sind, dass sie sich unter dem Fuß hervorwinden. Natürlich hatten sie auch einen richtigen Namen: Feuerhinterlasser, ein Titel aus der Zeit, als unsere Leute noch keine Feuertöpfe besaßen und voller Angst vor Wind und Regen auf den Abzug

der Streuner warteten, um die Kohlen aus ihren Kochstellen zu holen. Sie hatten diese seltsamen Ausklappzelte, die sie bei Sturmwetter zusammenfalteten und auf die sie sich dann setzten. Vor allem darüber lachten wir: Bei schlechtem Wetter schützten nicht die Zelte die Rrattika, sondern die Rrattika die Zelte!

»Mussten wir deshalb den weiten Weg hierher kommen?«, fragte mein Vater.
»Alles aufgeben, um für Ungeziefer zu arbeiten?« Er sagte, dass er es nicht mit ansehen könne, diese Gleichgültigkeit gegenüber Qualität, diese Unordnung, diesen vollkommenen Mangel an etwas, das gemacht ist, um Bestand zu haben, um Wind und Wetter zu trotzen. »Gäbe es dort nicht dieses Schiff, sie würden morgen ihre Vorräte aufbrauchen, ihre Zelte zusammenfalten und ihre Kinder vor sich her jagen«, sagte er. Wir gingen zum Fuß der Klippe zurück, die wir meine Mutter zuvor unter Mühen hinuntergetragen hatten. Dort erblickten wir eine Gruppe von Grasschneidern.

Mein Vater bat sie, nach einem Mann mit einem Esel und einem Kind Ausschau zu halten. Konnten sie ihn bitten, augenblicklich umzukehren? Konnten sie ihm ausrichten, dass der Schiffsbauer und seine lahme Frau auf ihn warteten, um zu den Sümpfen von Kanaan zurückgebracht zu werden? Meine Mutter stöhnte. Mein Vater wandte sich ihr mit einer Geduld zu, für die er seine ganze Kraft aufbieten musste, und nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände. »Ich suchte fachmännisches Können, doch hier herrscht Unfähigkeit«, sagte er. »Was wissen diese Leute vom Bau eines Schiffes? Sie locken uns mit ihren viel versprechenden Geschichten hierher. Aus der Ferne klingt es, als sei es eine Gunst, für sie zu arbeiten. Der Mann, der mich anwarb, ist noch ein halbes Kind. Soll ich für ein Kind arbeiten?«

»Du hast dem Jungen mit der hellen Haut versprochen zu kommen«, sagte ich.

»Das Versprechen war falsch, Re Jana. In dem Zelt saßen seine Brüder, zwei Kerle mit breiten Schultern. Was sollte ich deiner Meinung nach machen? Ihnen Zeit geben, mich zu fesseln und mir mein Wissen abzuringen?«

»Aber ihr Bauwerk ist schön.«

»Es ist zu groß. Der Umfang lässt Wahnsinn vermuten, das hat Alem richtig gesehen. Wenn es überhaupt treibt, wozu dient es dann? Wer so viel zu tragen hat, der baut doch eine Flotte?«

Wir standen in der Grube, die uns noch von der Klippe trennte. Der Blick in seinen Augen war in dem Halbdunkel nicht richtig zu erkennen, der bestürzte Ausdruck auf seinem Gesicht dagegen schon. Er schaute sich um, als erwache er aus einem beängstigenden Traum. Ich weiß, was er macht, wenn er beschlossen hat zu bleiben: die Steine ringsherum so anordnen, dass sie Schutz bieten und einen beim Umdrehen im Schlaf nicht stören, mit den Füßen graben, bis sich der Boden lockert und er das, was sich darunter befindet, durch seine Finger gleiten lassen kann, Disteln und schneidende Gräser samt Wurzel ausreißen. Ich sehe seinen Blick über die Umgebung schweifen und die Gegenstände mit den Augen ordnen. Er wird die Nacht hier verbringen und das war mein Wunsch. Ich will in der Nähe dieses Volkes sein, dieser Brüder Alem des Lumpigen. Ich liebe das Klopfen und den Gesang, ich erkenne Puts Lieder, es sind dieselben, mit denen ich auf dem Weg hierher eingeschlafen bin. So aus der Nähe bilde ich mir ein, dass ich zu ihnen gehöre, dass ich frühmorgens alles, was ich habe, in eine Matte rolle, auf meinen Rücken werfe und losziehe und so den Traum meiner Kindheit erfülle.

Doch er empfindet nur Abscheu. Er fühlt sich betrogen, von den Geschichtenerzählern, von Alem, der sich so schnell aus dem Staub gemacht hat, von den Arbeitern auf dem Gerüst, die es aus der Ferne so aussehen ließen, als seien sie mit etwas wohl Durchdachtem beschäftigt. Er zeigt auf die zungenförmige Aushöhlung, in der die Spuren von Menschen mit Hacken noch deutlich sichtbar sind. »Lasst uns hier auf den Streuner warten«, sagt er. »Lasst uns das Zelt aufschlagen und hier übernachten. Den Aufstieg machen wir morgen früh.«

Ich stelle alle meine Sachen ab. Ich kann mir unter ‚morgen früh‘ nichts vorstellen. Unsere Zukunft ist ausgelöscht, ein neuer Morgen gehört nicht mehr zum Denkbaren.

Hätte er damals nicht alles Mögliche unternommen, ich hätte mich an jenem Abend nicht mehr viel bewegt. Er schlug das Zelt auf. Er baute mit Stöcken einen Schutz für mein Feuer. Ich bereitete seinen Tee mit Wasser, das wir für viele Muscheln von ein paar Frauen an ihren Kochstellen gekauft hatten. Ich schälte unsere letzten Nüsse aus. Ich dachte nicht nach bei dem, was ich tat. Ich handelte

in einem Zustand der Bestürzung. Ich konnte nicht glauben, dass wir erneut über jeden Hügel mussten, den wir erklommen hatten, dass wir wieder als Rechtlose an den Brunnen auf Wasser warten würden, dass wir wieder von Schlangen und Skorpionen bedroht werden würden. Ich konnte die Stimmen unserer Verwandten bei den Sümpfen schon hören: »Sie sind zurück und die Jahreszeit hat noch nicht einmal gewechselt.« Ich wollte nicht zurück. Ich konnte gutes Wasser finden, es kostete mich weniger als einen halben Tag. Und meine Mutter wollte nicht zurück. Erst nach dem Essen beruhigte sich ihre Atmung langsam.

Sie schlief, als sich die Geräusche hinter uns veränderten. Aus dem Klopfen und Hobeln wurde ein Mahlen und Rühren. Die Arbeiter zogen von der Badestelle nach Hause. Wir betrachteten das Auf und Ab von Menschen mit Fackeln und die Männer, die unter ihren Schutzdächern aus Planen, Stöcken und Schnüren so erschöpft waren, dass sie während ihres Abendmahls einschlummerten, den Kopf an einen Pfahl oder Stock gelehnt.

»Hast du ihre Felder vorhin gesehen?«, fragte mein Vater. »Sie haben die Sämlinge gepflanzt, ohne die Beete zu machen. Im Herbst können sie die Steine fressen, die sie liegen gelassen haben.«

Ich hatte sie gesehen, sie waren klein und karg, von der Art, die häufig bewässert werden muss.

»Aber das ist nicht das Schlimmste. Sie machen es wie Alem: Sie lassen die Frauen und Kinder Wasser suchen und beanspruchen es für sich. Wenn sie sich waschen, tun sie es beim Vieh. Ihr Trinkwasser bleibt drinnen, als wäre es ein Edelstein. Die Qualität einer Frau hängt von dem Geschmack des Wassers ab, das sie herbeischafft. Willst du so leben, Re Jana? Als Sklavin für einen Mann, der Durst hat?«

Seine Worte ließen mich kalt, ich konnte ihnen kaum lauschen. Ich ließ ihn reden, ohne ihn zu unterbrechen, dafür war ich zu erschöpft. Als ich seinen Becher mit Tee füllte, kleckerte ich auf seine Hand.

Mein Vater schlief in dieser Nacht im Sitzen. Der Anblick der vielen Arbeiter, die kein Zelt, ja, nicht einmal eine Plane hatten und einfach so zwischen den Steinen lagen, mit einem Werkzeug, einer Trinkblase oder einem Stein unter dem Kopf, hatte ihm Angst gemacht. Das Schnarchen aus unzähligen Kehlen und dazwischen

das Geschrei kleiner Kinder erinnerten ihn an Flucht und Hungersnot. Wie konnte er einer von ihnen sein?

Mein Schlaf dagegen war voller Aufregung. Ich träumte vom Bauch des Schiffes und dem stetigen Klopfen von Wasser. Die ganze Nacht fühlte ich mich dicht bei der Lagune und dem Meer, auch wenn mich ein wochenlanger Marsch von zu Hause trennte. Da es keine Flüssigkeit gab, schien das Versprechen darauf so viel schöner als bei einem Brunnen oder am Ufer eines Sees. Als der Morgen graute, war ich erfüllt von Bewunderung und Spott. Die Geräusche der erwachenden Werft muteten unwirklich an. Sie schienen hauptsächlich dafür gedacht, Gutgläubige anzulocken. Doch gerade durch den Wahnsinn des Unternehmens kam mein Vertrauen zurück. Nur jemand, der wusste, was er tat, konnte sich einen Plan von dieser Größe ausdenken.

Noch bevor das Tageslicht zurückgekehrt war, stand mein Vater auf. Er nahm sich nicht die Zeit, sich zu waschen und eine Schale Tee zu trinken. »Ich suche Alem und bringe ihn hierher«, sagte er.

Wie konnte er Alem finden? Der Streuner war schon eine ganze Weile weg und hatte die Gewohnheit, seine Spuren nach jeder Rast mit einem Reisigbündel zu verwischen.

Meine Mutter blies und schnaufte. Sie blinzelte mit dem Auge und ließ ihren Atem pfeifen. Doch mein Vater gürtete seine Hüften. Zu mir sagte er: »Kümmere du dich um sie«, und dann ging er den steilen Hang zur Klippe hinauf.

Gutes Wasser (2)

Es war noch früh, die Sonne lag noch weit weg bei den Göttern. Ich schleppte meine Mutter zu dem Tümpel. Es kostete mich eine Ewigkeit, die Trage zwischen den schlafenden Körpern zu lavieren. Ich keuchte und schwitzte, obwohl die Luft noch kühl war.

In der Ferne waren schon ein paar Frauen auf den Beinen, zurückgezogen, schleichend, schattenhaft und ohne ein Geräusch zu machen. Wenn ich allen zuvorkam, würde ich in dem Tümpel Wasser finden, das noch nicht trübe war. Ich schöpfte eine Hand voll, stellte jedoch fest, dass es auch ohne Bodensatz seinen Geruch behielt. Meine Mutter ließ es aus ihrem Mund in den Nacken laufen, als ich es ihr zu trinken anbot.

Ich wusste, was ich zu tun hatte. Ich brachte sie zu der Galerie aus Balken, unter der bereits Feuer angezündet wurden. Wie der Brustkorb eines riesigen Tieres lagen die glatt gehobelten Bretter in ihren Gestellen, jedes an der Stelle erhitzt, wo es sich biegen musste, manche von ihnen an den Enden mit Gewichten beschwert. Gleich würde ihre Krümmung mit Streben nachgebessert werden, keinen Augenblick würden das Feuer und das langsame Verziehen des Holzes unbeobachtet bleiben.

Wo ein Feuer unterhalten wird, sind Menschen, und wo Menschen sind, gibt es Aufsicht. Ich löste die Wünschelrute aus dem Hüftband meiner Mutter und deckte ihren Körper zu. Ich ordnete ihre Haare; wenn ich ihren Kopf geschickt hinlegte, konnte man die kahlen Stellen nicht sehen. Ich bettete ihren Kettenanhänger in die Grube an ihrem Hals, und als sie fertig war, ließ ich sie bei den Spantenbiegern zurück. Beim Weggehen spürte ich, wie mir ihr Auge folgte.

Ich streckte die Wünschelrute vor mir aus. Sie fühlte sich vertraut an, so, als wäre sie ein Finger, der schon immer dort gesessen hatte. Sie zeigte zur aufgehenden Sonne. Von Put wusste ich, wie Rrattika nach Wasser suchen. Sie schlugen die Sandkrusten von Felsblöcken ab, sie gruben Löcher in den Boden und winden Kakteen von ihren Wurzeln. Jeder Tropfen stellt sie zufrieden. Put hatte es uns

ausführlich vorgemacht. Wenn der Esel zu erkennen gab, dass er Durst hatte, blieb das Kind stehen und begann, wie ein Tier, das Gefahr wittert, in Kreisen zu gehen. In der einen Hand hielt es eine Schale, in der anderen eine Kalebasse. An einer wohl bestimmten Stelle blieb es stehen und kniete sich hin. Der Esel kam zu ihm, auch er hatte Wasser gerochen und wusste, dass Put es für ihn aus dem Boden holen würde. Put grub mit den Händen, und als er eine Armlänge tief gegraben hatte, waren sie nass. Er war so voller Selbstbewusstsein, als er es tat. Als ihn mein Vater das erste Mal dabei beobachtete, konnte er seine Augen gar nicht von ihm abwenden.

Doch mit solchem Wasser geben wir uns nicht zufrieden. Für uns ist der handgegrabene Brunnen nur ein Anfang, von dort aus suchen wir nach der Quelle. Was ich finden wollte, war die Zufuhr, die die Löcher füllte. Wir, die Töchter von Kan, haben eine Begabung für Wasser. Die Sümpfe, an deren Rand wir leben, werden durch Flüsse gespeist. Sie münden in die Lagune, die Lagune ins Meer. Dem Meer wird unterstellt zu schlucken, doch ein paar Mal pro Jahreszeit schließt es seinen Schlund. Es schickt uns sein salziges Aufstoßen, das Fische nach Luft schnappen lässt und Pflanzen verfärbt. Das Meer hat seine Blutung, heißt es, und dann ziehen wir Mädchen landeinwärts.

Wir beginnen bei einem Tümpel. Von dort aus folgen wir der tiefen, unsichtbaren Ader, die wir klopfen und manchmal sprudeln fühlen. Die Ader führt uns zu einer Höhle, einem Spalt in der Erde. Da schlagen wir unser Lager auf, dahin locken wir Männer mit starken Armen, die die Löcher für uns graben und das süße Wasser für uns schöpfen.

So kannte ich das Leben, das war meine Ordnung. Zu sehen, dass auf dieser Werft andere Gesetze galten, brachte mich aus der Fassung. Hier schleppten Frauen wie Esel auf dünnen Beinen Krüge herum. Doch war es nicht gerade deshalb mein Ort? Mit der von Generation zu Generation weitergegebenen Wünschelrute meiner Mutter und meiner Fähigkeit, an jedem Ort die Ader zu finden, die unter der Erdkruste strömt, war ich für ein Volk ohne Ahnung von Wasser eine reizvolle Partie. Alem hatte mich im Tausch für Wasser geküsst, er hatte Nacht für Nacht sein Wissen mit mir geteilt, mir seine Geheimnisse verraten, keinen Aspekt der Liebe vor mir verborgen gehalten. Meine Fähigkeit konnte mein Stempel werden,

ihre Unzulänglichkeit Wechselgeld in meiner Hand. Diese Erkenntnis verlieh meinen Füßen Flügel, auch wenn sie von dem langen Marsch noch schmerzten.

Ich ging den ganzen Morgen. Die Wünschelrute führte mich in die sichelförmigen Hügel, zu einem felsigen Gebiet, in dem nur der Wind wohnte. In den Felsen gab es Höhlen, viele Dutzend, die einander alle ähnelten und die mit ihrem einladenden geheimnisvollen Dunkel ihr Bestes taten, damit sich Vorübergehende verirren. In der Dünenpfanne, die dorthin führte, wuchs nichts, das Muster im Staub erinnerte an die Kräusel auf dem Wasser, wenn sich zu Hause der Wind erhob. Da der Wind nicht zwischen die Felsen kam, gab es hier unerwartet viele Fliegen, die sich sofort auf meinen Mund setzten. Die Sonne stieg und wurde heiß.

Mein gesunder Menschenverstand mahnte mich zur Umkehr, die Umgebung war verwirrend und bedrohlich, ein Ort, von dem es womöglich kein Zurück gab, doch ich wusste, dass ich mich meinem Ziel näherte. Die Wünschelrute zitterte auf den Spitzen meiner Finger und zeigte krampfhaft auf eine bestimmte Öffnung in der Felswand. Wie die anderen Höhlen war auch diese einst mit einem Gatter verschlossen gewesen, doch das war inzwischen eingesunken und halb verrottet. Die Höhle sah übersichtlich aus, sie war handförmig und bestand aus Nischen und Gängen. Ich atmete den Geruch von feuchter Erde ein. Je tiefer ich eindrang, desto unebener wurde der Boden. Ich stolperte. Um mich herum lagen fremdartige Gegenstände, die mit einem hohlen Geräusch von mir wegrollten. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass es Schädel und Knochen waren. Ich versuchte, mir einzureden, dass sie von toten Tieren stammten, doch meine Augen gewöhnten sich schnell an die Dunkelheit und schon bald war kein Zweifel mehr möglich: Um mich herum lagen die menschlichen Überreste von Nomaden, über Jahrhunderte im Vorbeigehen zurückgelassen. Das hier war ein Friedhof, die Schädel waren in Reihen aufgestapelt, es waren auch kleine dabei, von Kindern und Neugeborenen. In Löchern links und rechts vom Weg lagen Oberschenkelknochen und Rippen, fein säuberlich voneinander getrennt. Je tiefer man in die Höhle eindrang, desto mehr ähnelten die Stapel riesigen, regelmäßigen Bauten.

Ich wollte zurücklaufen, weg von dem Ort, der so unreinlich, fast barbarisch anmutete – wir legten unsere Toten auf getakelte Papyrusboote, die wir auf der Lagune verbrannten. Doch die Wünschelrute in meiner Hand zitterte unbezähmbar. Ich dachte, dass es an mir läge, dass es meine Hände seien, die sich wie Blätter im Wind bewegten und die Spitze der Rute in Schwingung versetzten, doch aus dem Zittern wurde ein Peitschen, die Spitze schlug mir wahrhaftig ins Gesicht.

Ich ging so weit, bis die Dunkelheit das Gehen fast unmöglich machte. Die Höhle hatte einen tiefen Ausläufer, eine schmale Rinne, zu finster, um sich hineinzuwagen. Von oben fiel etwas Licht herein, doch es war so spärlich, dass man meinte, hier wohne die Nacht. Galerien waren durch enge Gänge miteinander verbunden. Ich tastete mich bis zu einer Stelle vor, die in die Unterwelt hinabzuführen schien. Ich kam nur langsam voran. Immer wieder gab es tiefe Löcher, die meinen Tod bedeuten konnten, dennoch balancierte ich auf dem schmalen Rand weiter, da es die einzige Möglichkeit war, zu den Furcht einflößenden Knochentürmen, die immer höher und nach einem immer strengeren Muster gebaut waren, Abstand zu halten.

Ich weiß nicht, wie ich den Durchgang zur Quelle gefunden habe. Er war so klein, dass man meinen konnte, er sei nicht mehr als eine Falte im Gestein. Im Auftrag der Wünschelrute wand ich mich hindurch. Der Boden war nass, meine Füße glitten aus, ich erwartete, jeden Augenblick mit dem Kopf gegen eine Felszacke zu stoßen, doch das Wasser war so nah, dass ich mich zum Weitergehen zwang. Soll mich mein Vater jetzt noch mal von hier wegholen, dachte ich, soll er mich jetzt noch mal davon überzeugen, dass er Recht hatte. Ich ging auf ein Geräusch zu, das ich kannte, streckte die Hände aus und fühlte nach einigem Suchen Wasser, so kalt, dass es mich in die Finger zu beißen schien. Der Strahl war nicht stärker als ein Ziegenbächlein. Doch wenn ich Geduld hatte, würde mein Krug voll laufen. Begegnung mit Ham

Die Sonne hatte gerade erst den Zenit überschritten, als ich wieder zur Spantenbiegerei kam, den Krug bleischwer an meinem Arm. Meine Mutter war weg. Die Stelle, an der ich sie zurückgelassen hatte, war zerwühlt und ihre Wolldecke lag zerknittert zwischen dem Gerümpel.

Mein Vater ist zurück, war mein erster Gedanke, doch dass er sie mitnehmen würde, ohne ein Zeichen für mich zu hinterlassen, war undenkbar. Außerdem verlief die Furche im Staub im Zickzack, nicht entschlossen geradeaus, wie bei jemandem, der wusste, wohin er ging.

Meine Gedanken rasten wie Flammen durchs Heu. Wer war mit ihr auf und davon gegangen? Wer entführte eine Lahme und wie befreite er sich je von seiner Scham über so viel Feigheit? Meine Mutter war makellos schön und prächtig geschmückt, doch durch ihre Unbeweglichkeit so nutzlos, dass noch nie einer auf den Gedanken gekommen war, sie mitzunehmen.

Die Spur führte zwischen den Feuern entlang zu einer langen Baracke, die angesichts der Gegenstände, die nach draußen gebracht wurden, eine Schreinerei zu sein schien. Ich folgte ihr im Laufschrift, es kümmerte mich kaum, dass ein Teil des guten Wassers, das ich gefunden hatte, aus meinem Krug schwappte.

Seitlich der Baracke fand ich sie. Sie war in Gesellschaft eines jungen Mannes, den ich, noch bevor ich sein Gesicht sah, an dem gestreiften Gewand und der

Sägespäne in seinen Haaren erkannte. Um zu ihr zu gelangen, lief ich noch schneller. Zumindest dachte ich das, doch wer mich beobachtete, sah mich vermutlich nur stolpern, während der Krug auf meiner linken Hüfte hin und her hüpfte. Ich hatte ihn schon vor mir her getragen, auf dem Kopf und auf meiner anderen Hüfte. Jetzt konnte ich nicht mehr. Ich ließ den Krug neben die Trage fallen, eine Bewegung, die den jungen Mann hochschnellen ließ. Dann sank ich wie ein Klotz zu Boden, erschöpft, aber auch erleichtert. Sie war hier, sie war in Sicherheit, wir waren nicht von jemandem zum Narren gehalten worden, der mit ihr wie mit einer Puppe spielen wollte. Doch meine Erleichterung schwand, als ich sah, dass es ihr nicht gut ging. Ihr Blick war matt vor Entbehrung. Ihre Karneolperlen brannten auf einer Haut, die gegerbt schien, sie war über das Schwitzen hinaus; ich konnte ihre Liegewunden riechen.

»Sie hat Durst«, sagte ich, ohne zu dem jungen Mann aufzuschauen, den ich für alles verantwortlich machte. Meine Stimme klang eigenartig, sicher von dem kalten Wasser, wovon ich reichlich getrunken hatte.

Der Junge rückte zur Seite und senkte den Kopf. »Ich habe ihr die Werft gezeigt«, sagte er. »Ich habe ihr zu trinken angeboten ... sie antwortete nicht ...« Er schien zu begreifen, dass es seine Schuld war, die Schamröte zog sich bis hinunter zu seinem Hals. Neben ihm stand ein schlanker, in den Wind schnüffelnder Hund. Das Tier hatte ihr das Gesicht geleckt, ich sah es an den Streifen auf ihren Wangen. Außerdem war ein Griff der Trage beschädigt.

Als ich den Krug auf das Ende der Trage stellte, riss sie ihr Auge auf, ihre Haut zitterte, ich konnte ihre Lippen gar nicht schnell genug befeuchten. »Hab keine Angst«, sagte ich, »alles wird wieder gut.« Nur ihr gegenüber war ich ruhig und beherrscht. Zu dem Jungen sagte ich: »Warum hast du sie von ihrem Platz weggebracht? Dort lag sie geschützt.«

Er zog die Schultern zurück. Sein Mantel war ihm zu weit und behinderte seine langen Arme und Beine. »Sie ist die Frau des Schiffsbauers, den ich suche. Ich hoffe, sie würde mir helfen. Was ist mit ihr?«

»Sie wurde lahm, als sie fischte.«

Er streckte seine Hand nach dem Hund aus und strich ihm über den Kopf.

Ich ließ etwas Wasser in den Mund meiner Mutter laufen. Sie schluckte und sah mich an. Es war gutes Wasser, das wusste ich. Doch es war auch das Wasser der Toten, deshalb gab ich ihr nicht mehr als nötig. Mit ihrem Blick bat sie um mehr, ihre Haut glühte, sie war lange und schutzlos Sonne und Wind ausgesetzt gewesen, doch ich hatte mir schon auf dem Rückweg überlegt, dass es vorläufig sicherer war, sie damit zu waschen, als es ihr zu trinken zu geben, deshalb stand ich auf, um sie zum Tümpel zu bringen.

»Hilf mir mal, sie fortzubewegen«, sagte ich.

Der Junge erschrak über die Aufforderung, doch als erschiene es ihm nur billig, stand er auf und ergriff die schwere Seite der Trage, die mit dem Krug. Ich ging an der Vorderseite, mit dem Rücken zu ihm. Ich hörte, wie sein Atem pfiß. Der Windhund folgte uns in kurzer Entfernung. Ab und zu lief er zu dem Jungen, doch nie bis zu mir.

Ich wusste sehr gut, dass es sich nicht gehörte, auf dieser Werft schleppte ein Mann keine Tragen oder Krüge herum. Die Vorübergehenden schauten uns an und schnell wieder weg, der beste Beweis dafür, dass sie das, was sie sahen, beunruhigte. Seine Bereitschaft, mich trotz der Blicke zu begleiten, stimmte mich mild. Es war natürlich auch schön, dass meine Mutter und ich von den Sümpfen hierher gekommen waren, damit uns der Sohn des Baumeisters half.

Wir erreichten den Tümpel, an dem gerade eine kleine Ziegenherde trank. Doch die Tiere hatten schnell genug und ich konnte mich an die Arbeit machen. Ich füllte eine Mulde von der richtigen Größe mit dem feinsten Sand, den ich finden konnte, breitete die Decke darüber aus und rollte meine Mutter von der Trage. In eine Schüssel, die jemand wegen eines kleinen Sprungs zurückgelassen hatte, goss ich das Wasser aus dem Krug. Dann setzte ich mich rittlings auf ihre Hüften.

Der Hund stand dicht neben mir. Das Tier roch natürlich mein Öl, das mit Myrrhe, Zimt, Kalmus und Kassia vermischt war, nach einem alten Rezept, das über Manilada und Kan an mich weitergegeben worden war. Der Hund war ausgemergelt, seine Lenden waren fast durchsichtig und auf seinen langen Beinen schwankte er hin und her wie eine Mücke im Wind. Er wirkte genauso unterernährt wie sein Herr, scheu und mager wie eine Heuschrecke.

Sein Atem störte meine Mutter im Gesicht, doch sie ließ sich nichts anmerken und schaute gerade nach oben, ihr Blick wie immer auf der Suche nach vorüberfliegenden Vögeln.

Mit der Aufmerksamkeit eines Kindes beobachtete der Sohn des Bauherrn meine Handlungen. Das Wasser, das ich tassenweise über meine Mutter goss, lief von ihr hinunter und versickerte in der Decke. Ich knotete mir immer wieder neue Zipfel meines Lappens um den Zeigefinger und strich damit über ihren Körper. Dies war der Teil, der wegen der Empfindlichkeit ihrer schlecht durchbluteten Haut Geduld, Genauigkeit und Vorsicht erforderte. Hier, so nah am Tümpel, war es zum Glück kühler. Doch überall saßen Fliegen und Bremsen, der Geruch meines Wassers schien sie verrückt zu machen.

»Warum hält dein Vater sie am Leben?«, fragte er, als ich mit dem gewissenhaften Waschen fertig war. »Warum eine Frau mitschleppen, die sich nicht bewegt, wenn man es ihr befiehlt?« Er hatte sich neben mich gekniet.

»Sie ist uns lieb und teuer«, antwortete ich und begann mit dem Öl. Die Haut nahm die Flüssigkeit auf und erwachte langsam zum Leben.

Der Junge schaute mit offenem Mund zu, mit einem Blick, der das Blut meiner Mutter schneller hätte strömen lassen, wäre sie nicht so stolz gewesen. Sein Erstaunen war verständlich, meine Mutter war schön. Sie glänzte wie eine frisch ausgeschälte Nuss. Ihre Haut war dunkel, aber ebenmäßig und nur durch die Liegewunden auf ihrem Rücken verunstaltet. Er betrachtete ihren Hals und ihre Brüste, dieser Junge, der keine Nacktheit gewöhnt war. Ab und zu hob er die Hand, als wolle er sie berühren.

Ich wusste damals noch nicht, mit was für einem Menschen ich es zu tun hatte. Ich wusste nur, dass er der Sohn des Bauherrn war und dass er für die Schreinerarbeiten die Verantwortung auf sich genommen hatte. Doch ich kannte noch nicht seine Vorliebe für Mandeln, seine Fähigkeit, selbst an den heißesten Tagen in einem geschlossenen Raum durchzuarbeiten, oder seine zarten, von der Arbeit kaum schwieligen Fingerspitzen. Ich vernahm schon bald, dass er Ham hieß und der Jüngste der drei Brüder war, doch von dem Rest ahnte ich nichts. Deshalb erzählte ich ihm nicht, dass meine liegende Mutter über die laufende hinausgewachsen war, dass es zwischen den beiden keinen Unterschied mehr gab.

Die Erinnerung an ihre Bewegung war ihre Bewegung, die Erinnerung an ihre Güte war ihre Güte, das machte es unmöglich, nicht für sie zu sorgen. Ich erwartete auch nicht, dass er es verstand, Verständnis hatten wir nirgends gefunden, warum also hier?

»Mein Vater wird nicht bei dir erscheinen«, sagte ich nur. »Er will zurück zu den Sümpfen von Kanaan.«

»Warum will er weg?« Sein Atem piffte auch, wenn er sich nicht anstrengte. Das Geräusch kam aus der Tiefe seines Körpers und glich einem zweiten Gespräch, einer unterdrückten Unterhaltung, die er mit dem Hund führte.

»Seiner Meinung nach ist das hier kein ernst zu nehmendes Vorhaben«, antwortete ich.

Er drückte seine Hände in den Schutt unter ihm. Sein Mantel war am Hals zerrissen, ich konnte seine Schlüsselbeine und seine Haut sehen, und den Brustkasten, der unbehaart und glatt war. Er war gewaschen, aber nicht geölt, und es war vor allem der Mantel, der ihn dreckig erscheinen ließ: Er hatte Flecken und die Streifen am Saum waren vor Schmutz nicht mehr zu erkennen.

»Er wird mit den schönsten Holzarten arbeiten. Ich gebe ihm Werkzeug, das von den besten Schmieden angefertigt wurde. Und weit gehende Freiheit.«

»Ich werde es ihm ausrichten«, sagte ich.

Die Leute, die vorbeigingen, gafften noch immer, ich wusste nicht, ob nach mir oder ihm oder weil er bei mir war. Der Junge senkte seine Stimme, jetzt flüsterte er fast. Er hob die Hand bis zur Schulter. Der Ärmel fiel auf seinen Ellbogen. Er hatte weiße, unbehaarte Unterarme mit tief liegenden Adern und Fingerkuppen, die sich an den Nägeln verbreiterten.

»Wir sind steuerlos. Mein alter Vater ist krank. Solange er die Führung übernommen hatte, ging es gut. Doch jetzt müssen wir ohne ihn auskommen. Was wissen wir, die hier in der Wüste aufgewachsen sind, von Schiffen? Mein Vorarbeiter hilft mir nicht weiter. Weil er ein Mal auf einem Bootssteg gestanden hat, nennt er sich Fachmann. Ich suche jemanden, der wirklich weiß, wie es geht. Ich werde auf deinen Vater warten. Ich warte schon sehr lange auf ihn.« Er strich sich gedankenlos über das Kinn und den Übergang zu seinem Hals. Ich sah es, ohne richtig hinzuschauen.

Da er in meinem Alter war und da er mit meiner Mutter unvorsichtig gewesen war, erlaubte ich mir zu sagen: »Ein Mann beginnt mit dem Bau eines riesigen Schiffes. Dann wird er krank. Keiner weiß, wie es weitergehen soll. Trotzdem wird weitergearbeitet. Warum nicht warten, bis es dem alten Mann wieder besser geht? Oder bis er stirbt?«

»Mach keine Scherze«, sagte er. »Unterschätze uns nicht. Wir wissen genau, was wir tun. Wir können den Bau nicht abbrechen. Dazu ist keine Zeit. Seine Vollendung ist höchst dringend.«

Ich lachte, wie man ein Kind anlacht, das Märchen erzählt. Er hätte mir den Rücken zukehren können. Ich war eine Fremde auf seinem Terrain und er der Sohn eines angesehenen Mannes. Doch er ging nicht weg. Er sah zu, wie ich meine Mutter einölte. Durch seinen Blick war es anders als sonst, in meinen Fingerspitzen war mehr Gefühl. Denn er betrachtete auch mich, mein Gesicht und meinen Körper, der vor Anstrengung glühte.

»Wo steht euer Zelt?«, fragte er.

»In dem Steinbruch da hinten, am Fuße der Klippe.« Ich zeigte in die Richtung. Die Stelle, die ich meinte, war von hier aus nicht zu sehen; dazwischen lagen eine Schreinerei, ein im Bau befindliches Schiff und eine ganze Siedlung. Es war noch immer überall ruhig, die Leute hatten den Schatten aufgesucht, den sie mit den Tieren teilten.

»Woher soll ich wissen, dass dein Vater zurück ist? Woher weiß ich, ob ihr nicht plötzlich verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen?«

»Das weißt du, weil dann die Sterne wandern«, sagte ich, »weil der Mond fällt und die Erde bebt.«

Er lachte nicht, er schien mir auch nicht zu der Sorte Jungen zu gehören, die viel lachte. »Du nimmst mich nicht ernst.«

»Willst du, dass ich dir ein Versprechen gebe?«, fragte ich.

»Was sind eure Versprechen denn wert? Dein Vater hat seines gleich gebrochen.«

»Du wirst es nicht wissen«, sagte ich, seine höhnische Bemerkung ignorierend, »wir werden verschwinden wie Feuer unter einer Glocke.« Ich schüttelte die Decke aus und breitete sie über meine Mutter. Auch sie hatte Vergnügen daran, wie ich den Jungen parierte, das sah ich an ihrem Auge.

Als hätte er vor, mir zu helfen, stand er auf. Ohne ein Wort zu sagen, ließ er den Mantel von seinen Schultern gleiten. Darunter trug er nur noch ein ärmelloses Hemd. Seine Bewegung verscheuchte die Bremsen, brummend flogen sie davon. Er warf seine Schuhe von sich und ging zum Wasser. Am Ufer zog er auch sein Hemd aus. Erstaunt starrte ich ihn an. Seine Haut war von einer Helligkeit, die ich an den Sümpfen nie gesehen hatte. Er war so hager, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, mit langen Gliedern, die nur dünne, unversehrte Haut umgab. Er watete zu einer Stelle, die, wenn er sich ausstreckte, tief genug war, seinen Körper mit Wasser zu bedecken. Ich sah nur noch die blassen, glatten Schultern, über die die verfilzten Haare fielen.

Er blieb sehr lange im Wasser. Er sah mich an, während ich das Tuch, das ich beim Waschen benutzt hatte, im Tümpel ausspülte und zurücklief, zuerst aus den Augenwinkeln, dann mit dem Gesicht zu mir. Ich ging, wie Alem es mir beigebracht hatte, mit gestrecktem Rücken, das Kinn nach unten gedrückt. Nach einer Weile begriff ich, dass es nur so schien, als sähe er mich. In Wahrheit schaute er nach etwas anderem, nach einem Gedanken, einer Einsicht, so ätherisch wie ein Gott. Auch wenn ich nicht wusste, warum, spürte ich, dass er, indem er seinen Blick auf mir ruhen ließ, etwas begriff. Ich bot ihm eine Idee an, ich gab seinen Gedanken Form und Flügel. Doch irgendetwas stand im Weg, ich sah es daran, wie er, ohne die Wasseroberfläche zu kräuseln, wie jemand mit einem riesigen Hunger, auf seiner Backentasche kaute.

Hams Bad

Ich war nicht erstaunt, als Ham an jenem Abend nach Sonnenuntergang zur Grube kam. Meine Mutter schlief schon, ich beinahe, doch ich spürte ihn näher kommen. Der Windhund war bei ihm, seine Nägel tickten auf den Steinen. Ich stand auf, nahm ein Tuch und mein Öl und setzte mir den Krug auf die Hüfte. Ich wusste, wie ich mich bewegen musste, um meine Mutter nicht zu wecken; auch das hatte ich von Alem gelernt. Ich schlich nach draußen und folgte dem im Mondlicht aufleuchtenden Mantel, nicht zu schnell, um kein Wasser zu verschütten. Er ging zur Werft und einen Augenblick dachte ich, er würde mich ins Schiff führen. Doch am Fuße des Gerüsts blieb er stehen und verschwand dann hinter den Holzstapeln, die für den nächsten Morgen bereitlagen. Dort fand ich ihn neben dem Feuer hockend, das unter den Pechtöpfen schwelte. Der Hund wich zurück, sobald er den Geruch witterte.

Ich breitete das Tuch zu Hams Füßen aus. Neben ihm stand eine Schüssel, die sorgfältig gesäubert worden war, und ich goss den Inhalt meines Kruges hinein. Er nahm seinen Gürtel ab, zog sich den Mantel über den Kopf und legte sich auf den Bauch. Da es dunkel war, konnte ich seine Haut nicht richtig sehen, doch im Schein des schwelenden Feuers leuchtete sie von Zeit zu Zeit silbern auf. Sein Körper schien durch ein schnelles Wachstum seine Proportionen verloren zu haben, dennoch spürte ich in dem Geflecht aus Muskeln und Sehnen eine verhaltene Kraft, die Ausdauer eines Lasttiers. Sein Körperbau erinnerte mich an Strauchwerk, an biegsame Zweige, an Schilf in Sümpfen.

Ich wusch ihn, wie ich meine Mutter wusch. Er zitterte, als er das Wasser fühlte. Es war in dem Mondlicht so klar, dass sich meine Hände jedes Mal, wenn ich das Tuch um meine Finger wickelte, darin spiegelten. Er hatte den Kopf von mir abgewandt und ich konnte nicht erkennen, ob er die Augen geöffnet oder geschlossen hatte. Die Knöchelchen, die er als Schmuck um den Hals trug, verströmten einen seltsamen Geruch. Ich legte sie vorsichtig beiseite, um sie nicht unnötig nass zu machen. Um uns herum war es still bis auf die Schreie von Eulen und die Geräusche zahlloser anderer Nachttiere.

Er war feinfühlig, das merkte ich daran, wie sich seine Haut für das Wasser öffnete. Ich wusste, was ich zu tun hatte. Ich würde Samen für ihn auspressen. Ich würde die Furchen an seinem Hals einölen, bis ich den Schmutz herauschälen konnte. Ich würde den Wust dunkler Haare kämmen, bis sie wieder glatt und glänzend waren. Ich würde ihm beibringen, wie sich die Sumpfmenschen rein hielten und mit Düften durchdrangen. Ich würde seine Nägel säubern, bis sie schimmerten wie ein Entenschnabel. Ich würde ihm Anis geben für seinen Atem. Wohltat und Genuss würden ihm zuteil werden, denn wenn es etwas gab, das ich gelernt hatte, dann war es, dass derjenige, der feinfühlig war, gut behandelt werden musste.

Ich nahm das Öl. Ich rieb seine Arme und Beine damit ein, so lange, bis sich die Haut vor Sättigung schloss und glatt wurde wie Sämischleder. Ich presste meine Daumen in die Haut neben seinen Rückenwirbeln und machte schabende Bewegungen in seinen Lenden. Ich drückte mit einem Daumen auf sein Steißbein, ich fand die Grube am inneren Rand seines Fersenbeins. Seine Körpertemperatur stieg unter meinen Fingern.

Ich sagte: »Ich zeige dir meine Quelle, wenn du das Wasser für mich trägst.«

Seine Muskeln spannten sich. Er drückte seinen Oberkörper mit den Händen hoch und schaute mich ein paar Augenblicke an. Jetzt sah ich ganz deutlich die kurzen, aber dichten Wimpern, den Bartwuchs, der noch flaumig war, und das leichte Beben seiner Nasenflügel. In seinem Blick lag Entsetzen.

»Dann gib mir einen Esel. Die Krале stehen voll davon«, drängte ich.

Er schüttelte den Kopf. Seine Haarspitzen schleiften über seine Schultern. »Wenn ich dir einen Esel gebe, geht ihr weg. Du begreifst noch immer nicht, was wir hier machen.«

»Dein Vater baut ein Schiff, an einem Ort, an dem es kaum Wasser gibt?« Das Feuer war warm, ich wandte ihm meine andere Seite zu. Und indem ich schief saß, konnte ich ihn besser ansehen. »Hier wird hart gearbeitet, sicher wurde etwas Schönes dafür versprochen?«

Er beugte sich zu mir hinüber und packte mit einem Griff das Tuch unter sich, um seinen Körper damit zu bedecken. Mit der anderen Hand fasste er mich bei der Schulter, zeigte mit dem Kopf zu dem roten Zelt hinüber und flüsterte: »Mein

Vater unterhält sich gerade. Er spricht mit seinem Gott, wie ich mit dir spreche.« Seine plötzliche Bewegung war nicht gut, dadurch wirbelte er den Staub vom Boden auf und machte sich wieder schmutzig.

»Welcher Gott?«, fragte ich.

»Der, der uns wohlgesinnt ist, der Namenlose, der Unnennbare; vergiss alle anderen. Dieser kümmert sich um uns, die anderen tun es nicht. Der Unnennbare ist so böse, so enttäuscht. Mein Vater versucht, ihn zu beruhigen, doch es hilft nichts. Seine Geduld gehe zu Ende, seine Gnade sei erschöpft, sagt der Unnennbare, er verliere den Glauben an die Menschheit. Er will alle Gesinnungslosen vernichten. Nur die Edelmütigen und Gerechten werden entkommen, mit ihnen geht er weiter.«

Ich wusste von der Angst, mit der die Rattika lebten: dass ihr Name ausgelöscht würde, wie es mit Gottlosen und Missetätern geschah. Ihr Leben bestand aus anhaltenden Bemühungen, dem Fluch der Vergessenheit zu entkommen.

Obwohl ich ihn abgetrocknet hatte, hatte er schon wieder Tropfen auf der Stirn.

»Ich sehe, wie du für deine Mutter sorgst, und es rührt mein Herz«, fuhr er fort.

»Du tust es mit Liebe, so wie ich mit Liebe das Schiff baue. Du stößt den Unnennbaren nicht vor den Kopf. Er ist erstaunt über so viel Güte, genau wie ich. Ich weiß, was ihr denkt, ihr haltet uns für Abschaum, ihr habt uns nach Ungeziefer benannt. Aber gib uns eine Chance. Bring mir deinen Vater und hilf uns, den Unnennbaren günstig zu stimmen.« Er zog seinen Mantel an, ohne das Tuch, das er vor sich hielt, loszulassen.

Ich half ihm ein wenig, nicht zu viel, eigentlich betrachtete ich ihn mehr – seine Bewegungen und ihr Schattenspiel –, als dass ich ihm behilflich war. Als er angekleidet war, setzte ich mich etwas weiter von ihm weg. Dadurch befand ich mich plötzlich zu nah am Feuer und es war, als würde mein Kopf glühen. Ich stellte die Frage, die mir Unbehagen bereitete: »Ihr baut das Schiff, um euren Namen unsterblich zu machen?«

»Das Schiff muss dafür sorgen, dass wir nicht ausgelöscht werden«, sagte er.

»Eine Bitte um Gnade?«, fragte ich. Ich hörte wieder das Pfeifen in seinem Atem.

Er legte ein paar Fingerspitzen auf meinen Arm. »Für Gnade ist es zu spät. Der Unnennbare hat seine Entscheidung getroffen. Wir müssen uns gegenseitig helfen. Es kommt jetzt darauf an, zu den Auserwählten zu gehören.«

Der Hund begann zu bellen und Ham sprang auf. Er fasste mich am Handgelenk, zog mich aus dem Feuerschein und stieß mich zwischen die Holzstapel, wo ich mich ganz klein machte und still hielt. Ham lief zum Feuer zurück. Jemand stellte sich neben ihn, ein Mann mit schnellem Schritt und kurzem Schatten, eine Erscheinung aus dem Nichts, ohne Stock und Lampe, als gälten die Gesetze der Nacht für ihn nicht.

»Was machst du?«, hörte ich den Mann fragen.

Ham gab keine Antwort. Er begann, von den Töpfen wegzulaufen.

»Das ist nicht das Mädchen, auf das du wartest«, sagte der Fremde mit dem Gesicht zur Werft.

»Aber schau dir doch das Wasser an, das sie bringt«, entgegnete Ham.

»Es gibt noch andere Frauen mit gutem Wasser. Sie ist es nicht. Ich gebe dir ein Zeichen, wenn sie angekommen ist.«

»Sie ist gut. Sie ist schön«, fuhr Ham fort.

Sie verschwanden zwischen den Holzstapeln. Ich konnte noch sehen, dass der Mann, der neben dem Sohn des Baumeisters ging, sehr klein war. Er trug keine Kleider wie die Rrattika, sondern war nackt. Seine Arme und Beine waren dünn, seine Hüften schmal wie die eines Jungen. Er musste große Schritte machen, um mit Ham mitzuhalten. Es kann an dem schlechten Licht gelegen haben, doch seine Haut wirkte noch dunkler als meine.

»Wir müssen hier weg«, sagte ich zu meiner Mutter, die ich nach jenem einen Mal am Tümpel nur noch bei unserem Zelt wusch. »Diese Leute erwarten großes Unheil. Ihr Gott bereitet eine große Strafe vor. Er will alle, die nicht auserwählt sind, vernichten.« Wir waren uns schnell einig: Diese Säuberung wollten wir nicht mitmachen. Wir wollten nicht Zeugen des damit verbundenen Leids sein. Wir waren mit den Göttern der Rrattika nicht vertraut und dieser schien uns nicht der Gnädigste. Die Rrattika hatten einen Gott gewählt, vor dem sie in Angst lebten.

Das war wunderbar, wir hatten die Angewohnheit, uns Götter auszusuchen, die uns in Ruhe ließen, statt uns zu quälen.

Deshalb deckte ich mich mit Wasser ein, sodass wir bereit waren, wenn mein Vater zurückkam. Auf dem Weg zur Quelle folgte ich jedes Mal einem anderen Pfad, um mögliche Verfolger zu verwirren. Gutes Wasser gab es, wie ich feststellte, in verschiedenen Abstufungen. Ich sah Frauen, die über recht gutes Wasser verfügten. Sie verkauften es teuer, und wenn sie unverheiratet waren, scharten sich die wohlhabendsten jungen Männer um sie. Ich trug mein Wasser nicht zur Schau. Ich hätte haufenweise Kleider, Krüge und Decken dafür bekommen können, doch was nützte uns der Ballast, wenn wir vor dem Unheil fliehen mussten? Ich führte einen Esel aus einem der Krale und versteckte ihn zwischen den Sträuchern. Das Entwenden eines Lasttiers schien so unschuldig, es standen so viele zwischen den Steinmauern, von allen Arten mindestens ein Paar, von manchen sogar sieben. Dass ich stundenlang unterwegs war, um Gras zu schneiden, wurde durch das beruhigende Gefühl, ein Tier zur Hand zu haben, mehr als aufgewogen. Damals hatten wir den Glauben, dass mein Vater Alem und den Esel mitbringen würde, schon verloren.

Drei Nächte hintereinander holte mich der junge Sohn des Bauherrn. Jedes Mal führte er mich zu der Wärme der Pechtöpfe. Ich war zurückhaltend beim Waschen. Wie Alem es mich gelehrt hatte, berührte ich weder sein Gesicht noch seinen Bauch. Dennoch prickelten meine Hände, wenn ich zu unserem Zelt zurückging, so, als wären sie zu lange der Sonnenhitze ausgesetzt gewesen, und bis tief in den Schlaf hörte ich ihn zu dem kleinen nackten Mann im Dunkeln sagen: »Sie ist schön. Sie ist gut. Schau dir das Wasser an, das sie bringt.«

Alems Ende

Am achten Tag nach seinem Weggang kehrte mein Vater zurück. Er hatte das ordentlich geflochtene Mundstück unseres Esels dabei und Alems grauen Mantel. Auf seinem Rücken saß mit leerem Blick der kleine Put. Es dauerte eine Ewigkeit, bis sie in der Lage waren, ihre Geschichte zu erzählen.

Alem sei ein Held, sagte mein Vater. Er hatte ihn durch Hinweise von Schilfrägern gefunden. Weit war er noch nicht gekommen, denn der Esel war krank. Mein Vater hatte ihn gebeten, ihn zur Grube zu begleiten, um meine Mutter und mich zu holen, und Alem hatte freudig zugestimmt. Natürlich wollte er ihm wieder dienen, er verstand ohne Worte, dass sich der Schiffsbauer auf dieser Werft nicht wohl fühlen würde. Doch wegen des Esels, der immer mehr aufquoll, kamen sie nur langsam voran. Sie hatten noch versucht, ihn zu retten, doch ihm war nicht mehr zu helfen. Zuerst waren die Aastiere gekommen, kleine Hunde, die auf die Gedärme aus waren, doch der Geruch von Blut hatte auch größere Tiere angelockt. Alem hatte vor der Gefahr gewarnt, er hatte gesagt, dass sie noch am selben Abend weitermüssten, doch mein Vater hatte seine Angst mit höhnischen Bemerkungen abgetan und gesagt, dass er froh sei, ihn gefunden zu haben, dass es jetzt keinen Grund zur Eile gebe und dass sie ihre Kräfte sparen müssten.

Die Bestie war aus dem Nichts aufgetaucht, keiner von ihnen hatte sie näher kommen spüren. Sie hatten nur die Stille gehört und sich gefragt, warum die Eidechsen in Ritzen und Spalten verschwanden. Dann fiel der Schatten über sie. Es war ein gestreiftes Tier, seine Augen funkelten und aus seinem Maul triff Geifer. Als wollte es ihn umarmen, schlang es seine Vorderbeine um Alems Hals. Sie hörten das Knacken von Knochen. Sie sahen, wie Alem zu Boden geschlagen und gleich darauf wieder hochgeworfen wurde. Die Schneidezähne schlossen sich durch die Kapuze um seinen Hinterkopf. Wahrscheinlich hatte das Tier Alem von den Sträuchern aus beobachtet und gesehen, wie er sich bewegte; es wusste genau, wo sich die Wirbel unter den Kleidern befanden.

Der Tiger schleifte Alem ins Gebüsch. Alem klammerte sich am Gras fest. Wieder fuhren die Schneidezähne über seinen Schädel. Etwas riss. Einen Augenblick ließ

die Bestie los, vollauf beschäftigt mit der erbeuteten Nackenhaut. Als Alem versuchte, sich aufzurichten, schlug sie die Krallen nach seinen Beinen aus.

Alem hatte sich mit voller Kraft abgedrückt. Er hatte sich auf den Tiger geworfen, als wollte er nach reiflicher Überlegung seine Umarmung beantworten. Ganz gezielt steckte er die Hand in das Maul, zuerst die Finger, dann das Handgelenk. »Macht, dass ihr wegkommt«, schrie er, »ich halte ihn hier.« Er legte seine Faust in den weiten Schlund. Der Tiger biss zu. Die Hand knackte.

Mein Vater packte Put und floh. Er hörte kein Geschrei. Die ganze Nacht warteten sie. Erst am nächsten Morgen wagten sie es zurückzugehen. Als sie dort ankamen, fanden sie nur den Mantel und zersplitterte Knochen.

Mein Vater empfand große Trauer um den Tod des Mannes, den er die ganze Reise über verachtet hatte. Doch mein Schmerz war noch größer. Alem hatte mich in der Liebe unterrichtet und mir die Welt gezeigt. Ham hatte vorausgesagt, dass es ein Unheil geben würde, er hatte Vorzeichen gelesen, doch warum musste es Alem treffen? Ich versuchte, meinem Vater zu erklären, dass ein Esel bereitstand, dass ich Wasser und Nahrung hatte, dass wir selbst ohne Spurensucher diesen Ort so schnell wie möglich verlassen mussten.

Doch er war nicht dazu zu bewegen. »Bring diesen Esel augenblicklich wieder weg«, sagte er. »Er wird die Raubtiere anlocken. Wir können nicht zurück, die Hügel sind voll von Tieren, die auf unser Fleisch erpicht sind.« Er setzte sich zu seinen Seidenraupen und fütterte sie mit den Maulbeerblättern, die ich früher am Tag auf dem Hang gepflückt hatte. Das Auge meiner Mutter rollte hin und her, sie war voller Entsetzen über Alems Tod. Und Put, der kleine Mann, wälzte sich im Schutt der Grube, bis er blutete.

Da ich keinen Ort hatte, an den ich mich mit meinem Grauen zurückziehen konnte, ging ich zur Schreinerei. Ich musste an dem Feuer unter den Spanten vorbei, das die Absicht zu haben schien, sein Loch zu verlassen und von Strohalm zu Strohalm springend auf mich zuzukommen, um seine Hitze über mich zu ergießen. Der Esel, den ich am Halfter mitführte, spürte es auch. Er sprang bei jedem Knistern im Holz zur Seite. Meine gelassene Art, meine Bereitschaft, die Dinge so zu nehmen, wie sie kamen, hatten mich immer mit den

Gebrechen meiner Mutter und dem Hindernis, das sie verursachte, versöhnt. Ich fühlte mich nicht verurteilt, mit ihr zu leben, eher im Gegenteil: Sie tat mir Leid, weil sie mit meiner gelegentlichen Hilfe auskommen musste, meiner mangelnden Geschicklichkeit, meiner Unfähigkeit, Liegewunden zu verhüten. Doch jetzt wurde alles weniger selbstverständlich. Sie hatte uns mit ihrem jahrelangen nervtötenden Augenzwinkern aus unserem Haus, von unseren Schiffen und Wassergräben vertrieben. Es hatte Alem das Leben gekostet. Wir saßen an einem Ort fest, an dem bald ein Volk bestraft werden würde, und der Einzige, den ich von ihnen kannte, war ein junger Mann mit einer Haut, so hell, dass ich das Gefühl in meinen Fingerspitzen verlor.

Ham sah mich von seiner Werkbank aus. Er kam hastig auf mich zu. Da er mich anschaute, ohne etwas zu sagen, kam der Schmerz. Ich hatte ihn entstehen fühlen, doch als er meinen Kopf erreichte, ließ ich mich dennoch wie von einem Aufstoßen von ihm überraschen: Er schoss in mir hoch und ich lief gleichsam über. Wasser rann aus meinen Augen, meiner Nase und meinem Mund, dicke Tränen, die von meinen Wangen auf meine Brüste tropften.

»Sieht der Unnennbare aus wie ein großer, gestreifter Kater?«, fragte ich stockend. »Ist er ein mörderisches Monster, dem Geifer aus dem Maul strömt?« Ich sah Alem immer wieder vor mir, seinen fremd riechenden Körper mit den Stellen, die ich eingeeilt hatte, und seine bedächtige, auf Zeichen in der Landschaft gerichtete Art zu gehen. Er zeigte mir die sanfteste Handauflegung, die Berührung, die keine Spur hinterlässt, weder auf der Haut noch im Sand. Er brachte mir bei, mich wie ein Fisch im Schwarm zu bewegen: schnell schwenkend, ohne den anderen zu streifen. Er trainierte meine Haut, meine Fingerkuppen und die Spitze meiner Zunge.

»Ein Mann, den ich liebte, ist umgekommen.«

»Dein Vater?«, fragte er schnell.

»Nicht mein Vater. Ein anderer Mann, den ich liebte.«

»Ist dein Vater zurück? Ist er unversehrt?«

»Er hat eine Wunde am Herzen wie ich.« Ich konnte nicht aufhören zu schluchzen. War das der wegspringende Stein, der Beginn einer rollenden Masse, die auf uns herabstürzte? »Hilf uns, hier wegzukommen«, sagte ich. »Sorge dafür,

dass wir diesen Ort sicher verlassen können, wir haben mit der Strafe, die euch auferlegt wird, nichts zu tun.«

Er hob die Hand, sein Ärmel fiel wieder auf seinen Ellbogen und der weiße Unterarm wurde sichtbar. Sein Atem pfiff, als er sagte: »Hab keine Angst, ich kümmere mich um dich. Aber bring diesen Esel zurück. Ich kann nichts, wirklich gar nichts für dich tun, wenn du nicht die Finger von den Tieren lässt.«

Das Holz um uns herum knackte. Ich wollte die Hand, die er mir hinstreckte, ergreifen, wenn auch nur, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, doch er zog sie zurück. Er schaute sich schnell zu den Arbeitern um, die hin und her liefen und den Blick auf den Boden gerichtet hielten. Da er mir seinen Mantelschoß nicht anbot, wischte ich mir das nasse Gesicht mit der Hand trocken.

»Was kannst du denn überhaupt?«, fragte ich mit einem Schluchzer in der Stimme. »Du entscheidest ja nicht einmal über dein eigenes Schicksal! Ein Zwerg bestimmt über dich.«

Sein Rücken krümmte sich, er führte die Hand zum Mund. Er hustete von dem Staub, aus dem er kam. Die Späne rieselten aus seinen Haaren auf meinen Arm. Er stellte sich ein Stück von mir weg, durch die Atemnot schwoll sein Gesicht an und seine Augen wurden blutunterlaufen. Er hatte kaum noch Stimme, als er sagte: »Der Zwerg ist schwachsinnig, Abschaum. Er ist ein Seher, der mit seiner Gabe nicht umgehen kann. Lass ihn. Lass ihn mit seinem eingebildeten Wissen. Geh jetzt. Aber komm heute Nacht wieder. Du wirst zu mir gehören wie ein Schatten. Wenn unser Gott dich nicht erwählt, tu ich es.«

Aus dem Waschmädchen wird ein Waschjunge

Ich wartete, bis es ganz dunkel war. Als auch Put nach vielem Herumwälzen endlich eingeschlafen war, ging ich zu den Pechtöpfen. Ham wartete schon auf mich. In der Hand hielt er ein Messer, Nadeln und mehrere kleine Säckchen. Er legte alles sorgfältig auf ein Stück Holz, das als Tisch auf den Steinen lag. Dann zog er mich zu Boden und bat mich, so weit wie möglich ins Licht des Feuers zu rücken. Er beugte sich über mich, um mit mir das zu machen, was mit Rrattika-Jungen geschieht, wenn sie erwachsen werden. Zuerst dünnte er meine Haare aus, schnitt einen Teil meiner Locken dicht am Schädel ab und ließ die Deckhaare darüber fallen, danach breitete er die Nadeln und Säckchen, aus denen er schwarzen Farbstoff schüttelte, neben sich aus. Er bat mich, die Augen zu schließen. Mit den Nadeln stach er kleine Wunden in meine Stirn, er kerbte das Motiv des Mannes ein.

Ich schlug seine Hand nicht weg, als das Blut zu meinen Schläfen hinunterlief. Ich trat seine Nadeln nicht ins Feuer und blies seinen Farbstoff nicht zu einem Häufchen zusammen. Ich hielt die Augen geschlossen, doch ich hörte ihn vor Anstrengung stöhnen. Er roch nicht mehr nach Vieh, sondern nach Kassiaöl und Kalmus. Sein Atem strich über mein Gesicht. Die Glut der Holzkohle erschlaffte meine Glieder. Er trug den Farbstoff in den Wunden auf und tupfte das Blut mit seinem Hemdszipfel ab.

Als er fertig war, sagte er: »Wasch deine Mutter morgen am Tümpel. Bedeck deinen Körper mit einem Mantel. Lösche deine Erinnerung an Kanaan aus. Werde eine von uns. Verdien dir Bretter und Nägel und bau deiner Mutter eine Unterkunft, die beständiger ist als ein Zelt. Du wirst große Achtung genießen, weil du das beste Wasser hast.«

Ich nickte verwirrt. Die oberflächlichen Wunden brannten auf meiner Stirn, als hätte er Salz in den Farbstoff gemischt.

»Erzähl niemandem, woher du dein Wasser holst«, fuhr er fort, »weder mir noch meinen Brüdern, noch meinem Vater an dem Tag, an dem er dich danach fragt.«

Ich antwortete noch immer nicht, ich war nach der Kunde vom Morgen nicht in der Lage zu reden. Ich musste mich daran gewöhnen, wie sich die Ereignisse um mich schlossen, als hätte ich mich in einer Höhle verirrt, die sich wie ein Schneckenhaus verengt.

Am nächsten Tag wusch ein Junge seine lahme Mutter am Ufer. Er schöpfte kein Wasser aus dem Tümpel, er hatte sein eigenes Wasser dabei, das viel klarer war und nicht roch. Der Junge trug keinen Mantel, der wäre beim Waschen und Ölen unpraktisch gewesen, sondern ein ärmelloses Lederwams, dessen Form so ungleichmäßig war, dass man nicht sehen konnte, dass sich darunter ein Paar kleiner Brüste verbarg. Außerdem wurde die ganze Aufmerksamkeit auf die Muschelverzierung gelenkt. Niemand hier trug so etwas, nicht nur, weil ein ärmelloses Kleidungsstück ein schlechter Schutz vor Staub und Sonne war, sondern auch, weil Muscheln so tief landeinwärts zu kostbar waren, um auf eine Weste genäht zu werden.

Die Gewissenhaftigkeit des Waschjungen war unvorstellbar. Seine Finger bewegten sich so behutsam und ausdauernd, dass sie Ameisen glichen, die lieber ein Hindernis nehmen, als um es herum zu laufen. Die Verwunderung war auf den Gesichtern abzulesen, zuerst bei den Dienern. Sie warfen verstohlene Blicke auf das Wasser in meiner Schüssel, stießen sich gegenseitig an und flüsterten sich etwas zu. Sie blieben am Ufer des Tümpels stehen und bestaunten jede meiner Handlungen. Ich benutzte meinen alten Schwamm, auch wenn er durch den häufigen Gebrauch schon zerfetzt war. Und sie interessierten sich natürlich für meine Mutter, für ihr Gesicht und den Putz, der ihre Schönheit noch unterstrich. Sie wichen erst, als aus der Ferne gerufen wurde.

Sem, Japheth und Ham näherten sich, die Söhne des Bauherrn, Männer, denen die Umstehenden murmelnd Platz machten. Ich bekam keine Zeit, mich aufzurichten und sie herankommen zu sehen. Ehe ich mich's versah, waren sie an mir und meiner Mutter vorbei. Alle drei trugen Mäntel, die fast den Boden berührten. Als sie sie auszogen, rieselte Staub heraus. Es war offensichtlich, dass sie Brüder waren, sie ähnelten sich trotz aller Verschiedenheit. Sem war dickbäuchiger, hatte jedoch ein schmaleres Gesicht als seine beiden Brüder. Japheth war

grobschlächtiger, sein Unterkiefer schien wie durch einen brutalen Hieb nach vorn geschlagen. Er hatte große Hände und tiefe Furchen in seinem Nacken. Ham war viel kleiner und dünner als seine Brüder, verglichen mit ihnen fast noch ein Kind. Sem und Japheth hatten sich als Erste ausgezogen. Sie setzten sich ins Wasser und kratzten mit den Händen darüber, um die Insekten fern zu halten. Die Diener folgten ihnen. Sie reinigten sich auf ihre Art: Sie schabten mit ihren Zähnen den Schmutz von ihren Handrücken und warfen sich Tümpelwasser über die Schultern. Alle litten unter Juckreiz, das konnte man daran sehen, wie sich ihr Gesicht aufhellte, wenn sie sich ins kühlende Nass setzten, so, als würden sie tief in ihrem Körper ein Feuer löschen. Ham fingerte an seinem Gürtel herum, der hoffnungslos verknotet war und seiner ganzen Aufmerksamkeit zu bedürfen schien. Auch als er mit den Füßen im Tümpel stand, wich mir sein Blick weiter aus. Das Wasser reichte ihm erst bis zu den Knien, als er sich plötzlich, als hätte eine Schlange seine Wade gestreift, fallen ließ; einen Moment später tauchte er mit dem Kopf unter.

Als Sem und Japheth zum Ufer zurückkehrten, um ihre Mäntel wieder anzuziehen, rochen sie mein Öl. Sie stellten sich mit gespreizten Beinen neben mich, betrachteten meinen Krug, die Schüssel mit dem Wasser und den Schwamm, der wie ein Brotbrocken darin trieb. »Was machst du mit ihr, dass sie so weich wie Wachs wird?«, fragten sie.

Ich stand auf und senkte den Kopf. Meine Muschelweste machte ein leise tickendes Geräusch und verbarg das schnelle sich Heben und Senken meines Brustkorbs. »Wir sind Sumpfleute«, sagte ich ängstlich, dass mich meine Stimme verriet. »Wir haben eine Begabung für Wasser. Hiermit kann ich Euch so waschen, wie ich es bei meiner Mutter mache.«

Sem hatte Haare auf der Brust, Japheth nahezu überall. Sie sahen sich an und lächelten nur. Schweigend griffen sie zu den Gürteln, die ihnen angereicht wurden, und zurrten sie fest um ihre Taille. Dann gingen sie zu dem roten Zelt, wobei sie sich ab und zu umsahen, und verschwanden darin. Ham folgte ihnen, ohne sich ein einziges Mal umzusehen.

Ich packte meine Sachen. Ich stellte mich vor das Zelt, grüßte die Söhne des Bauherrn und bot ihnen, nachdem sie sich gesetzt hatten, eine Wäsche mit Öl an.

Sie wollten aufstehen, doch ich sagte, dass das nicht nötig sei. Ich stellte meine Schüssel auf den Boden und kniete mich hin. Ich kümmerte mich nicht darum, dass sie gerade erst im Tümpel gebadet hatten, ich wusch sie so, wie es sich gehörte. Da sie noch nicht an mich gewöhnt waren, begann ich mit ihren Händen, Armen und Füßen, zuerst bei Sem, da er der Älteste war. Er war lachlustig und freundlich, er unterhielt sich mit seinen Brüdern und nicht mit mir.

Nach ihm wusch ich Japheth. Seine Haut war fahl. Ich war recht großzügig mit dem Wasser, ließ es aus dem Schwamm zwischen die Kiesel und den Schutt tropfen, was er mit Erstaunen beobachtete. Er bat mich, seinen Bart zu flechten. Er reagierte empfindlicher als Sem, fast gereizt. Er schien die Berührung angenehm zu finden, hatte jedoch keine Geduld mit seinem Genuss. Da er schielte, wusste ich nicht, wo er hinschaute. Es gelang mir nicht, seine Verkrampfung zu lockern.

Als Letzten wusch ich Ham, genauso wie die anderen, nicht länger und nicht langsamer. Während ich seine Arme rieb, fühlte ich seine Pulsadern pochen. Er hatte sich nach dem Bad im Tümpel nicht abgetrocknet, aus seinen Haaren perlte Wasser. Als ich die Tropfen, die ihm aus den Schläfen in den Nacken rollten, mit dem Schwamm wegstrich, sah ich, wie er die Neigung unterdrückte, die Augen zu schließen. Sein Atem piff nicht, er atmete ruhiger und leichter als zuvor.

Es gab noch einen Zeltteil, dessen Wände aus viel dickerem Gewebe bestanden. Der Vorhang war heruntergelassen und die Ritzen waren mit Stroh zugestopft. Manchmal erklangen Geräusche dahinter, das Klopfen von Stein auf Stein oder das Gemurmel von Männerstimmen. Dort lebte der Bauherr, da wohnte auch der Zwerg, den ich bei den Pechtöpfen gesehen hatte. Doch der Bauherr konnte sein Krankenlager nicht verlassen und ein Waschjunge wurde für ihn nicht angefordert. Ich fühlte Ham unter meinen Händen erstarren, als der Zwerg einen Blick durch den Vorhang warf und sagte: »Wie interessant, ein Waschjunge mit der Gewissenhaftigkeit eines Mädchens. Hast du nicht eine Schwester, die dir sehr ähnlich sieht?«

»Seine Schwester holt das Wasser. Sie ist zur Quelle gegangen«, antwortete Ham schnell und der Zwerg kehrte an seinen Platz zurück.

Von dem Tag an war meine Arbeit gesichert. Sie baten mich nicht wiederzukommen, sie gingen davon aus, dass ich kam. Sie fragten Umstehende, wo er denn bliebe, der Waschjunge, der seine lahme Mutter mit sich herumschleppte. Jeden Abend warteten sie mit träger Ungeduld. Sie schlugen die Zeltplane zur Seite und baten um nichts, doch ihre Augen glühten.

Der Rechtschaffene

Wenn ich mit der Arbeit fertig war, setzte ich mich zu meinem Vater. Einmal merkte ich, dass unter seinen Füßen Kohlen lagen, pechschwarze Spuren von jemandem, der gezeichnet hat.

»Was hast du gemacht?«, fragte ich.

Er schaute nervös in die Sträucher. »Nichts«, antwortete er.

Ich folgte seinem Blick, ich wusste, dass dort im Gebüsch Schiefertafeln mit Entwürfen für ein Schiff lagen. Ich sagte: »Vater, bist du ein rechtschaffener Mann?«

Er setzte sich erstaunt auf. Seine Miene hellte sich bei meiner Frage auf, er vergaß das Chaos in der Grube und weiter draußen. »Ich weiß nicht, ob ich es bin«, antwortete er langsam, »ich strebe danach, es zu sein.«

»Dann geh zu Ham und biete ihm deine Dienste an«, sagte ich mit meiner Hand auf seiner. »Du hast es versprochen.«

Eine Spur in der Zeit

Mein Vater arbeitete tagsüber für Ham und abends baute er mit dem Holz, das wir verdienten, ein Haus für vier Personen. Er stellte es an das Ende der Grube, unweit des Aschefelds, von dem er die Kohlen für seine Entwürfe holte, und weit genug von den Zelten und Baracken entfernt, um durch das anhaltende Knirschen der Handmühlen auf den kleinen Höfen nicht gestört zu werden. Er arbeitete schnell, es war die Sehnsucht, wieder in einer Hängematte zu schlafen statt wie Rindvieh auf dem Boden, die ihn bis tief in die Nacht Nägel in Bretter schlagen ließ. Doch jeden Morgen, noch bevor ich mich auf den Weg zur Quelle begab, zog er schon zur Werft. Manchmal lief er schon vor Sonnenaufgang mit einer Lampe in der Hand zwischen den schlafenden Körpern entlang zum roten Zelt.

Was er dort machte? Er sprach mit Ham. Teile des Schiffes wurden niedergerissen, Spanten abgebrochen und wieder hochgezogen. Er baute ein richtiges Schiff, kein Gebilde, das nur annähernd so aussah. Er kannte das Bedürfnis alter Völker, Zeichen in der Landschaft zu hinterlassen, eine Steintafel oder eine Kalkfurche in Form einer Schlange, und der Gedanke, dass seine Arbeit ein Beitrag zu dem Versuch war, eine Spur in der Zeit zu hinterlassen, stimmte ihn mild. Mein Vater machte das Schiff seetüchtig, ohne daran zu glauben, dass es je fahren würde. In dieser Umgebung war Wasser undenkbar, dachte man an Unheil, stellte man sich darunter an erster Stelle Trockenheit vor. Er erfüllte einen Traum. Was er baute, war das Schiff aller Schiffe, so perfekt, dass es Sünde sein würde, es zu Wasser zu lassen. Es genügte ihm zu wissen, dass man mit dem Bauwerk später starke Persönlichkeiten verbinden und dass man in seinen Ruinen nach Überbleibseln von Königen und Gotteskindern suchen würde.

Die Männer vom Holz arbeiteten schwer. Sie stützten Baumstämme mit Dreifüßen, ein Mann saß auf dem Stamm, ein anderer darunter, die Säge, die sie abwechselnd zu sich hinzogen, zwischen sich. So sägten sie Brett für Brett, tagelang. Sie machten Aufschleppen, trugen Planken auf Gerüste und schliffen am Ende des Tages ihre Sägen. Sie murrten kaum, dass sie nach der Ankunft meines Vaters noch einmal von vorn beginnen mussten, sie bekamen gut zu essen und das

schien ihnen zu genügen, doch vielleicht spürten sie auch, dass sie an etwas mitarbeiteten, das sich über sie erhob, an einem Meisterwerk aus Holz, auf das sie später stets verweisen konnten. Mein Vater maß und machte Raster. Er bohrte Gewindegänge und sägte Schwalbenschwänze, er beugte sich über die Zeichnungen und erläuterte sie, die Taschen an seinem Gürtel voller Nägel und um den Hals einen Beutel mit Zehennägeln von Katzentieren, sein Talisman, der verhindern sollte, dass er noch einmal von einer wilden Bestie angefallen wurde.

»Was macht Ham in dem Schiff?«, fragte ich.

»Er teilt es ein.«

»Hat er es da drinnen warm?«

»Da weht kein Lüftchen, da hat er es ganz warm.«

Oft habe ich mich gefragt, woran es lag, dass das Vertrauen meines Vaters viel eher kam als meines. Ihm machten die Winde, die über die Werft jagten, nichts aus. Mir schon. Der Wind frischte auf und flaute ab. Er verwehte Blätter und bog Gräser. Er flüsterte, was uns Ham nicht erzählte.

Die Tiere kommen, in stets größerer Zahl

Wochenlang wusch und pflegte ich Ham und seine Brüder. Ich hatte in der Höhle um die Quelle herum ein Becken gebaut, einen kleinen Damm aus Felsbrocken, den ich mit dem Pech abdichtete, das ich Japheth abgebettelt hatte. Ich war geblieben um zu beobachten, wie sich nach langem Warten eine winzige Pfütze bildete. Der Strahl nahm mich für sich ein, er war so klein und harmlos, ich versuchte, mir vorzustellen, wie lange es dauern würde, bis er die Werft überschwemmen und das Schiff heben konnte. Doch als ich am nächsten Tag wieder hinging, brauchte ich nur meinen Krug zu Wasser zu lassen, um ihn zu füllen.

Sie entkleideten sich für mich. Ich strich mit meinen Händen über ihre Rücken, rollte ihre Haut über ihre zweite Haut, die untere Schicht, die ich nie zu sehen bekam, die jedoch genauso der Pflege bedurfte. Die Angst, die ich hätte spüren müssen, erhielt keine Chance, da ich mich so dicht bei den Erdenkern des Unheils befand. Dadurch zeigte ich nach einer Weile weniger Interesse für ihr Geheimnis. Meine Neugier richtete sich darauf, wo ihre Muskeln saßen und wie die Gelenke ineinander verschraubt waren. Die Sicherheit, dass ich eine Weile bei diesen Menschen bleiben würde, erfüllte mich mit Befriedigung. Ich lauschte den Gesprächen, die sie führten.

Japheth sprach über das Pech. Er hatte zahlreiche Männer, die ihm halfen. Abends kratzten sie die Töpfe leer und kneteten Figuren, die sie an die Kinder verteilten. Der Geruch nach Teer hing im Tal und machte die Werft zu einem Ort, den man im Schlaf fand. Ich hatte viel Arbeit mit Japheth. Die Falten in seinem Nacken waren schwarz. Seine Haut war rot vom Reiben, wenn ich mit ihm fertig war. Das Pech war eine Geißel für seine Haut. Mein Öl verschwand darin wie in Sand.

Sems Haut dagegen glänzte schon, bevor ich mit dem Einölen begann. Dieser Mann liebte meine Berührungen, er verkrampfte sich keinen Augenblick. Er sprach einfach weiter und fand es unsinnig, während des Bades den Vorhang seines Zeltteils herunterzulassen. Bei ihm zeigte sich keine Spur von der ungehobelten Art seiner Brüder, die ganze Zeit summte und redete er. Das Gerüst

war sein Werk. Seine Aufgabe schien unbedeutend, doch der Bau durfte nicht zusammensinken, auch dann nicht, wenn ein Sturm kam. Deshalb wählte er Sicherheit und Überfluss. Er benutzte zweimal so viele Stöcke, wie nötig waren, um sein Gerüst vor dem Einsturz zu bewahren. Wenn ich ihn nicht davon abhielt, schüttete er mein ganzes Wasser über sich aus.

Am längsten arbeitete ich an Ham. Ihm war so warm, das Wasser konnte nicht anders, als seine schöne Haut aufzuschrecken.

»Wir bauen ein Labyrinth«, sagte er zu Put, als das Kind danach fragte.

»Warum ein Labyrinth?«

»Die Mitfahrenden dürfen nicht entkommen. Es ist besser, wenn sie sich nicht sehen. Wir schaffen ein einzigartiges Bauwerk.«

In all meine Handlungen bezog ich Put mit ein. Er vermisste seinen Vater. Ich wollte nicht, dass er Kummer litt. Am liebsten hätte ich ihn in die Arme genommen, er war noch so klein und von so gewinnender Art, eine Erleichterung nach all den anderen Kindern, die ich bei den Sümpfen gekannt hatte und die immer so niederträchtig schauten, einem das Essen aus den Händen rissen und wegen ihrer seltsamen Angewohnheit, Erde und gebrannten Ton in sich hineinzustopfen, ständig kränkelten. Während ich arbeitete, kümmerte er sich um meine Mutter, die in einer Ecke des roten Zelt lag. Er war mir schon oft zur Hand gegangen und jetzt merkte ich, wie gut er aufgepasst hatte. Fürsorglich legte er ihre Arme und Beine anders hin, gab ihr zu trinken, kaute das Brot für sie vor und redete mit ihr wie ein Hirte zu seinem Schaf. Sie erholte sich schnell. An den Stellen auf ihrem Kopf, die durch unsere Reise kahl gescheuert waren, wuchsen wieder flaumweiche Haare.

Sem, Ham und Japheth erhoben keinen Einspruch gegen seine Anwesenheit. Sie sagten: »Er hat mehr als ein Herz«, und steckten ihm in Sirup getunkte Kekse zu.

Die Monate verstrichen und wir gewöhnten uns an die Rrattika. Nur sie schienen sich nicht an uns gewöhnen zu können. Sie hatten meine Mutter jetzt regelmäßig beim Zelt und am Tümpel gesehen, sie hatten längst jede Einzelheit ihres Schmucks studiert, doch noch immer senkten sie schnell den Blick, wenn sie sahen, dass ihr waches Auge auf sie gerichtet war. Es verging kein Tag, an dem wir uns nicht Bemerkungen über unsere dunkle Haut, unsere Gewohnheiten und

unsere Sprache anhören mussten. Und ständig gaben sie uns das Gefühl, als könnten wir eines Tages einfach weggeschickt werden. Auf der Werft wurde viel geredet, doch das meiste verstand ich nicht. Es waren Ausrufe und Laute, die als Anweisungen dienten, ohne je zu einem richtigen Gespräch zu werden, wie ich es mir wünschte. Sie beobachteten uns und wir sie und das Misstrauen in den Blicken überstieg weiter die Neugier.

Ich ging jeden Tag zu meiner Quelle. Dank Puts Gabe, mühelos durch unbekannte Gegenden zu streifen, konnten wir Verfolger in die Irre führen, indem wir ausgefallene und unvorhersehbare Wege nahmen. Der kleine Junge blieb dicht bei mir, weil ich den Speer trug. Er hatte Angst vor den Tieren, die bei jeder Bewegung goldene Staubwolken aufwirbelten. Ihre Zahl wuchs jeden Tag. Sie kamen aus allen vier Himmelsrichtungen: aus dem Norden weiße, dicht behaarte Tiere, die den Kopf hängen ließen und schnauften; aus dem Westen Vögel, sie hatten Meere überflogen und ließen sich kurz nieder, um sich gleich darauf wieder in die Lüfte zu erheben, da sie sich ihres Ziels nicht sicher waren; aus dem Süden träge, scheue Tiere, die sich unbehaglich fühlten, weil sie die Hügel, in denen sie geboren waren, noch nie verlassen hatten, und die sich vor allem nachts fortbewegten; aus dem Osten die Langstreckenläufer, sie blieben trappelnd am Hang stehen, da es ihnen nicht gegeben war, niederzusinken und sich auszuruhen. Seltsame Geschöpfe waren dabei, Tiere, die nichts oder allem ähnelten, einem Vogel wie einer Schildkröte, einer Giraffe wie einer Gazelle. Sie hatten viele Formen und Farben, doch alle hielten in den Hügeln um die Werft an, wo sie ungerührt grasten oder in der Sonne lagen. Manche waren zu scheu, um den Kral zu betreten, und hielten sich in den Brombeersträuchern versteckt. Es waren auch Raubtiere dabei, Bestien, denen der Geifer aus dem Maul troff oder die ihre gefährlichen Zähne hinter einem freundlichen Gesicht versteckten. Eines Tages erkannte Put den Tiger, der seinen Vater zerfleischt hatte. Das Kind klammerte sich an mir fest, zog an meiner Muschelweste, bis sie fast zerriss, doch der Tiger schien für lange Zeit gesättigt. Er lag unter einer Tamarinde und beobachtete die Kälber und Hirsche, die an ihm vorbeiliefen, ohne eine Spur von Fressgier.

»Warum sind sie hier?«, fragte ich die Rrattika, die Bretter schleppten.

»Sie wollen im Schatten unserer Zelte verweilen. Sie wissen von unserer Auserwählung und sie sind nicht dümmer als du und deine Brüder, die hierher kommen. Wie wir alle sehnen sie sich nach dem alten Paradies. Kein Berg oder Fluss wird sie aufhalten.«

Je mehr Tiere seinen Kral füllten, desto prächtiger herausgeputzt waren die Gäste, die dem Bauherrn ihre Aufwartung machten. Sie betrachteten sehnsüchtig das unzählige Vieh, diese Vielfalt, die sie noch nie gesehen hatten. »Geben sie alle Milch?«, fragten sie. »Und die Eier der Vögel, sind sie essbar?« Die Gäste brachten wiederum Gaben mit, alle wollten etwas zu diesem Unternehmen, das sie bewunderten, beitragen.

Niemand, nicht einmal der höchste Gast im bestickten Gewand, wurde zu dem Bauwerk vorgelassen. Auch ich versuchte hineinzukommen, doch der Windhund knurrte mich an und schlug die Zähne aufeinander.

Gutes Wasser (3)

Sem und Japheth hatten jeder eine Frau. Nicht wegen ihrer Jugend, ihrer Schönheit oder ihres Reichtums waren sie erwählt worden, sondern wegen ihrer zu erwartenden Fruchtbarkeit. Taneses war Japheths Frau. Ich sah sie ab und zu am Tümpel, sie bewegte sich watschelnd und rauschend, weil sie so schwer war wie eine schwangere Eselin mit Ladung. Ihr Kleid schnürte sie in die Achseln. Ihre Brüste waren violett geädert und ihre Arme schmiegt sich an ihre Seiten, als wären es zwei getrennte Körper, die sie umarmten. Ihre glasigen Waden trugen ständig die Abdrücke von Riemchen, die sie brauchte, damit sie ihr Schuhwerk nicht verlor. Sie stöhnte unter ihrem Gewicht, wenn sie sich setzte.

Zedebab aber war Sems Frau. Sie war auserwählt worden, weil es ihr mit ihrem Stillschweigen gelang, viel versprechend auszusehen. Sie betrachtete Kinder stets, als wären es ihre eigenen. Ihre Ohrmuscheln waren von oben bis unten durchlöchert, mit Ringen durchbohrt, die Ringe mit Schellen versehen, wodurch sie sich klingelnd fortbewegte und sich nie umsah, wenn jemand sie rief, da für sie nur das Geräusch, das sie selbst erzeugte, zu hören war.

Eine Frau fragt man nicht nach ihrer Quelle, doch da ich wie ein Junge aussah, kamen Zedebab und Taneses zu mir. Sie stellten sich vor den Zeltteil der Diener und ließen mich nicht gehen, bevor ich sie angehört hatte: »Wie seltsam, dass ein Junge aus der Fremde so schnell die Gunst unserer Männer gewinnen konnte. Anderes Wasser wollen sie schon nicht mehr. Und wie seltsam, dass sie sich plötzlich um ihre Haut kümmern. Wo hat deine Schwester das Wasser her?«

Als sie nicht gingen und mich mit ihren Fragen in die Enge trieben, hielt ich mich eine Weile von dem roten Zelt fern. Dann kam Ham zu der Grube, um mich zu holen. »Meine Haut juckt«, sagte er. »Ich kratze mich, bis sie sich schuppt. Komm mit deinem Öl und Wasser wieder zum Zelt.« Doch er verstand meine Vorsicht. Ich durfte nicht entlarvt werden, denn wie konnte ich dann noch zu ihm kommen? Ein Mal war ihm der Zwerg gefolgt. Er lief wie ein lästiger Hund hinter Ham her und verwirrte ihn mit seinen Fragen und Gebärden. »Du suchst seine Schwester«, hörte ich ihn sagen, »ich weiß es. Du findest sie schön und gut und deshalb willst

du in ihrer Nähe verweilen.« Als wäre er ein kleines Kind, führte er Ham wieder aus der Grube. Ich hatte ihn nicht einmal grüßen können.

Das Verbot, Tiere zu essen

Eines Tages flog ein Entenschwarm über die Werft. Meine Mutter bemerkte ihn als Erste. Sie forderte mich mit ihrer Atmung auf, ihm zu folgen. Bereitwillig lief ich in die Hügel bis zu der Stelle, wo sie sich niedergelassen hatten. Ich hatte meinen Speer dabei, die Waffe, die mein Vater einst für meine Mutter geschnitzt hatte. Als ich mich näherte, flogen die Enten auf, doch weit kamen sie nicht. Sie waren erschöpft. Ich setzte mir den dicken Erpel in den Kopf, der mich an eine unserer Lockenten zu Hause erinnerte.

Put war mir gefolgt. Er schaute aus einiger Entfernung zu, seine Schleuder schlaff in der Hand. Wenn er geschlichen wäre, hätte er die Ente treffen können, er schoss zielsicher Nüsse aus Bäumen und tötete Skorpione in ihren Felsspalten. Doch er setzte seine Schleuder nie gegen Warmblüter ein, nicht einmal gegen den Tiger, der seinen Vater auffraß.

Ich tötete den Erpel schnell und schmerzlos, um zu zeigen, dass nicht das Töten selbst verwerflich ist, wohl aber das nachlässige, schmerzhaft umbringen. Wir brieten ihn und schnitten ihn in kleine Stücke, die wir anschließend zerstampften und mit Salz und Kräutern würzten. Zuerst bedienten wir meine Mutter. Put hatte sich irgendwo in den Sträuchern verkrochen, er hatte kein Verständnis für die festliche Stimmung, in die uns unser Mahl versetzte. Doch wir genossen es. Wir hatten gern Fleisch auf unserem Speiseplan und am allerliebsten Ente.

Wir hatten uns gerade satt und zufrieden hingelegt, als eine Karawane von Männern in langen Mänteln die Grube betrat. Sie trugen eine Sänfte zwischen sich und ganz am Ende ging der Zwerg mit den großen Nasenlöchern und den wulstigen Lippen. In der Sänfte saß aufrecht und gerade, von gestickten Kissen gestützt, ein alter Mann. Vor unserem Haus machte er eine Gebärde, worauf die Karawane anhielt. Wir schauten zu, ehrlich interessiert an dem Geschehen und nichts Böses ahnend. Der alte Mann nahm unser Haus in Augenschein, das solide wie ein Boot gebaut war. Seine Pupillen waren so grün, dass ich ihn zwei Atemzüge lang anstarrte, bevor ich, wie es sich gehörte, meinen Blick senkte. Sein Gesicht war zerfurcht, seine Augenränder waren rot wie rohes Fleisch und

seine Brauen merkwürdig dunkel unter den weißen Haaren. Er hatte Flecken auf der Haut, kleine rahmweiße Erhöhungen, an denen jeder, der etwas davon verstand, erkennen konnte, dass ihm eine Krankheit in den Gliedern steckte.

Es bestand kein Zweifel, das war der Bauherr, der Mann, der mit seinem Gott wie mit Menschen sprach und der sich schon seit Monaten in seinem Zeltteil verborgen hielt. Da er wochenlang auf seiner Pritsche gelegen hatte, saß der Mantel, der die ganze Zeit an einem Haken gehangen hatte, etwas schief um seinen Körper. Sein Blick dagegen war klar und seine Worte klangen deutlich, als er sagte: »Wie verlautet, seid Ihr derjenige, der meinen Söhnen während meiner Krankheit hilfreich zur Seite gestanden hat. Ihr habt gute Arbeit geleistet. Ihr versteht etwas von Eurem Fach.«

Mein Vater stand auf und verbeugte sich. Auch er hatte begriffen, wer der Mann war, und antwortete: »Ich danke Euch, mein Herr, dass Ihr Euch ungeachtet Eurer angegriffenen Gesundheit ...«

»Manche Dinge haben Vorrang vor der eigenen Gesundheit«, unterbrach ihn der alte Mann. Er sprach nicht langsam, wie man es bei einem Kranken erwartet, wohl aber nachdrücklich und zwingend, als rüste er sich für etwas, das unvermeidlich geschehen musste.

Mein Vater verneigte sich und dankte von neuem.

Der Zwerg mit dem flachen Gesicht sagte nichts, er musterte meine Mutter und mich nur misstrauisch. Ich wagte es kaum, mich zu rühren, aus Angst, er könnte merken, dass ich kein Junge war. Ich hielt den Blick abgewandt, doch meine Mutter sah ihn furchtlos an; die Gesichter der beiden drückten Abscheu aus, wie bei zwei Dämonen, die sich erkennen. Der Zwerg schaute in unsere Töpfe und Krüge und lief zur Abfallgrube, in der das Entengerippe lag. »Hier«, sagte er mit dünner Stimme, während er die sorgfältig abgenagten Knochen aufhob. Er ging damit zur Sänfte, streckte sich und reichte sie dem Bauherrn.

Der verzog keine Miene, als die Knochen in seinen Schoß fielen. »Ihr seid keiner von uns«, sagte er nur. »Eure Sitten und Gebräuche sind seltsam, ja sogar Ekel erregend.« Nicht viele seiner Zähne hatten die Zeit überstanden, was dazu führte, dass er Speichel verlor. Doch die Lücken im Gebiss machten ihn nicht unverständlich, im Gegenteil, wir behielten jedes Wort aus seinem Mund.

Der Unnennbare habe keine Erlaubnis gegeben, Tiere zu essen, sagte er, und demzufolge würde jeder, der es tat, bestraft. Während er sprach, flogen noch mehr Wasservögel über die Werft. Sie erschienen hinter der Klippe und landeten irgendwo bei den Lehmgruben tief in den Hügeln. Der Bauherr ließ sich von dem Geräusch ihrer Flügel nicht ablenken. Er hatte eine Perlenschnur in der Hand, die er tickend durch seine Finger gleiten ließ. »Diese Kreaturen wurden am fünften Tag erschaffen«, sagte er. »Wir am sechsten. Wir erhielten sie, um über sie zu herrschen. Nicht, um sie zu töten, es sei denn als Opfer.«

Mein Vater erkannte viel eher als ich die Bedeutung dieser Worte. Der alte Mann war nicht gekommen, um meinem Vater zu danken. Er war nicht einmal erschienen, um uns zu ermahnen. Uns erwartete etwas viel Drastischeres, die Vollstreckung einer Drohung, die uns schon die ganze Zeit wie ein Schlagschatten gefolgt war. Mein Vater ahnte es. Er stellte sich vor den Bauherren, so schnell und abrupt, dass die Hölzchen an seinem Gürtel klapperten. »Schickt uns nicht weg, Herr!«, sagte er. »Wir sind schon gestraft genug! Unsere Anwesenheit hier ist unsere Buße!« Seine Stimme war rau. Das Hüfteln in seine Hand war kein Schinden um Zeit, sondern ein Krampf aus Angst. »Wir töteten den Erpel nicht, um ihn zu essen. Das Tier verdiente es zu sterben. Es hat uns alles genommen. Es hat meine Frau lahm gemacht, worauf wir das Sumpfufer verlassen mussten, weil sie vor Angst wahnsinnig wurde.«

Der alte Bauherr hatte keine Entgegnung meines Vater erwartet. Er war gekommen, um eine Mitteilung zu machen, nicht um zu lauschen. Doch was mein Vater sagte, schien ihn zu interessieren. Die Diener hörten auf zu scharren. Kein Lüftchen regte sich, kein Tiergebrüll, kein Kinderschrei unterbrach die Stille, die seinen Worten folgte.

Mein Vater zögerte. Noch nie hatte er die Geschichte meiner Mutter erzählt, das wollte sie nicht. Dann hielt sie die Luft an, bis sie blau im Gesicht wurde, sie schaffte es, ihre Lungen pfeifen zu lassen, sie verbot ihm mit ihrem Blick, noch ein Wort zu sagen. Doch diesmal blieb sie still. Sie lauschte, als wäre es die Geschichte einer anderen.

»Bevor sie lahm wurde, züchtete sie Enten«, erzählte mein Vater. »Sie stutzte ihnen die Flügel, kurz nachdem sie geschlüpft waren. Sie erwärmte Steine, die sie

immer wieder austauschte. Sie hob die Küken nacheinander hoch und kniff ihnen mit einer Pinzette die Flügelspitzen ab. Sie fütterte sie, bis sie groß waren.« Ich sah meine Mutter wieder vor mir, sie weckte mich, wenn die Eier reif waren und das Piepen durch die Schale hindurch so dringend klang, dass wir mit unseren Nägeln Risse hineinklopfen. »Die Küken dachten, ihre Mutter sei tot. Wenn sie ausgewachsen waren, tötete sie die Tiere nicht. Sie benutzte sie als Lockenten. Und weil sie nicht fliegen konnten, lachte sie sie aus. Sie sagte, sie würden wie Schaum auf dem Wasser kleben. Eines Tages rissen sie aus. Ein starker Wille ließ sie fliegen. Kurz darauf stürzte sie in ihrem Kahn und konnte nur noch mit einem Auge blinzeln.«

Der Bauherr schnaubte durch die Nase. Er klopfte auf die Knochen, als hoffte er, dadurch würde das Leben in sie zurückkehren. Meine Mutter lag tief atmend auf ihrer Pritsche. Sie richtete ihr Auge auf meinen Vater und blinzelte, die Billigung für sein Handeln und das Einverständnis fortzufahren.

»Wir wissen, dass es nicht hilft, sie zu essen. Doch es tut gut, sie zu töten. Sie sind wohlschmeckend und geben Kraft. Und es gibt so viele von ihnen ...«

Der Bauherr setzte sich anders hin. Als er seine Hände neben sich in die Kissen stemmte, um seinen Körper aufrecht zu halten, sah ich seine Ellbogen zittern. Die Entenknochen rollten von seinem Knie in die Sänfte und von dort aus weiter auf den Boden. Für einen Kranken, der zum ersten Mal nach langer Zeit sein Zelt verlässt, hatte er noch immer eine recht kräftige Stimme, als er sagte: »Die Tiere sind gezählt, die Mengen genau bestimmt. Ihr könnt nicht auf sie herabschauen. Was ihr auch tut, euch an einer Tierart rächen oder nicht, lacht sie nicht aus, vergleicht sie nicht mit Schaum auf dem Wasser. Auf der Arche wird es keine Verachtung geben.«

Wir wurden an jenem Tag nicht verjagt. Wahrscheinlich war es die Geschichte meiner Mutter, die uns rettete. Doch die plötzliche Erkenntnis, was Hams Geheimnis war, traf mich wie ein Blitz: Der Bauherr baute einen Altar. Die Unheilsverkündung trug eine Nachschrift: Die Katastrophe konnte abgewendet werden. Dafür musste ein Opfer gebracht werden, ein Opfer von noch nie gesehener Größe. Deshalb sahen wir Tag für Tag, Woche für Woche, wie sich die Krале neben der Werft füllten. Das waren die Opfertiere, die Träger eines

inbrünstigen Wunsches oder einer großen Reue. Sie würden auf das Schiff gejagt werden, als Ode auf den Unnennbaren. Sie waren die Gäste, die unheimlichen Besucher auf diesem Fest. Auserwählt waren die, die das richtige Opfer brachten, das makelloseste Tier oder die kostbarste Art. Deshalb auch diese Vielfalt: Das Opfer des Bauherrn würde über alle anderen gestellt werden. Ich hatte es schon einmal gesehen, Jahre zuvor, als nach der soundsovielten Überschwemmung unser Volk beschloss, dass etwas geschehen müsse. Wir trugen die Wände unserer schönsten Hütten ab, rollten unsere Schilfmatten zusammen und füllten die Boote damit. Wir schlachteten unsere Büffel, zuerst die besten und fettesten, und legten das Fleisch auf die Matten. Meine Mutter opferte ihre Enten. Sie schlug ihnen nacheinander die Köpfe ab und trug sie in breiten Körben aufs Boot. Unser Hof, der immer weiß vor Entenmist gewesen war, glänzte jetzt wie ein rotes Meer. Wir brachten unsere Vorräte für den Winter an Bord, Dutzende Krüge Reis. Wir bauten die Hütten ab, in denen die Vorräte aufbewahrt wurden, und legten auch sie an Bord. Anschließend machten wir das Boot vom Steg los und schoben es in den Sumpf, in Richtung der Lagune, hinter der das Meer wartete. Dazu diente es also, das Schiff des Bauherrn. Es war eine Läuterung, eine Prüfung des Gottes der Rrattika um ihre Ergebenheit zu testen.

Die Diener nahmen die Sänfte des Bauherrn auf. Ich war die ganze Zeit wegen des Zwerges unauffällig neben dem Zaun stehen geblieben, doch als ich begriff, warum die Tiere hier waren, sprang ich nach vorn. Ich bewegte mich so unvermutet, dass die Männer vor mir zur Seite wichen. Der Zwerg schnaubte heftig durch seine aufgerissenen Nasenlöcher.

»Werdet Ihr ein Opfer bringen?«, fragte ich. »Ist das Schiff der Träger einer flehentlichen Bitte?«

Der Bauherr richtete sich vollständig in seinen Kissen auf. Zum ersten Mal sah ich seinen ganzen Kopf und dessen Verhältnis zu Rumpf und Nacken. Die Rrattika wollten uns gern glauben lassen, dass er die Fünfhundert bereits überschritten hatte, doch von Leuten, die ihren Geburtsort genauso schnell vergessen wie ihre letzte Lagerstätte, kann man nicht erwarten, dass sie die Jahre behalten. Er war alt, aber nicht so alt, wie behauptet wurde. Er zeigte mit dem Finger auf mich.

»Wer bist du, Junge, dass du mir solche Fragen stellst? Bist du es nicht, der meine Söhne wäscht?« Er wartete meine Antwort nicht ab. Er schaute von mir weg, hob die andere Hand und sofort gerieten die Diener in Bewegung. Sie rückten ihre Schulterkissen zurecht und hoben die Sänfte darauf. Es dauerte eine Weile, bis sie damit fertig waren, und dadurch wurde die Stille unüberhörbar. Der alte Bauherr starrte vor sich hin. Der Zwerg klapperte mit den Knochen an seiner Stockspitze. Das Geheimnis, das sie hüteten, war größer und dunkler als ihr Schiff.

Mein Vater kaute Nüsse für meine Mutter vor. So unangebracht es uns schien, in der Wüste ein Schiff zu bauen, so unvorstellbar war es, dass man Tieren, die so zahm waren, dass man sie beinahe mit der bloßen Hand packen konnte, nicht das Genick brach und sie rupfte. Und die Vorräte, die täglich anwuchsen? Von nah und fern schafften die Leute Säcke und Krüge herbei, einen Teil des Getreides erhielten die Arbeiter, einen anderen die Tiere, der Rest wurde gespeichert; es war genügend Nahrung vorhanden, um ein ganzes Heer auf den Beinen zu halten. In der Schreinerei und der Töpferei wurde hart gearbeitet, dort lagen mehr Späne, Scherben und Splitter aufgehäuft als irgendwo sonst in der Welt. Doch woher stammte der Auftrag, diese Amphoren herzustellen, größer, als sie irgendeiner je gesehen hatte, und so schwer, dass man sie kaum heben konnte? Sie standen aufgereiht am Rande der Werft und man spazierte an ihnen vorbei wie durch eine Galerie, doch wenn man fragte, wozu sie dienten, erhielt man einen leeren Blick als Antwort.

»Der Bauherr baut kein Schiff«, sagte mein Vater zu uns. »Er baut einen Kasten, eine Arche, einen Sarg.« Er fertigte Zeichnungen auf Blättern, Zeltplanen und Brettern an. Wie verteilte man das Gewicht? Der Gott des Bauherrn schien ein lebendes Opfer zu wollen, weshalb sonst diese Sorge, dass es auch genügend Luft und Licht im Schiffsraum gab? Doch wir hatten genug Vieh auf Booten befördert, wir wussten, wie lange es dauerte, bis sich ein Tier an das Schaukeln gewöhnte und wie gefährlich es wurde, wenn in der Herde Panik ausbrach. Und wie verlud man die Tiere? Man stellte die Grasfresser nicht zu den Raubtieren, denn dann wich die Herde zurück und die Ladung verrutschte. War es nicht einfacher, die Tiere zuerst zu schlachten?

Als ich mich an jenem Abend bei dem roten Zelt meldete, um die Männer zu waschen, hielt man mich am Eingang zurück. Zwei Diener versperrten mir den Weg. »Der Bauherr hat seinen Söhnen aufgetragen, sich selbst zu waschen«, sagten sie verächtlich und zeigten zum Tümpel hinüber, an dem die Ziegen tranken.

Hams List

Die Tage verstrichen. Für mich gab es nichts zu tun. Ich hoffte, Ham würde etwas unternehmen, um mich zu treffen, aber er tat es nicht. Vielleicht schuppte sich seine Haut und wurde der Juckreiz immer schlimmer, doch Zeit, sich von mir pflegen zu lassen, nahm er sich nicht. Jetzt, wo es dem Bauherrn besser ging, wurde der Bau des Schiffes immer eiliger vorangetrieben. Japheth und seine Männer waren den ganzen Tag damit beschäftigt, das Schiff von innen und außen zu verpichen, und das Gerüst, auf dem sie standen, war so riesig, dass es bis zum Bugspriet reichte. Einige Arbeiter mussten entlassen werden, da sie die Höhe nicht vertrugen. Sie wurden durch Sklaven ersetzt.

Ham machte mit meinem Vater die Einteilung. Sie beugten sich vor und zeichneten in den Sand. Schatten brauchten sie nicht zu suchen, ihr Bauwerk spendete ihnen genug. Ham murrte. Es gab nicht genug Platz auf dem Schiff, sie mussten bei der Einteilung sparsamer sein. Die Räume mussten höher und heller gestaltet werden. Die Skizzen meines Vaters wurden immer umfangreicher. Ham musste sich stets mehr erklären lassen, denn der Wind fegte die Zeichnungen im Sand weg. Unmutig warf er seine Deichsel und seinen Bohrer auf den Boden.

Zwei Decks mit einem Zwischenraum von neun Ellen entwarf mein Vater, mit Holztreppe, Landungsbrücken und Wänden, die durch Querbalken miteinander verbunden waren. Ein drittes Deck musste her. Jede Initiative, das Schiff im Inneren komfortabler zu gestalten, mit mehr Türen und Trennwänden, wurde von den Arbeitern ohne Murren akzeptiert. Ja, nicht nur das, sie waren sogar begeistert, sie schienen davon auszugehen, dass ein perfektes Schiff eine größere Ehrenerweisung an ihren Gott war und dass ihre Reise so unweigerlich unter einem guten Stern stand. Doch sie stellten keine Verbindung zwischen ihrer Arbeit und den Tieren her, die sich in der Nähe der Werft versammelten, und wenn ich mit ihnen über das Unheil sprach, das da kommen sollte, sagten sie: »Das Schiff ist doch gut gebaut, ganz nach Wunsch? Warum sollte es dann ein Unheil geben? Unser Gehorsam bringt uns Wohlfahrt, keine Strafe.«

Ich hatte alle Hoffnung, jemals wieder mit Ham zusammen zu sein, bereits verloren, als ich unvermutet von zwei Kat kauenden Jungen zu ihm gerufen

wurde. Sie stellten sich vor unser Haus und sagten: »Du musst mitkommen. Es geht um Leben und Tod. Lass deine Mutter hier, es eilt.« Sie liefen aus der Grube. Ich nahm meine Sachen und folgte ihnen.

Sie führten mich zu Hams Zeltteil und sobald ich eingetreten war, ließen sie den Vorhang nach unten. Ham lag in einer Ecke auf seiner Pritsche und hustete heftig. Es wunderte mich nicht. Ich wusste von Anfang an, dass er zu den Jungen gehörte, die durch die Haut atmen statt durch den Mund. Ich kniete mich neben ihn. Mit der geschlossenen Hand klopfte ich ihm auf die Brust, machte sanft hämmernde Bewegungen, die seinen Schleim lösten. Es war warm und drückend hier. Die Luftzirkulation in den Zelten war gut, wenn alle Zwischenvorhänge hochgezogen waren, dann konnte die frische Luft von draußen ungehindert herein, doch wenn sie heruntergelassen waren, wurde es schnell stickig. Ham hatte es gern, wenn sie unten waren.

Er musste seine letzten Kräfte aufbieten, um zu sagen: »Der Zwerg erzählte mir die Geschichte deiner Mutter. Jetzt verstehe ich deine Fürsorge. Sie hat ihr Unheil schon gehabt, sie braucht es kein zweites Mal zu erleiden, eine Strafe auf die andere ist unverdient.«

Er sprach schnell, da er schon den nächsten Hustenanfall nahen spürte, und als er kam, schien er an dem Schleim fast zu ersticken. »Wasser, besorge mir dein gutes Wasser«, keuchte er. Er trank aus meinem Krug und goss den Rest über sich. Er befahl mir, mehr zu holen und so bald wie möglich zu ihm zurückzukehren.

Noch nie bin ich so schnell in die Hügel gelaufen, noch nie wählte ich den Weg so direkt und ohne mir über mögliche Verfolger Sorgen zu machen. Ich stürzte mich in das Dunkel der Höhle, trat Schädel und Gebeine zur Seite, als wäre es Unrat, und tauchte meinen Krug in das Becken. Ich hatte keinen Speer dabei für den Fall, dass ein wildes Tier meinen Weg kreuzte. Das Einzige, woran ich dachte, war Ham.

Als ich das rote Zelt wieder betrat, hörte ich sein Husten hinter der Wand nicht mehr. Die Diener ließen mich durch und schlossen den Vorhang schnell wieder. Es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, doch dann erkannte ich mit einem Blick, dass sich Ham nicht bewegte. Ich stellte

den Krug auf dem Boden ab, lief zu ihm hin, beugte mich über ihn und sah, dass er mit dem linken Auge blinzelte.

Mein Blut wurde Sand, mein Atem Wasser. Die Sprachlosigkeit, der Schreck, der mir in die Glieder fuhr, es war wie vor Jahren am Meeresufer. Es war ein Kahn, der sinkt, ein Tiger, der springt, eine gellende Erkenntnis, die mich hätte schreien lassen müssen, die mich jedoch stumm machte. Auf einmal begriff ich: Das Totenwasser aus der Höhle hatte zugeschlagen, das Unheil kam im Eilschritt auf mich zu.

Als er merkte, wie ich erschrak, hob er den Kopf und lachte. Er legte seine Hand auf meine Schulter. Er sei nicht lahm geworden, sagte er, er wolle nur wie ein Lahmer behandelt werden.

Es kostete mich eine Ewigkeit, um mich von dem Schreck zu erholen. Meine Hände wuschen ihn wie früher, doch ich spürte ihn nicht.

Er bereute seinen Scherz, lachte mich weiter an und streichelte mich. Der Hustenanfall sei echt gewesen, erklärte er, doch habe er gewusst, dass er vorbeigehen würde. »Habe ich nicht gut daran getan, den Zwerg glauben zu lassen, ich würde sterben? Wie wärest du sonst hier hereingekommen?« Er wollte, dass ich mich auf ihn setzte, wie ich es immer bei meiner Mutter tat.

Ich erfüllte seinen Wunsch. Ich massierte ihn, bis sein Bauch straff war und seine Haut glasig. Ich mied nicht länger sein Gesicht. Ich bewegte mich träge, um wieder zu mir zu kommen.

Er fasste meine Hände und verschlang unsere Finger, bis sie knackten. Meine Berührung ließ seine Wangen erröten. Er roch nach der Milch, die er zum Frühstück getrunken hatte. Ich beugte mich über ihn und löste die Säfte aus seinem Körper, wie Alem der Lumpige es mich gelehrt hatte.

Als ich das Zelt durch den Dienstbotenausgang verlassen wollte, versperrte mir der Zwerg den Weg. Er sagte: »Fortan wäscht du Ham wieder jeden Tag mit deinem Wasser. Es macht nichts, dass du ein Fremder bist, der Fleisch isst. Ham muss schnell eine Frau finden und wer will einen schuppigen, hustenden Jungen mit einem Atem voll Schleim?«

Ich nickte. Es war bereits geschehen, ich war schon seine Frau. »Ich werde dafür sorgen«, sagte ich und entfernte mich mit dem eckigen Schritt eines Mannes.

Abends, nach seiner Arbeit auf dem Schiff, zimmerte mein Vater eine Wanne. »Eine Frau, die einen Mann kennt, muss untertauchen können«, sagte er. »Und zwar in etwas Besserem als einem Viehtümpel!«

Ich setzte mich hinein. Die Kälte verschlug mir den Atem. Es war so lange her, dass ich von Wasser umgeben gewesen war. Die Wanne war schön und gut verarbeitet, mit einer glatten Falz und einem Boden, der sich wie eine Haut an meiner anfühlte.

»Ich wusste nicht, dass du so etwas kannst!«, sagte ich.

»Was ist eine Wanne anderes als ein umgekehrtes Boot?«, antwortete er.

Ich kannte den wahren Grund für das Geschenk. Meine Mutter und er fanden, dass ich mich an den Rrattika besudelte. Sie konnten sich nicht an den Gedanken gewöhnen, dass ich mich neben jemanden legte, der nicht sesshaft war. Doch sie hielten mich nicht zurück. Ham erregte ihr Mitleid, er war ihnen lieb und teuer, sie dachten damals schon an ihn wie an einen Sohn.

Neelatas Ankunft

Nicht lange danach erschien Neelata, die ranke Städterin. Put war der Erste, der sie sah; er ließ seinen Hirsebrei kalt werden, um zu der Bewegung auf der Klippe hinüberzuschauen. Sie kam in Begleitung von zehn prächtig herausgeputzten Männern auf glänzenden Pferden und sechs Zofen auf Halbeseln. Dem Staub auf ihren Beinen und den Flanken der Pferde nach zu urteilen, hatten sie einen weiten Weg zurückgelegt. Sie näherten sich uns über den Pfad, den auch wir bei unserer Ankunft genommen hatten. Trotz des steilen Abstiegs saß keiner der Reiter ab. Ich hatte noch nie zuvor ein Pferd gesehen. Ich wusste, dass es diese Tiere gab, dass sie Eseln glichen, dass sie stärker waren als sie, Hitze dagegen schlechter vertrugen, doch damals war ich zum ersten Mal Zeuge ihres Temperaments. Sie nahmen den Hang wie leichtsinnige Kinder. Manche machten ab und zu einen Sprung und mussten von ihren Reitern gezügelt werden. Wie ich war auch Put an die Bedächtigkeit von Eseln gewöhnt und der Anblick von so viel Mut faszinierte uns so, dass wir unsere Mahlzeit vergaßen und zum Fuße des Hangs liefen.

Als der Abstieg geschafft war, wurden die Pferde ruhiger. Manche von ihnen wurden nicht beritten, ihr Mundstück war an dem Tier vor ihnen befestigt und auf den Flanken trugen sie gluckernde Krüge. Der Mann mit der besten Ausrüstung war ein Kaufmann, ein Herr mit schlohweißen Haaren und einem glänzenden Gewand, doch wir hatten nur Augen für die junge Neelata, die mich durch ihr Äußeres aufrührte und Put dazu brachte, Herz erwärmende Willkommensgedichte aufzusagen. Sie saß auf einem Pferd ganz am Ende der Karawane, das die Ohren anlegte, als es uns passierte. Die Karawane bewegte sich zwischen den Zelten entlang und wir folgten ihr am Gerüst vorbei bis zum roten Zelt.

Der Erste, der nach draußen kam, war der Zwerg. Noch nie hatte ich ihn so aufgereggt gesehen. Er sprang hin und her und stieß Schreie aus, die denen der Affen in den Hügeln ähnelten.

Der Kaufmann war Neelatas Onkel. Er stattete dem Bauherrn einen Besuch ab, um seine Nichte bei ihm zurückzulassen. Warum er dies tat, erfuhr ich erst viel später, als sie mir aus einem tiefen Loch in der Höhle die Erlaubnis gab, sie

sterben zu lassen, doch niemand brauchte eine Erklärung, um zu erkennen, dass die Bitte, mit der er kam, nicht gering war.

Nacheinander saßen die Männer ab und betraten das Zelt. Neelata wurde aufgefordert draußen zu warten. Sie ließ ihr Pferd zum Tümpel traben. Sie trug ein Kleid in einem Blau, das nicht mehr hergestellt wurde, und ihre Wimpern waren mit Erz gefärbt. Es war Monate her, dass ich jemanden mit geschminkten Augen gesehen hatte. Sie war groß und schlank wie eine Säule, die man errichtet, um etwas zu gedenken, und um die Fußgelenke trug sie klappernde Perlen. Nachdem sie eine Weile auf und ab gegangen war, setzte sie sich mit angezogenen Beinen und nackten Füßen ins Gras. Die Pferde hatten inzwischen ihren Durst gelöscht und standen mit hängenden Köpfen still.

Wir sahen alles, Put und ich, zwischen Bretterstapeln versteckt beobachteten wir, was geschah. Put scharrte so mit den Füßen, dass der Staub aufwirbelte.

»Frag, warum sie hier ist«, flüsterte ich.

»Ich traue mich nicht!«, sagte er. »Du bist kein richtiger Junge, frag du.« Er bohrte seine kleinen Finger in meine Lenden und ich verließ den Platz, an dem wir standen.

Ich war nicht viel mutiger oder weniger verlegen als er. Ich hatte es ein wenig verlernt, ein Gespräch zu beginnen. Seit ich hier war, hatte ich schon verschiedene Male einen Versuch gemacht, mit den Leuten auf der Werft zu sprechen. Doch die Gedanken der meisten waren beschränkt, wenn sie nicht arbeiteten, starrten sie gewöhnlich untätig vor sich hin, und ihr Sprachschatz war begrenzt, da sie in ihrer kleinen Welt mit wenigen Worten auskamen. Doch diese Frau war anders, das hatte ich sofort gesehen. Sie sah mich an, folgte meinen Bewegungen und befragte mich mit ihrem Blick. Ich zögerte nicht, ihn zu erwidern. Ich konnte mich an ihren Augen nicht satt sehen. Sie hatten die Form von Mandeln, wobei die äußeren Winkel leicht nach oben zeigten. Ihr Anblick, diese Wimpern und Lippen, die im frühen Morgenlicht glänzten, ließen Reue in mir aufsteigen. Ich, die Putz und schöne Farben so liebte, stand hier mit dem Motiv des Mannes auf meiner Stirn.

Ich zögerte noch immer sie anzusprechen, und Put wurde ungeduldig. Er verließ sein Versteck und stellte sich neben das Pferd, das sie geritten hatte. Schweigend

legte er seinen Arm in die Achsel eines Beins, um den Bauch zu betasten. Schließlich holte er tief Luft und sagte: »Wenn ich ein Pferd hätte, lief ich, so schnell ich könnte, von hier weg.« Er sprach zu mir, doch so laut, dass sie es auch hören konnte. Ich wusste, was er dachte. Das Pferd war groß. Wer darauf Platz nahm, saß sicher. Das Tier bewegte sich flink und schnell, er konnte sich vorstellen, dass man damit einem Tiger entkam.

Neelata hob die Hand gegen das Sonnenlicht, um Put zu betrachten. Als sie sah, dass er zurückschaute, lächelte sie und machte eine Geste nach hinten, wo sich die Kräle befanden. Ich dachte, sie meinte, dass es dort ausreichend Vieh gebe, so viel, dass es egal war, wem es gehörte, es gab genügend Milch für alle Durstigen im Lager, weglaufen war also nicht nötig und es sprach nichts dagegen, sich nicht einfach ein Reittier zu nehmen, wenn man irgendwo hinwollte. Doch das meinte sie nicht. In der Hand hielt sie einen kleinen Bimsstein, so einen, wie ich ihn mir immer gewünscht hatte. Sie zeigte damit auf die ganze Welt. »Schön ist es, wenn man glauben kann, ein Pferd könnte einen retten«, sagte sie. Sie sprach anders als die Leute hier. Ihre Zunge tastete die Worte ab, die sie benutzte, als seien die Laute brandneu, noch unbekannt für die Mundhöhle, die sie bilden musste. »Doch ein Pferd wird dich nicht retten, kleiner Junge. Nichts wird dich vor dem Unheil bewahren, das diese Menschen erwarten.«

Put folgte aufmerksam der Bewegung ihrer Hand. Er blieb dicht neben dem Pferd stehen, als gehöre es ihm.

Neelata schnalzte mit der Zunge, um das Tier zu beruhigen, und fuhr fort: »Auch wenn es so vielleicht besser ist. Vielleicht ist es nicht schlecht zu glauben, diesem Ort entfliehen zu können, wenn man es will.« Ich brauchte nicht mehr Worte, um zu begreifen, dass sich diese Äußerung mehr auf sie selbst als auf uns bezog. Ihr Onkel ließ sie auf der Werft zurück. Die Krüge, die er auf den Rücken der Pferde mitgebracht hatte, blieben hier, sie wurden Tag und Nacht bewacht. Sie zog in ein Zelt mit bestickten Bordüren, das ihr Onkel für sie aufgebaut hatte und das auch den sechs Zofen Unterkunft bot. Wie wir war sie nicht an Zelte gewöhnt, die Zeitweiligkeit dieser Bleibe machte sie nervös und unsicher. Doch sie ging nicht mehr weg, bis das Unheil kam. Sie wurde Hams Frau.

Ich wurde aufgefordert, auch Sem und Japheth wieder täglich zu waschen. Mit jemandem wie Neelata in der Nähe wurde das Bedürfnis nach Sauberkeit und Putz größer. Sie betrat Hams Zeltteil, während ich mit ihm beschäftigt war, ohne sich um meine Anwesenheit zu kümmern. Sie war nicht misstrauisch, sie hatte keinen Grund zu denken, dass ich wie sie eine heiratsfähige Frau war, bereit für einen Mann. Manchmal schlang sie die Arme um ihn und ich hörte sie sagen: »Nimm mich zur Frau.«

Ham warf mir einen schnellen Blick zu und schüttelte den Kopf.

»Bist du denn nicht froh über die Gaben, die ich mitgebracht habe?«, fragte sie.

Sie war älter als Ham. Und sie war groß. In ihren Armen wirkte er wie ein Kind. Was machte sie hier? Eine junge Dame aus einer Kaufmannsfamilie gehörte auf Märkte, in steinerne Badehäuser oder an die Brunnen, an denen sich die Reisenden labten.

Ich versuchte von Ham zu erfahren, mit welchen Bedingungen sie gekommen war. Doch er wich meiner Frage aus, indem er zwei riesige Nüsse, rund und haarig wie Ratten, aus einem Korb rollen ließ. Put sprang vor Schreck zur Seite, als sie direkt auf ihn zuholperten.

»Schau her, was sie mitgebracht hat«, sagte Ham. Er hob eine der Nüsse auf und warf sie von einer Hand in die andere. Es gab ein gluckerndes Geräusch. Er nahm einen spitzen Stein und zerschlug damit den Bast. Saft spritzte auf. Das Innere der Frucht hatte eine Farbe, die ich noch nie gesehen hatte. Dort im Zelt wirkte sie noch weiß, doch am nächsten Morgen, als wir auf dem Weg zur Werft waren und Ham nach langem Drängen für Put und mich noch eine Nuss aufschlug, erkannte ich, dass das Weiß von einer Reinheit war, wie ich sie nie wieder sehen würde. Es war weißer als Milch, weißer als die ersten Zähne eines Säuglings, weißer als die Muscheln in den Netzen meiner Mutter vor langer Zeit.

Ham setzte die becherförmige Frucht an unsere Lippen und forderte uns auf, einen Schluck zu nehmen, Put zuerst. Der kleine Junge probierte und stieß einen Seufzer aus.

»Was ist es?«, fragten wir.

»Essen und Trinken zugleich«, sagte Ham. »Nüsse, die ewig halten. Wir bewahren sie für schwere Zeiten auf.« Über den Inhalt der Krüge verlor er kein Wort.

Neelatas Heiratsantrag beunruhigte mich nicht. An Hams Herzklopfen, wenn ich seine Brust mit Öl einrieb, erkannte ich seine Zuneigung. Er bat mich, den Vorhang herabzulassen. Ich wusste, dass mich Zedebab und Taneses beobachteten. Ihre Unempfindlichkeit für Körpergerüche machte mich leichtsinnig. Selbst als ich blutete, betrat ich das rote Zelt. Tanesis hatte ganz kleine Augen in ihrem Vollmondgesicht, die manchmal weggedreht waren, wodurch man meinen konnte, sie sei blind; doch das war sie nicht, sie sah mehr als die meisten anderen. Sie musterte mich misstrauisch, als ich mein klares Wasser zum Zelt der Männer brachte. Ich bewegte mich etwas eckiger, doch auch da nahm ihr Gesicht keinen beruhigteren Ausdruck an. War es mir anzusehen? Ahnte sie, dass ich sie mit einem leise klirrenden Muschelhemd hinter Licht führte? Sah sie, dass es Waschungen gab, die von Ham sorgfältig vorbereitet wurden? Er ließ den Vorhang nach unten und streckte sich auf dem Boden aus.

Wenn ich mit meiner Arbeit fertig war, ging ich regelmäßig an dem bestickten Zelt vorbei. Ich wollte Neelatas gepuderte Wimpern betrachten und den Schmuck, den sie trug. Doch schon bald bekam ich ihr Gesicht nicht mehr zu sehen. Sie war in ein ockerfarbenes Kapuzengewand gehüllt, aus dem bisweilen ihre Hände und Knöchel zum Vorschein kamen; ansonsten sah ich nur ihre Umrisse. Zu spät erkannte ich, dass Neelata mit den Frauen von Sem und Japheth ein Dreigespann bildete, dass eine Heirat zwischen ihr und Ham die logische Folge ihrer Zusammengehörigkeit war. Und zu spät merkte ich, dass sich Ham auch von ihr angezogen fühlte. Er beobachtete sie vom Gebüsch aus, wie er Monate zuvor mich beobachtet hatte. Ich wusch ihn täglich. Er blinzelte mit dem linken Auge und bat, wie ein Lahmer behandelt zu werden. Ich ölte ihn ein, bis sich seine Haut um seine Knochen spannte. Anschließend verschlang er seine Finger mit meinen und zog mich über sich. Doch mit Neelata machte er dasselbe. Ich merkte es nicht.

Das Lied des Zwergs

Je höher das Schiff wurde, desto aufgeregter wurde die Stimmung im Zelt. Der Zwerg bereitete ein langes, kompliziertes Lied vor, das er, begleitet von vielen Kunststücken und Tanzschritten, eines Abends beim Bad den Söhnen des Bauherrn zu Gehör brachte. Darin bot er seine Dienste an und ich lauschte aufmerksam.

»Ihr müsst mir eine Hängematte besorgen«, sang er, »von der aus ich den Schiffsraum überblicken kann. Ich werde den Tieren, die es trotz des Verbotes Eures Vaters miteinander treiben, so den Kopf waschen, dass sie vor Scham vergehen. Die Art und Weise, in der ich dies tue, wird die Auserwählten so ergötzen, dass sie am Ende hoffen, die Tiere würden es wieder miteinander treiben! Und ich koste Euch nichts, nicht mehr als das Gewicht, das ich mit mir mit trage, und glaubt mir, das ist gering und kann nur noch weniger werden.«

Die Brüder schlugen sich vor Lachen auf die Schenkel. Der Zwerg hatte die Angewohnheit, so zu tun, als lebe er von Luft und Wasser. Jedes Mal, wenn die Söhne etwas aßen, fing er an zu schreien, den Speisen scheinbar abhold, die die Frauen zubereitet hatten. Sein Gebaren amüsierte die Söhne immer sehr, allein schon deshalb, weil sich die Frauen darüber erbosten und die Unversöhnlichsten unter ihnen gleich bei seinem Erscheinen ihre Schuhe zur Hand nahmen, um ihn damit zu schlagen. Wir wussten alle, dass er, sobald die Brüder genug hatten, die Töpfe im Bedienstetenzelt leer kratzte. Dennoch wurde weiter behauptet, der Zwerg käme ohne Nahrung aus.

Ich war mit Japheths Haaren beschäftigt, die ich im Schachbrettmuster floch. Ich zupfte sanft an den Haarbüscheln, damit das Blut besser strömte. Manchmal hörte ich so angespannt zu, dass ich vergaß, weiterzuarbeiten.

»Die Zeit wird lang sein und endlos die Langeweile des Halbschlafs. Ich werde die Auserwählten an ihre Männlichkeit erinnern müssen, um zu verhindern, dass ihr Glied abstirbt, bevor das Ziel erreicht ist.«

»Wir werden darüber nachdenken!«, riefen die drei Brüder, als sein Lied zu Ende war. Der Zwerg vollführte seine letzten Tanzschritte und ging hinaus. Wie immer

hinterließ er den Geruch nach vergorenen Früchten. Ich versuchte, ruhig weiterzuflechten, doch es kostete mich Mühe, meine Hände zu beherrschen und nicht so fest zu ziehen, dass ich Japheth wehtat. Hier wurde über ein Leben auf dem Schiff geredet. Der Zwerg sprach von Menschen! Er sprach von einem absterbenden Glied! War dies ein Selbstopfer, eine dieser Gesten, wie wir sie bei den Rrattika auf unserem Weg hierher des Öfteren gesehen hatten, an Stellen, an denen der Fluss von der Sonne unter die Erde gejagt worden war? Sie ließen Männer, völlig gesunde Männer, die noch zu jeglicher Arbeit in der Lage waren, in einem trockenen Brunnen zurück, ein Mal sogar an einem Kreuz. Die Männer starben langsam. Sie versuchten, durch ihren Tod das Sterben vieler zu verhindern, und sie taten es, weil sie dazu auserkoren waren. War es das, was sie vorhatten, dieses kulturlose Nomadenvolk, das sich mit diesem Bauwerk unbedingt über seine Umgebung erheben musste? War dieses Schiff in der Wüste eine Ausdauerübung, ein Fähigkeitstest, das langsame Aushungern einer Gruppe von Menschen und Tieren, die nach und nach ihre Kraft verlieren und in einen Halbschlaf versinken würden, der dem Tod vorausging, um so alle Zurückgebliebenen zu retten? Das waren die Worte, die Ham mehr als ein Mal zu mir gesagt hatte: »Ich werde dich retten.« Ging er selbst auf die Arche? Wollte ich auf seine Kosten gerettet werden? Würden sie eines Tages die Landungsbrücke einholen und in diesem riesigen Kokon sterben, während wir Arbeiter, Bearbeiter dieses Wahnsinns, uns darum stellen und zuhören würden, wie die Geräusche im Schiffsbauch Tag für Tag schwächer wurden? Machte ich ihre Haut rein und geschmeidig, ihre Haare sauber und ihre Nägel glänzend, um in absehbarer Zeit mit ansehen zu müssen, wie sie sie im Inneren eines riesigen Sarges mutwillig schrumpeln, austrocknen und absterben ließen?

Ich musste sie falsch verstanden haben, es war nicht möglich, es musste sich um ein bestehendes Lied handeln, das sich auf etwas anderes bezog.

Dass ich es nicht falsch verstanden hatte, sah ich an Puts Gesicht. Er saß mit offenem Mund neben meiner Mutter und rührte sich vor Staunen nicht.

Ich denke, dass ich den Kamm aus der Hand fallen ließ. Ich rannte die Schüssel mit Wasser um, die Flüssigkeit blähte den Staub und Sand am Boden auf und machte ihn dunkel wie unsere Haut. Ich verließ das Zelt und lief hinter dem

Zwerg her. Er befand sich in dem angrenzenden Bedienstetenteil, in den die Essensreste gebracht worden waren. Dort saß er wie ein Geier über die Töpfe gebeugt und war nicht in der Lage zu reden. Seine Hände zitterten so heftig, dass ihm der Inhalt seines Löffels über das Kinn und die Brust lief.

Betreten der Arche

Ich kehrte nicht zu den Söhnen des Bauherrn zurück, sondern ging zur Arche. Der Fuß des Gerüsts, das zum Oberdeck führte, war mit einer Schilfmatte und vielen Seilen für die Nacht abgesperrt. Davor lag der Windhund im Staub. Als ich näher kam, stand er auf und schnüffelte an der Luft, die mich umgab. Ich lief von ihm weg zur Rückseite des Bauwerks, wo die noch qualmenden Pechtöpfe standen, und gesellte mich zu den Kindern, die bei den erschöpften, sich vom vergangenen Tag ausruhenden Arbeitern um Pechpuppen bettelten.

Ein kleiner Junge mit großem Kopf hatte sich vor einem der Männer aufgebaut, um genau zuzuschauen, wie die Ohren seiner Puppe modelliert wurden. »Fertig?«, quengelte er die ganze Zeit, bis der Mann mit den klebrigen, pechschwarzen Händen die Geduld verlor, der Figur die Ohren abriss und den Kopf in den Körper drückte, worauf der Junge murmelte, es sei schon gut, er würde jetzt brav warten. Als er die Puppe endlich in der Hand hielt und mit einem Seufzer davonlief, folgte ich ihm unauffällig. Der Kleine ließ sein Spielzeug durch die Luft spazieren, während er Geräusche mit der Stimme machte. Es dauerte eine Weile, bis sein Interesse an der neuen Errungenschaft erlahmte und er sie nicht mehr mit beiden Händen festhielt. Sein Blick fiel zu meiner Erleichterung auf einen Stock im Sand. Sobald er die Puppe schlaff in der einen Hand hielt, um mit der anderen den Stock aufzuheben, riss ich sie ihm aus den Fingern und rannte zwischen den Zelten und Vorhängen davon. Das Kind brüllte, doch ich schaute mich nicht um. Ich lief zum Eingang des Schiffes zurück und knetete das Pech, bis es wieder warm wurde und roch.

Als wäre er ein Leckerbissen, hielt ich dem Windhund den schwarzen Klumpen hin. Das Tier schnüffelte, erstarrte jedoch bei dem Geruch und wich zurück. Ich näherte mich ihm von neuem und stieß das Pech gegen seine Schnauze, worauf es sich noch weiter zurückzog.

Hastig hockte ich mich hin, hakte meine Finger hinter die Seile und riss sie los. Dann wand ich mich, so schnell ich konnte, durch die Öffnung. Der Hund schoss auf mich zu und bellte. Ich schlug mit der Matte gegen die Öffnung. Das Tier

drückte seine Schnauze in den Spalt und fiepte. Neckend folgte ich der sich hin und her bewegenden Schnauze mit dem Pechklumpen, bevor ich die Matte ganz zudrückte. Ich befestigte sie mit ein paar schnellen Knoten und rannte die schräg nach oben laufenden Bretter im Gerüst hinauf. Meine Schritte machten unerhört viel Lärm, während die Bretter in der Halterung tanzten. Ich konnte nicht glauben, wie hoch das Oberdeck war, ich war sicher, dass längst alle auf der Werft zu mir hinaufschauten, und wartete auf strenges Horngeschmetter.

Das Oberdeck war noch nicht fertig. Eine breite Leiste vom Vor- zum Hintersteven musste noch gedichtet werden. Es wäre eine schnelle Möglichkeit gewesen, ins Innere des Schiffes zu gelangen, doch die Öffnung wirkte so tief und dunkel, dass ich mich nicht traute, meine Beine hindurchzustecken. Das richtige Tor, der Eingang für die Passagiere und alles, was in den kommenden Wochen an Bord gebracht werden sollte, war mit einer Luke verschlossen. Sie befand sich in einer schräg ansteigenden Wand, die wie ein Vordach aus dem Deck aufragte. Dank eines kleinen Lochs, durch das meine Hand passte, ließ sie sich öffnen. Ich betrat das Schiff und zog die Luke hinter mir zu.

Meine Augen mussten sich erst einmal an die Dunkelheit und den Staub, der in der Luft hing, gewöhnen. Unter meinen Füßen fühlte ich eine Schicht Holzspäne und -splitter, niemand hatte es der Mühe wert gefunden, den Abfall zusammenzufegen und nach draußen zu karren. Ich stellte mir vor, dass er nie mehr weggeräumt und mit der Zeit zu einem Teppich auf dem Boden des Schiffes festgetreten werden würde. Er dämpfte die Schritte von Menschen und Tieren und machte das, was hier passierte, lautlos.

Durch die Leiste in dem unfertigen Dach und die Luftlöcher fiel Licht herein. Obwohl ich es besser wusste, hatte ich mir eine Leere vorgestellt, einen riesigen Saal aus Holz und Pech mit nur wenigen Aussparungen tief im Schiffsraum, doch ich befand mich auf einer schmalen Galerie, die spiralförmig nach unten führte. Zahllose Räume zweigten von dort ab. Ich betrat beliebige und sah, dass sie in Ställe und Käfige unterteilt waren. Die Ställe hatten an der Vorderseite ein Bambusgitter und kleine Türen, die jetzt geöffnet waren, jedoch mit Keilen verschlossen werden konnten. In den Käfigen standen Näpfe, in manchen gab es Sitzstangen, in anderen nicht, jeder hatte eine andere Form und Ausstattung. Sie

waren hintereinander in einem leicht zurückweichenden Winkel aufgestellt, sodass der Bewohner des einen Käfigs den des anderen nicht sehen konnte.

Ich weiß nicht, in wie viele Seitengänge ich einbog. Um mich herum war es unheimlich still, nur ab und zu hörte ich das Geschrei der Vögel, die auf dem Schiff eine Schlafstelle gefunden hatten, und das dumpfe Aufklatschen ihrer Exkremente auf dem Deck. Die Käfige schienen überhaupt kein Ende zu nehmen, an Hunderten nacheinander lief ich vorbei, und es war, als würde ich von einem wahnsinnigen Entwerfer in Kreisen herumgeführt. Ich stieg tiefer hinab, bis zu der Stelle, an der die Räume größer wurden und mit besseren Luken und Türen versehen waren. Hier würden die größeren Tiere untergebracht werden, die mit den breiten Flanken und hohen Schultern. Von hier an waren die Böden waagrecht und wurden Höhenunterschiede mit Leitern und Treppen überbrückt.

Ein paar Seitengänge fielen auf, weil es dort vor den Käfigen keine Gitter gab, sondern richtige Türen mit einem Riegel, maßgearbeitet und aus gutem Holz ohne Ritzen und Spalten. Wer sich hier aufhielt, würde durch das, was sich auf der Galerie abspielte, nicht gestört werden. Der Boden war glatt geschliffen und an den Wänden waren Fackelhalter angebracht. Es gab Regale und Kleiderständer, Ringe in der Wand und Halter für Amphoren. Ich öffnete eine Tür, die noch an der Späne hängen blieb und in den Angeln knarrte. Sie verschaffte Zugang zu einer komfortablen Hütte mit Hängematten und einem Stapel Strohsäcken. Der Raum war eilig gefegt worden, der Staub nach draußen gebürstet und an der Schwelle liegen geblieben, ich sah meine eigene Fußspur auf dem Bretterboden. Hier würden sich Menschen aufhalten, nur Menschen legen sich auf Strohsäcke und hüllen sich in Decken.

Hier und dort gab es Löcher im Boden und in der Decke. Darin hingen Strickleitern, die aussahen, als seien sie vor allem für leichte, flinke Wesen gemacht. Ich ließ mich über sie zum darunter gelegenen Stockwerk hinab, die Stricke an den Enden der Holzsprossen knirschten unter meinem Gewicht, und ich kam in neue Käfige, geräumiger als die weiter oben, mit großen Futterkrippen und Heuraufen. Ich befand mich jetzt an einer der Schiffsseiten, vermutlich ganz an der Wand; vielleicht würden sie mich draußen hören, wenn ich über das Holz lief. Ich blieb einen Augenblick stehen. Ich wollte zum Mittelteil zurück, zu der

Galerie, die zu einer bestimmten Stelle tief im Schiffsinieren zu schwenken schien.

Indem ich mich vorsichtig vorwärts schob und meinen Augen Zeit gab, sich an das immer spärlicher werdende Licht zu gewöhnen, erreichte ich schließlich den offenen Raum am Ende des Gangs, der einzige, der nicht in kleine Ställe und Käfige aufgeteilt war. Er ließ sich mit einem doppelten, ziemlich niedrigen Tor verschließen, das jetzt aber noch einladend offen stand. Der Raum war mit dicken Brettern verschalt, Geräusche von draußen drangen kaum noch herein, abgesehen von dem schrillen Geschrei der Vögel auf dem Schiffsdach und hoch oben im Gerüst. Das hier war die Höhle, von der aus man die Sonne nicht unter-, geschweige denn aufgehen sah. Wenn die Tür einmal geschlossen war, würde kein Lichtstrahl mehr hier hereindringen, das musste der Ort sein, an dem geschehen würde, was ich befürchtete.

Der Raum erinnerte mich mit den niedrigen Sitzbänken an einen Empfangssaal, wie ich ihn zu Hause bei wichtigen Leuten gesehen hatte, die aus Schilf große Gebäude errichteten, um darin Gespräche zu führen und Tee zu trinken. Ich sah Getreidesäcke, bauchige Krüge mit Öl, Töpfe und Pfannen, Löffel und Rührstöcke. Es gab Sand für eine Feuerstelle und Scheiben zum Spielen, in der Ecke stand eine Harfe und an einem Nagel an der Wand hing eine Leier.

Das hier war kein Ort zum Sterben. Es war ein Ort zum Leben, ein Raum voller Versprechen, eine Stätte, an der geredet und gelacht werden würde, mit dem Zwerg vielleicht, wenn sein Lied genügend Eindruck hinterlassen hatte. Das hier war das Herz, hier gaben sich die Erbauer nach vielen Finten eine Blöße. Wenn es ein Sarg war, wo waren dann die Hinweise auf das langsame Sterben? Die Krughalter waren riesig, wie viel Trinkwasser konnte eine Amphore von diesen Ausmaßen fassen?

Das Schiff sandte eine doppelte Botschaft aus, es war ein unsinniges Bauwerk mitten in der Wüste und konnte nur dafür gedacht sein, hier stehen zu bleiben und jahrelang vom Sand geschmiregelt zu werden, der die Rillen polierte und die Pechschicht entfernte. Ich hatte Dunkelheit und Finsternis erwartet, doch jetzt entdeckte ich eine nach innen gerichtete Stadt, einen dicht bebauten Hügel, der auf sich selbst sah. Dieses Bauwerk sollte vor Leben brausen. Hier war Platz für

Nahrung und Trinkwasser, hierher würden Menschen kommen, die auf vieles vorbereitet waren.

Ich verließ den zentralen Raum und eilte wieder zur Galerie hinauf. Doch der erneute Anblick dieses Wirrwarrs von Gängen und Leitern vergrößerte meine Beklemmung nur. Welche Pläne hegten die Erbauer, welcher bizarre Traum hatte sie hierher geführt? Wer war der Gott, der so etwas auferlegte? Und was tat ich hier in diesem Labyrinth, von dem es keinen Plan gab, in dieser Aneinanderreihung von Schneckenhäusern, in diesem gigantischen Innenohr? Ich, die offene Flächen gewöhnt war, weite Gewässer mit Booten darauf, die ehrliche Bäuche voller Fisch, Matten und Krüge hatten, doch nie ein Dach. Ein Dach war etwas für große Reisen, für das Verlassen der Sümpfe, zum Befahren des Flusses, an der Lagune vorbei bis hinaus aufs Meer, mit der Sicherheit, dass der Abfahrtsort verschwinden und man nie mehr dorthin zurückkehren würde ...

Während ich noch sinnend dort stand, hörte ich plötzlich ein Geräusch über mir. Schritte, ganz leise nur, denn sie wurden durch die Späne auf dem Boden gedämpft. Doch je näher sie kamen, desto deutlicher wurden sie. Put, der kleine Halunke, der mir Neugier vorwarf, war mir gefolgt. Ich schoss in einen offenen Käfig und wartete. Ich würde ihn erschrecken.

Als er auf meiner Höhe war, sprang ich mit einem Schrei nach vorn.

Doch es war nicht Put. Eine Frauenstimme schrie zurück. In dem Halbdunkel brauchte ich nicht lange, um zu sehen, dass es Neelata war. Ich erkannte sie an ihrer Gestalt. Vor Schreck ließ sie ihren Korb fallen und der Inhalt rollte heraus. Sie tat nichts, um ihn aufzuhalten, sondern starrte mich nur entsetzt an. Ich beugte mich vor und griff schnell um mich, denn es waren runde Gegenstände dabei – bemalte Döschen und glatte, farbige Spielsteine, aber auch Käämme und Perlen sowie ihr Bimsstein – die die Galerie hinunterkullerten und weiterrollen würden, bis sie das Ösgatt erreicht hatten.

»Bitte schrei doch nicht so«, sagte sie. Sie schimpfte nicht. Sie klang eher erstaunt, das hier war ein Heiligtum.

»Der Hund hat mich durchgelassen«, erklärte ich.

»Ich weiß. Ich habe es gesehen«, antwortete sie.

Ich tastete um mich, auf der Suche nach ihren Sachen.

»Sie verprügeln dich, wenn sie dich hier finden«, sagte sie.

Bei jedem Gegenstand, den ich einsammelte, wurde mir mehr bewusst, dass es sich um ihre persönlichen Besitztümer handelte, die sie offenbar an Bord brachte, dass für sie also ein Platz auf der Arche vorgesehen war. »Ich war neugierig. Ich wollte wissen ... Ist das Schiff für Menschen gedacht?«

Sie antwortete nicht. Sie zählte die Steine, die mit glänzender Farbe bemalt waren. Sie gehörten zu einem Spiel, das ich kannte, sie musste sie alle haben, sonst war das Spiel unbrauchbar. Sie wischte mit ihrem Ärmel darüber, bevor sie sie in den Korb zurücklegte.

»Hier warten wir, bis das Wasser steigt.« Sie warf einen prüfenden Blick auf die Steine und rieb weiter. Ich war erstaunt, wie gut sie im Dunkeln sah. »Du hast eine Gabe für Wasser«, sagte sie, als ihr Korb voll war. »Kannst du es kommen fühlen? Wirst du uns warnen, wenn es so weit ist?« Die Erwähnung von Wasser erinnerte mich an die mit Schilf umwachsenen Seen, an denen ich aufgewachsen war, daran, wie ich als Kind an der Hand eines Älteren von einem Kahn in den anderen sprang und kreischte, wenn einer umkippte. Doch auf sie hatte das Wort eine ganz andere Wirkung. Sie beäugte ängstlich die Schiffswände, als vermute sie Löcher in der Pechschicht.

»Wasser ist ein Segen!«, sagte ich. »Wasser bringt Wind und Leben. Es lässt die Pflanzen wachsen und gibt der Welt Farbe. Es muss dich nicht erschrecken.«

»Die Menge macht mir Angst«, sagte sie, »die flüssige Masse ohne einen Punkt zur Orientierung.«

So erfuhr ich, wozu die Arche wirklich diente. Sie wurde wegen des Wassers gebaut. Ich muss einen Laut von mir gegeben haben, ein Geräusch der Erleichterung, tief in meiner Kehle. Wie konnte ich ihr erklären, dass mich Wasser beruhigte? Das Schiff war ein Versteck, kein Altar, wie ich angenommen hatte.

»Ich dachte, es wäre ein Opferschrein«, sagte ich.

»Welche Tiere kommen denn hierher?«

»Alle.«

»Nun dann. Wenn es ein Opfer wäre, sähest du nur reine Tiere. Stell dir ein Opfer mit einem Schwan vor! Oder einem Schwein! Einem Kamel!«

»Was ist ein reines Tier für Menschen, die kein Fleisch essen?«

»Natürlich eines, das geopfert werden kann«, antwortete sie. Ich versuchte, sie so gut wie möglich zu sehen. Sie stand dicht vor mir, doch durch ihre Worte schien sich die Dunkelheit um uns herum zu verdichten.

»Warum sagt man den Leuten nichts davon?«, fragte ich.

»Stellst du Ham keine Fragen?«

»Er erzählt mir nichts.«

»Ham schweigt für seinen Gott. Das Wasser, das wir erwarten, ist reißend. Es wird von einer schauerlichen Schönheit sein, doch es wird saugen. Es wird mit dem Wasser, mit dem du unsere Männer besprenkelst, wenig gemein haben. Was glaubst du, würde geschehen, wenn alle wüssten, was bevorsteht? Der Bauherr ermahnt uns, rechtschaffen zu sein. Mehr brauchen wir nicht zu wissen, denn wie unterscheidet man Rechtschaffenheit von der Angst vor Strafe?«

Sie verließ den Raum und ich folgte ihr. Ich war begeistert, ich dachte an das Wasser, das ich aus Geschichten kannte, an die wilden Flüsse und Wasserfälle, die darin vorkamen. Wie herrlich, hatte ich gesagt, was für ein Labsal für die Haut, dieses Wasser, das den Schmutz vom Körper spült und die Muskeln lockert. Denn ich kannte natürlich vor allem das Wasser, das von unten kam, angeführt von dem Meer hinter der Lagune, von strömendem Regen wusste ich kaum etwas.

»Reut es ihn denn, den Gott der Rrattika?«

»Wenn es ihn reuen würde, würde er einen neuen Menschen schaffen. Nicht der Mensch ist schlecht, er hat sich nur von Schlechtigkeit umgeben lassen. Doch er erhält eine zweite Chance, nachdem die Verworfenen vernichtet worden sind. Der Unnennbare bevölkert seine neue Welt mit demselben Menschen wie zuvor, wenn das kein Kompliment ist.« Sie schwieg einen Augenblick. Ich spürte, dass sie mich ansah.

Ich stand mit offenem Mund vor ihr. Wir befanden uns tief im Inneren des Schiffes, in der Mitte der Galerie, an einer Stelle, an der uns kein Mensch hören konnte.

Sie sagte: »Ich bin dir wegen deines Wassers gefolgt. Ich will wissen, wo du es holst.«

»Meine Schwester schöpft es aus einer Quelle«, antwortete ich ruhig. »Die liegt weit weg von hier, wirklich ganz weit weg.«

»Und du weißt nicht, wo das ist?«, fragte sie. »Wie kommt es dann, dass ich nie einer Schwester von dir begegne, wenn ich dir in die Hügel folge?« Sie drehte den Kopf auf ihrem langen Hals. Sie dachte natürlich daran, wie schändlich es war, was ich tat. Wenn ich keine Frau war, konnte ich einen Ort, an dem es Wasser gab, nicht geheim halten, meine Weigerung, ihr zu erzählen, wo sich die Quelle befand, spaltete fast die Planken, auf denen wir standen. Doch ich dachte vor allem an die Toten, die es geben würde. Ham hatte mir von dem Gott erzählt, der die Prinzipienlosen vernichten würde, doch jetzt, an diesem Ort, klang die Prophezeiung viel beunruhigender.

»Meine Mutter ist lahm«, sagte ich schnell. »Wir haben eine Waise im Haus. Wir versuchen am Leben zu bleiben.«

Sie schien nicht vorzuhaben weiter in mich zu dringen. Sie wollte mich glauben lassen, dass sie mein Wasser nicht brauchte, dass sie selbst Wasser finden konnte, das genauso gut war. Noch immer sah sie mich aufmerksam an. Sie legte ihre Hand auf meine Haare und sagte: »Du bist nicht, wer du vorgibst zu sein. Du bist verkleidet.« Sie fasste mich bei den Schultern und gab mir einen Kuss. Ich wusste nicht, wo ihr plötzliches perlendes Lachen, ihre Begeisterung herkam. Ich konnte nur die Augenbrauen runzeln und zuhören, wie sie fortfuhr: »Du wäschst Ham und du bist ein Mädchen! Das ist seine List! Mich wird er retten, hat er gesagt. Verspricht er dir dasselbe?«

Ich konnte keine Antwort geben. Meine Zunge fühlte sich dick und trocken an.

»Hat er dich zur Frau genommen?«, fragte sie ernst.

»Ja.«

»Mich auch. Wie viele Schlafstellen gibt es, hast du sie gezählt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das Schiff ist groß. Es gibt genügend Platz für dich und mich. Aber gibt es auch Platz für meine arme Mutter, die schon so viel gelitten hat? Für Zedebabs Zwillingsschwester? Für deine Mutter, die schon so viel gelitten hat?«

»Nein«, antwortete ich.

Sie ließ ihre Hand über meinen Unterarm wandern. »Deshalb erzählt dir Ham nichts«, sagte sie. »Er kann nicht glauben, dass er wählen muss. Sein Gott verstört ihn. Er will nicht akzeptieren, dass das Schiff, das er gebaut hat, für seine Träume zu klein ist.«

Gespräch im Zelt

Am schlimmsten war es für meine Mutter. Gerade jetzt, da sie so sicher war, dass steigendes Wasser sie nicht mehr bedrohte, machte ich die Entdeckung auf der Arche. Ich erzählte ihr nichts davon. Was hätte ich ihr auch sagen sollen? Die Dinge, die ich begriff, konnte ich nicht erzählen, und was ich erzählen konnte – dass Wasser kam, dass es schrecklich sein würde – begriff ich nicht. Kinder ertranken, das wusste ich, und Tümpel konnten einen krank machen. Doch welches Wasser kümmerte sich um Rechtschaffenheit? Waren es die Verworfenen, die sterben mussten? Waren es die Menschen, die nachts bei den großen Zelten sangen, die Vorarbeiter mit ihren tanzenden Frauen, die Krieger mit Schwertern, die Kräuter kauten und behaupteten, sie sähen sich selbst gehen? Waren es die Frauen aus der Familie dort drüben, die ihre Essensreste auf unseren Weg warfen? Der Mann, der nachts betrunken über unsere kleinen Felder stolperte? Das Kind, das ein Stück von meinem Schwamm aufgeessen hatte?

Doch meine Mutter spürte natürlich, dass wir Dinge verschwiegen. Sobald ich in ihre Nähe kam, gab sie mir mit ihrem Auge zu verstehen, dass sie mehr Erklärungen wollte. Ehe ich wusste, was ich tat, schrie ich sie an: »Hör auf zu quengeln, wenn ich dir sage, dass ich nicht weiß, was sie vorhaben«, denn ich war aufbrausend, seit ich begriffen hatte, dass mir Hams Liebe nicht allein gehörte. Put und ich fühlten uns zurückgesetzt und getäuscht, wir zergrübelten uns den Kopf, wie wir erfahren konnten, aus welcher Ecke die Gefahr drohte. Würde das Wasser eine Auswahl treffen, indem es vergiftete? Oder ließ es einen ertrinken? Ging es darum, sich auf dem richtigen Hügel zu verschanzen oder im richtigen Zelt? War das Schiff der richtige Ort und wenn ja, warum dann all die Tierkäfige? Ich ging davon aus, dass jeder, den ich auf der Werft kannte, gerettet werden würde. Es waren alles Menschen guten Willens, und wenn sie sündig gelebt hatten, war die Sünde nur eine Verfehlung gewesen, nicht etwas, das ihnen eigen war. Und sie waren nicht schlecht, selbst mein Vater mit seinem natürlichen Abscheu vor Rrattika fand diese Leute nicht verworfen. Was ihn an ihnen störte, war der Mangel an guten Eigenschaften, er fand sie leidenschaftslos und nicht in

der Lage, Gefühle zu erwecken. Es waren blasse, farblose Wesen, denen es an Unternehmungsgeist, Verlangen oder Neugier fehlte. So waren jedenfalls die meisten von ihnen. Je besser er die Rrattika kennen lernte, desto mehr fielen ihm auch die Ausnahmen auf. Den Bauherrn zum Beispiel fand er beeindruckend. Der war leidenschaftlich, er hatte einen Plan, es war nicht verwunderlich, dass er einen besonderen Platz im Herzen seines Gottes erworben hatte. Und wie der Bauherr waren auch seine Söhne. Ihre Einstellung kam unserer nahe, sie waren vollkommen anders als die ungeschlachten, stinkenden Pechgießer oder die Töpfer, die einen zerbrochenen Krug zerpulverten, um zu verhindern, dass jemand aus den Scherben einen Vorteil zog.

Mein Vater erschrak nicht über die Nachricht, dass Menschen auf die Arche gehen würden. Er hatte die Wohnräume selbst gebaut. »Soll es meinen Abscheu wecken?«, fragte er. »Was meinst du, wie viele solcher Schreckensbotschaften ich in meinem Leben gehört habe? Sie lassen sich nicht zählen, die Weissagungen von Unheilspropheten, so geht das immer in guten Zeiten. Diese Leute haben fette Jahre gehabt, dann entsteht die Angst, alles zu verlieren. Wer Mühe hat, sich durchzuschlagen, beschäftigt sich nicht mit solchen Fantasien.« Doch seine Stimme war nicht fest. Sein Becher zitterte, als er ihn zum Mund führte. In seiner Schale blieb Brei zurück und nachts lauschte jeder auf den Atem des anderen.

Meine Wachsamkeit stieg, gewissenhaft wie ein Muschelsammler suchte ich nach Hinweisen und Äußerungen, auch wenn sie nicht für mich gedacht waren, und ich merkte, dass Put dasselbe tat. Hams Verhalten mir gegenüber hatte sich nicht geändert. Widerstrebend fand ich mich mit dem Gedanken ab, dass ich seine Liebe mit Neelata teilen musste. Was hatte ich auch erwartet, meine Eltern hatten mich gewarnt, wir wussten, dass Rrattikamänner eine Frau nach der anderen an sich banden und Reihenfolgen für die Nacht aufstellten. Und Neelata war so anziehend; dadurch fühlte ich mich auch seltsam geschmeichelt, als sie Ham in ihr Herz schloss. Das größte Problem schien nun zu sein, dass sein Zeltteil plötzlich lebhaft besucht wurde. Als würden wir bewacht, tanzte der Vorhang fast ständig an der Stange und fielen Grasbüschel aus den Ritzen.

Ich ging nicht mehr nach Hause, wenn das Essen aufgetragen wurde. Auch nachdem ich Ham längst gewaschen hatte, gab es immer jemanden mit

schmutzigen Händen oder Muskelschmerzen und man bat uns zu bleiben. Das Bedürfnis nach Sauberkeit machte sie abhängig. Davor hatten sie das Verlangen nach Öl nicht gekannt, doch jetzt, wo sie an die Blässe ihrer Haut gewöhnt waren, erschien ihnen plötzlich ein schmutziger Rand unter einem Nagel oder eine Kruste in ihrem Nabel viel schlimmer. Sie vertrugen keine verfilzten Haare mehr. Ihre Kleider wurden viermal so oft gewaschen wie zuvor. Und ich verweigerte keinen einzigen Dienst. Ich glaubte vom Zelt aus das bevorstehende Unheil besser zu beherrschen und mitzuzählen.

Wenn Sem, Japheth und Ham nach dem Bad noch weggingen, um sich die tanzenden Frauen anzusehen, begleitete ich sie nicht. Ich suchte mir einen Platz in dem Bedienstetenteil, möglichst dicht am Vorhang, hinter dem sich der Bauherr mit dem Zwerg befand, und während ich lautlos mein Öl mischte, versuchte ich ihren Gesprächen zu lauschen. Ich brauchte viel Geduld, Frage und Antwort lagen weit auseinander, da jeder seine Worte abwog. Doch wenn die Gesundheit des Bauherrn zufrieden stellend und seine Stimme dank des Getränks, das ihm der Zwerg einschenkte, kräftig war, konnte ich jedes Wort verstehen. Bisweilen ging es um die Bezahlung der Arbeiter, ein anderes Mal um die Einrichtung des Schiffes, dann wieder um die Bevorratung.

»Es wird zu Engpässen kommen. Vielleicht werden wir Hunger leiden.«

»Ihr müsst euch mit allen essbaren Speisen versehen«, hörte ich den Zwerg sagen,

»und sie mitnehmen, damit sie Euch und den Euren als Nahrung dienen.«

»Woher weiß ich, ob es reichen wird?«, fragte der Bauherr.

»Ihr dürft alles mitnehmen, was ihr Euch vorstellen könnt. Das Schiff ist groß. Ladet es voll.«

»Wir haben noch immer kein gutes Wasser. Es würde welches kommen, hast du gesagt, der Unnennbare würde dafür sorgen.«

»Demütigt mich nicht, Herr, indem Ihr mich nach Wasser suchen lasst«, sagte der Zwerg. »Das ist Aufgabe der Frauen.«

»Und wenn wir nicht genügend Nahrung haben? Was sollen wir essen? Die Asche aus unseren Feuerstellen?«

»Dann gibt es immer noch die Fische«, sagte der Zwerg.

»Wer wird die essen wollen? Ich weiß, dass es Völker gibt, die sich daran gütlich tun, doch meine Jungen sind nicht so erzogen worden. Sie werden sich davon abwenden.«

»Dann vielleicht die Insekten?«

»Insekten? Nehme ich auch die Insekten mit? Davon wurde mir nichts gesagt. Meines Wissens nach überleben sie auf dem Treibholz. Sie brauchen unser Schiff nicht.«

»Ihr könntet die Warmblüter essen! Die reinen scheinen einen guten Geschmack zu haben.«

»Widerlich!«, rief der Bauherr. »Wie können wir etwas essen, das genauso warm ist wie wir?«

»Ist Euch beim Opfern nie aufgefallen, dass sich das Fleisch über einem Feuer völlig verändert? Beginnt es dann nicht zu duften anstatt zu stinken? Warum, meint Ihr wohl, liebte der Unnennbare den Geruch von Abels Opfer so? Weil er Fleisch liebt!« Der Zwerg wurde immer erregter, ich kannte die Art, wie er redete. Er spuckte und saugte, um den verlorenen Speichel wieder hinunterzuschlucken.

Der Bauherr klopfte mit seinem Stock auf den Boden. »Behalte dieses barbarische Geschwätz für dich. Ich weiß nicht, wie sie es dort, wo du herkommst, gemacht haben, doch ich bin kein Tier. Ich esse nicht von der anderen Art. Der Unnennbare will sein Tierreich retten, es ist nicht Sinn der Sache, dass wir uns an ihnen vergreifen, oder?«

»Es war nur eine Idee«, sagte der Zwerg.

»Aber nach der Flut? Wird es Essen in dem Paradies geben?« Die Stimme des alten Mannes wurde melodios, etwas darin verriet Anstrengung.

»Ihr werdet die Pflanzen selbst züchten müssen«, antwortete der Zwerg.

»Was sollen wir bei unserer Ankunft essen? Wird Korn auf den Feldern stehen?« Der Atem des Bauherrn stockte. Ich hörte ein leises Stöhnen, doch mir war nicht klar, von wem es kam. Ein Stuhl wurde verrückt, ich stellte mir vor, dass sich der alte Mann hinlegte, dann ertönten beruhigende Laute.

Die Frage, die der Bauherr gestellt hatte, blieb in der Luft hängen. Die Stille war widernatürlich, es war, als würde der eine dem anderen den Mund stopfen. Ich schob mein Gesicht vor und zog einen Grasbüschel aus der Wand, um durch die

Ritze zu schauen. Da sah ich, dass sich der Zwerg über den Bauherrn beugte. Er hatte den Gürtel des alten Mannes geöffnet und seinen Mantel hochgezogen. In der einen Hand hielt er einen Topf Salbe, die er mit der anderen langsam auf dem bläulichen Bauch und den Leisten verstrich. Der Bauherr hatte die Augen geschlossen. Sein ganzer Unterleib war mit Blasen bedeckt, aus denen Flüssigkeit herauslief. Gewissenhaft rieb der Zwerg die Stellen mit dem Zeigefinger ein.

Die Atmung des Bauherrn beruhigte sich wieder, doch seine Wimpern zitterten und hinter den Lidern schossen seine Augen hin und her. Der Zwerg fuhr fort, ihn einzureiben. Er legte Kompressen auf die Blasen und deckte die Schamgegend mit dem Gewand des Bauherrn ab. Kurz darauf entspannten sich auch die Augen und das Antlitz.

Ich war sicher, dass der Bauherr schlief, da öffneten sich seine Lippen und er sagte: »Es muss nicht so weit kommen. Wir wissen, wie viele Menschen mitfahren. Wenn wir ausrechnen, wie viel Brot, Brei und Früchte sie jeden Tag brauchen ... Dank der Frauen wird es gutes Wasser geben, sowohl auf dem Schiff als auch später, nach unserer Ankunft. Wir werden selbst Pflanzen züchten müssen. Es wird Überfluss herrschen. Das Wasser wird aus den Hügeln strömen. Unsere Kinder werden sich an den Geschmack von Fisch gewöhnen. Und wenn das nicht reicht ...« Er begann zu murmeln, offenbar auf der Suche nach Worten oder einer Erinnerung. »Nach der Flut dürfen wir die Tiere essen«, sagte er schließlich. »Das wurde uns versprochen.«

»Genau«, flüsterte der Zwerg. »Das wurde uns versprochen.«

»Zwischen hier und dem Paradies ist es nur eine Frage des richtigen Rechnens.«

»Genau«, flüsterte der Zwerg wieder.

»Für mich und meine Söhne«, sagte der Bauherr, »und für die Frauen meiner Söhne.«

Der Zwerg hielt seine Hände still. Sein Blick war starr. Er beugte sich vor und legte seinen Mund an das Ohr des Bauherrn: »Ihr vergesst, dass der Unnennbare gesagt hat: , ... Noah und die Seinen und zu den Seinen gehört sein Zwerg!‘ Das hat er gesagt.«

Der Bauherr öffnete die Augen. Er schlug nach seinem Ohr wie nach einer lästigen Mücke. »Spiel nicht den Teufel«, sagte er verdrossen. »Verwirr mich nicht.«

Unterdessen erschienen immer mehr Tiere, sie besetzten die Hügel wie ein meuterndes Heer. Die Gazellen, wilden Esel und Bisons verließen ihre Felder, die Bären kamen aus ihren Höhlen, die Panther und Steinböcke stiegen von den Bergen herab und die Leoparden und Chamäleons ließen die Wälder hinter sich. Die alten Namen der Hügel wurden durch neue ersetzt. Aus der Nackten Schulter wurde der Fels der Spalthufer und aus der Leeren Senke die Mulde der Kriechtiere. Nager fanden sich ein, die eine Art brachte die andere mit, sie machten sich an den Vorräten zu schaffen. Die Leute aus den Städten pilgerten zu uns heraus, um dem Schauspiel stetig herbeiströmender, noch nie gesehener Kreaturen beizuwohnen. Die Rrattika betrachteten ihre Ankunft als einen Segen, ein Geschenk, eine Bestätigung der Gunst ihres Gottes. Nur hier und dort gab es Werftbewohner, die weniger arglos waren. Sie hörten wir zueinander sagen: »Hinter den Bergen wütet sicher ein Feuer.«

Der Sturz der Pechstreicher

Es bedurfte einer Katastrophe, um die ganze Wahrheit zu entdecken. Es war an einem trüben, schwülen Tag, der einen beim Aufwachen in den Laken frösteln ließ und der nicht richtig anbrach, auch nicht, als es beinah Mittag war, der Teig an den Steinen kleben blieb und der Brei von Ungeziefer wimmelte. Auf der Werft wurde auffallend viel geschrien. Käfigbauer und Mattenflechter liefen den Männern, die breite, sorgfältig vermessene Platten schleppten, vor die Füße, wodurch sich die Platten bogen, Teile verschoben und Präzisionsarbeit zunichte gemacht wurde. Niemand ging jäten oder Eier sammeln, jeder wollte auf der Werft sein, aus irgendeinem Grund auch die, die noch nie dort gewesen waren, fast so, als ließe der bleierne Himmel es in ihren Köpfen spuken und sie ihre Gewohnheiten vergessen. Put und ich litten nicht darunter, wir fanden die niedrigen Wolken und die feuchte Luft eher wohltuend.

Ham war auf dem glitschigen Boden ausgerutscht und konnte nicht mehr laufen. So hatten wir ihn wieder einmal für uns allein. Put rührte das Öl und goss es in meine Hände, ich verteilte es großzügig auf dem verstauchten Fuß. Um die Schmerzen, die von seinen Lenden und Hüften ausgingen, lindern zu können, bat ich Ham, sich auf ein Tuch mit Sand darunter zu legen.

»Wie hast du mein Wasser geliebt, als du mich kennen lernstest«, sagte ich, als ich spürte, dass er sich unter meinen Händen entspannte. »Aber Neelata brachte eine Flüssigkeit mit, die du noch mehr schätzt.« Ich nahm seine Haut zwischen Daumen und Zeigefinger, bewegte sie hin und her, ließ los und umfasste ein neues Stück, immer weiter an seinem Bein entlang hinunter zum Fuß, bis zu dem kleinen Höcker auf dem Ende seiner Zehenknochen, auf den ich sanft und anhaltend drückte.

Meine Mutter schlief. Es war kein Diener in der Nähe. Ham richtete sich auf und befahl Put zu gehen. Put lief nach draußen und schloss sorgfältig den Vorhang.

»Wie würde sie sich freuen, wenn sie hörte, dass du es Flüssigkeit nennst«, sagte Ham, als der kleine Junge weg war. »Sei still, dann zeige ich sie dir.«

Ich legte den Deckel auf meine Schüssel. Unter den Matten in einer Ecke lagerten die Krüge, die Neelata mitgebracht hatte. Ham hinkte zu ihnen hin und öffnete einen von ihnen. Der Geruch von Obst und Hefe schlug uns entgegen. Ich nahm den Becher, den mir Ham anreichte, und füllte meinen Mund. Es war, als würde ich die frische, säuerliche Würze von Blumen trinken. Ich schmeckte fast alles, was mir mundete, zugleich: Feigen, Kirschen, Brombeeren und Muskat. Noch nie hatte ich den Weg, den ein Schluck in meinem Körper zurücklegt, so genau gespürt. Das musste er sein, der Saft aus Früchten, über den ich meinen Vater mehr als ein Mal hatte sagen hören: »Nur die Sesshaften können ihn zubereiten. Umherziehenden Völkern gelingt er nicht. Auf eine Ernte können sie nicht warten, Gärung und Reifung sind ihnen fremd. Ein Rrattika verspeist alles sofort; nur Hunger bekommt ihn dazu, dass er sich auf die Suche nach etwas Essbarem macht. Man sollte ihm daher auch besser Honigwasser geben als Wein.«

Ham füllte einen zweiten Becher. »Gib ihn dem kleinen Wächter vor unserer Tür«, sagte er. Ich zog den Vorhang einen Spalt auf. Put saß draußen, das Kinn auf die Knie gestützt. Er nahm den Becher und ich schloss den Vorhang wieder.

Als ich mich setzte, sah ich, dass Ham meinen Becher schon wieder gefüllt hatte. Ich schnupperte an der Flüssigkeit, die meinen Durst löschte und meinen Mund dennoch trocken zurückließ. Ham beobachtete aufmerksam jeden Ausdruck auf meinem Gesicht. »Das ist es, was dieses Getränk so kostbar macht«, sagte er. »Wasser verdirbt nach einer Weile. Dieser Trunk dagegen wird jeden Monat besser.« Er legte sich auf den Rücken und winkte mich zu sich. Mit der anderen Hand stellte er den Becher auf seinen Bauch, als sei er ein Tablett. Ich setzte mich auf ihn und wir tranken abwechselnd.

Allmählich verstand ich den Zweck des Getränks immer besser. Die Tiere, die demnächst geopfert werden sollten, mussten freundlich behandelt werden. Sie durften nicht ängstlich bei der Landungsbrücke ankommen oder sich vor Schlägen fürchten. Sie mussten freudig gestimmt sein und eine Weile so bleiben, damit es auf dem Schiff ruhig blieb. Schwindel und Sorglosigkeit überkamen mich. Ich versuchte, beides zu bezwingen, indem ich fragte: »Was geschieht mit denen, für die es keinen Platz auf der Arche gibt und die nicht verworfen sind? Bekommen sie Hütten auf Pfählen? Errichtet ihr für sie eine Siedlung in den Hügeln? Ihr fahrt

zu einem paradiesischen Ort mit grünen Weiden für die Tiere. Holt ihr dort die Ernte, um sie hierher zu bringen?«

Ham lachte schallend. So wollte ich ihn sehen in einem Moment wie diesem: mild, lachend, bereit zu erzählen, was er wusste. Ich lachte ebenfalls, auch wenn ich nicht wusste, warum. Er zog mich mit einer ausladenden Geste an sich.

»Sei nicht so ängstlich, Mädchen. Kümmere dich nicht um die Zurückbleibenden. Dein Vater ist mein Vorarbeiter, du bist meine Freundin, Put ist mein kleiner Freund, deine Mutter mein Talisman, ich lasse euch nicht zurück.«

Die Diener legten das Brot, das durch die gewittrige Luft unerwartet flach und von einer anderen Farbe als gewöhnlich war, auf den Platten bereit. Ham deckte die Krüge ab und spülte die Becher.

Als Sem und Japheth zurückkamen, saß Ham mit bandagiertem Fuß hinter seinem Teller. Er sah mich nicht an. Wir hielten den Mund geschlossen, um den Geruch unseres Atems nicht entweichen zu lassen.

Die Diener, die das gekochte Essen brachten, hatten das Brot gerade sorgfältig um das Gemüse gefaltet und den Anwesenden in die Hände gelegt, als ein hinkender Mann vor dem Zelt um Gehör bat. Er wurde hereingelassen. Ein Teil des Gerüsts sei eingestürzt, sagte er. Er hatte kleine Augen, mit denen er sich energisch umsah. Man hätte meinen können, er wolle von einem erfolgreichen Unternehmen berichten, wenn nicht die Spuren auf seinen Beinen gewesen wären, die davon zeugten, dass er plötzlich die Kontrolle über seinen Darm verloren hatte. Der Riss in seinem Hemd war vielleicht schon Wochen alt, machte seine Erscheinung jedoch so peinlich, dass niemand von uns noch etwas zum Mund führte, ohne den Kopf abzuwenden. Er brauchte nicht lange nach Worten zu suchen, er hatte sie auf dem Weg hierher schon Vorübergehenden zugeschrien: Dutzende von Pechstreichern waren in die Tiefe gestürzt. Junge wie alte. Aus ihren Ohren lief Blut.

Ham schob das Essen von sich weg und versuchte aufzustehen. Ich eilte zu ihm hin, denn ich wusste, wie ein verstauchter Fuß unter unerwartetem Gewicht leidet. Ich ergriff seinen Arm und stützte seinen Ellbogen mit meinem Körper.

»Welche Richtung?«, fragte er kurz.

»Westen, bei Gentans Teil.«

»Der hohle Boden?

»Nein, die Felsblöcke sind nicht verschoben. Es war das Koppelgras.« Das war das bläuliche Gras, mit dem Sem seit kurzem zurrte. Er hatte seinen Vorarbeiter davon überzeugt, auf das alte Gras zu verzichten, da es von den Grasschneidern wegen seiner Seltenheit nicht zügig genug herbeigeschafft werden konnte. Außerdem verletzten sie sich an den scharfen Halmen und zogen sich böse Entzündungen zu.

»Gentan ist gefallen, Herr«, sagte der Bote. »Gentan und vier seiner Brüder. Ferner mindestens zehn Träger und Binder.« Dann wandte er sich an Japheth und zählte die Männer auf, die an den Teertöpfen gearbeitet hatten. Bei jedem Namen zwinkerte Japheth vor Abscheu.

Ham legte einen Arm um mich, den anderen um Put. Ohne auf ihn zu warten, verließen Japheth und Sem das Zelt. Je weiter sie vor uns liefen, desto lang gezogener stöhnte Ham bei jedem Schritt. Obwohl der Weg, der zur Werft führte, durch die häufige Benutzung ziemlich eben war, kamen wir nur langsam voran. Puts Schritt war durch den Wein unsicher und seine Schulter zu niedrig, um Ham viel Halt zu bieten. Außerdem hatte das Kind vor dem, was es zu sehen bekommen würde, so viel Angst, dass es nicht ordentlich stützte.

Es war auch kein schöner Anblick, das umgestürzte Gerüst, das sich im Wind bewegte, die Zwischenwände losgerissen und der Sonnenschutz zusammengeklappt. Überall standen Menschen, es wurde geschrien und vom Boden erklang das Stöhnen der Verletzten. Als wir näher kamen, wichen die Umstehenden auseinander. Ham hinkte von einem zum anderen. Er zerrte an uns, als wolle er gleichzeitig vor und zurück. Er tröstete Männer mit gebrochenem Rückgrat, die reglos darauf warteten, dass die Schmerzen erträglich wurden und ihre Beine gefühllos. Er wischte das Blut von Schädeln, deren Form sich verändert hatte. Er beugte sich vor, um Augen zu schließen.

»Das Koppelgras ist nicht gut«, sagte er immer wieder. »Sem hat sich im Gras geirrt.«

Plötzlich sah ich meinen Vater. Er stand zwischen der Schiffswand und einem Turm nagelneuer Packkisten, auf der kleinen Anhöhe im Gelände, auf der er sich

ein paar Tage zuvor noch mit einer Gruppe von Männern beraten hatte. Jetzt unterhielt er sich dort wieder, diesmal mit Sem. Sem krempelte seine weiten Ärmel hoch, eine unbewusste Bewegung, die er ständig wiederholte, seine drei Diener wie Leibwächter hinter sich. Ich ließ Ham los und lief zu ihnen, um zu hören, was sie sagten.

Als ich an den Packkisten vorbeikam, sah ich keine zwei Fuß von dem Gerüst entfernt Gentan, Japheths geliebten Vorarbeiter, den Mann, der mit Teer Fugen fürs Leben dichtete. Wie er dort zwischen den Teerbürsten lag, war er kaum zu erkennen. Sein Gesicht war zerschmettert und sein Arm lag völlig verdreht unter seinem Körper.

»Helft ihm!«, sagte Sem zu meinem Vater, dessen Hände auf Gentans Schulter ruhten. Er brauchte sich nicht hinzuknien, da Gentan in Augenhöhe auf einem abfallenden Felsblock lag, als sei er bereit, sich mit jedem, der vorbeikam, flüsternd zu unterhalten. Aus seinem Mund quollen Blut- und Speichelbläschen und beim nächsten Schwung hörte ich ihn deutlich sagen: »Tötet mich!«

»Helft ihm!«, sagte Sem nachdrücklicher als zuvor. Sein Kinn zitterte. Er wusste, dass er gleich seine Gerüstbauer finden und dem Verlust ins Auge würde sehen müssen. »Ihr habt doch die Ente getötet, Ihr wisst also, wie es geht.«

Da Gentans Schmerzen unerträglich schienen, beugte sich mein Vater vor. Er harkte das Koppelgras auf dem Boden zusammen, drehte es zu einem Strang und legte es um Gentans Hals. Seine Hände wurden mit Blut beschmutzt.

»Tut das nicht!«, rief Ham, der mir humpelnd gefolgt war.

»Tut es!«, zischte Sem. »Schenkt ihm einen guten, schnellen Tod. Das ist besser als die Schmerzen und das nasse Grab, das er sonst findet.«

Hinter den Packkisten bewegten sich Leute. Es wurde gejammert und geweint. Mein Vater sah Ham unschlüssig an. Ham würde er gehorchen, eher als Sem. Ham rollte die Schultern und streckte seine Hand nach mir aus. Sie fühlte sich an wie ein feuchter Lappen, es gab nicht den kleinsten Sonnenstrahl, um seinen kalten Schweiß zu trocknen. Er schüttelte wieder den Kopf. »Dieser Mann ist Japheths rechte Hand, sein bester Freund. Er braucht jetzt nicht zu sterben oder demnächst zu ertrinken. Japheth wird ihn zur Arche zulassen.«

Sem drehte sich mit einem Ruck zu Ham um und legte fast liebevoll seine Hände um dessen Gesicht. Dabei achtete er darauf, dass er die Ohren nicht bedeckte. Als er den Mund öffnete, sprach er ganz deutlich: »Etwas scheinst du noch immer nicht zu begreifen. Selbst für einen besten Freund gibt es keinen Platz! Er wird mit dem Rest ertrinken.« Hams Kopf wirkte klein zwischen den großen Händen. Überall waren schon Fliegen, die von dem Geruch des Blutes angelockt wurden. Sem schüttelte mit einem Ruck den Kopf, um sie zu verjagen. Danach ließ er Ham los und stieß meinen Vater mit dem Knie an.

Mein Vater ordnete den Grasstrang, als sei es noch nicht geschehen. Auf der Höhe von Gentans Adamsapfel drehte er die Enden übereinander. Er wusste genau, was er zu tun hatte, er hatte es unzählige Male bei verwundeten Tieren gemacht, die nicht bluten durften. Er hielt den Knoten fest, bis sich Gentans Körper nicht mehr bewegte und die Bläschen in seinen Mundwinkeln verschwanden. Sem und Ham warteten, ab und zu schauten sie auf die Packkisten, auf mich, auf die Schiffsflanke neben sich, ohne jedoch etwas zu sehen. Dann ließ mein Vater die Schlinge los.

Im selben Moment kam Gentans Frau mit wehendem Gewand angelaufen. Jeder kannte sie. Obwohl sie eine ganze Schar von Kindern hatte, die an ihrem Rockzipfel hingen, stand sie zu bestimmten Zeiten neben ihm, mit einer Erfrischung und ihren Ratschlägen. Sie schien etwas zu sagen. Es war kein Sprechen, höchstens ein Stammeln, eine Art Bellen von heiseren Lauten, das, als sie sah, was geschehen war, in Knurren überging.

Ich stellte mich zu Ham. Sein Fuß war jetzt stark geschwollen. Er stöhnte beim Gehen und seine Haut schimmerte über den Rand der Binde hinaus blau. Ich fasste ihn beim Arm und führte ihn weg. Ich wollte mit ihm sprechen. Es ist gut möglich, dass er zu bestürzt war, um mir Rede und Antwort zu stehen, doch ich hatte keine Zeit für sein Entsetzen.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte ich, als wir weit von allen wegstanden. »Was habt ihr vor? Werden alle, die zurückbleiben, sterben? Bedeutet es das, nicht auserwählt zu sein? Heißt rechtschaffen sein am Leben bleiben?«

Er starrte vor sich hin und schwieg.

»Wenn ihr rechtschaffen wärt, würdet ihr jetzt eure Plätze abtreten. Ihr würdet sie den Kindern geben, den Lahmen und Schwachsinnigen! Wofür müssen sie büßen? Für die Ungerechtigkeit, die ihr begangen habt? Ihr wählt eine Frau und macht aus ihr eine Rechtschaffene. Ihr verwerft eine andere und sie wird zur Verstoßenen. Es gibt kein Pfahldorf, keine Hügelspitze für die, die zurückbleiben. Wer nicht auf die Arche kommt, ist zum Tod durch Ertrinken verdammt!«

Er antwortete noch immer nicht. Den Kopf zu schütteln, war das Einzige, wozu er in der Lage zu sein schien.

»Aber es gibt Platz!«, sagte er schließlich. »Die Arche ist groß!« Seine Bestürzung war nicht geringer als meine. Wie ich hatte er Dinge nicht gehört, nicht begriffen, nicht bemerkt. Er ließ sich auf einen Stein sinken, um seinen Fuß zu entlasten, doch er konnte nicht sitzen bleiben. Er stand wieder auf, sank vor Schmerzen zurück und erhob sich erneut. Sein Hund versuchte näher zu kommen, doch er jagte ihn davon.

Den Rest des Nachmittags wurde nicht mehr gearbeitet. Alle liefen hin und her und die Leute unterhielten sich, ob sie sich kannten oder nicht. Die Menschen, die gewöhnlich gedankenlos und ohne Erstaunen fast alles hinnahmen, begannen zu reden. Es war, als wären alle vom Gerüst gefallen und würden sich nun fragen, wo sie gelandet waren. Die Masken und Trauermäntel wurden hervorgeholt, von überall ertönte Wehklagen, die Brüder und Neffen der Toten schlugen ihre Trommeln.

Ich fragte: »Warum diese Heimlichkeit, Ham? Warum weiß niemand, wozu das Schiff dient?«

»Weil es sonst den Nefilim zu Ohren kommt, hat man mir immer gesagt.«

Nefilim, so hießen die Riesen, die Männer, die aus der Liebe der alten Götter zu irdischen Frauen entstanden waren. Sie überragten alle, schauten sonst jedoch wie jeder andere Sterbliche aus. Nur wenn sie sich umdrehten, sah man, dass ihr Rücken in zwei Teile gespalten war. Die Wirbel, die sie zusammenhielten, waren nackt und braun, und da sie nicht von Haut umgeben waren, hätte man in den Hohlräumen Eiter erwartet oder den Anblick von rohem Fleisch. Doch man sah nur die Lücken, die nach starkem Wind manchmal mit Sand gefüllt waren, der bei

jeder Bewegung langsam herausrieselte. Sie bohrten Löcher in ihre Lippen, in die sie die Schneidezähne von Wildschweinen steckten, wenn sie in den Kampf zogen. Niemand verstand, warum sie noch da waren, es waren die Tyrannen der alten Zeit. Sie waren die Urheber jedes Fiaskos, sie stahlen sich gegenseitig das Wasser und holten den Besitz anderer aus den Bäumen. Da sie sich immer noch mit den schönsten Frauen, die zu finden waren, paarten, bekamen sie Kinder, die wiederum Kinder bekamen, und alle benahmen sich schlecht. Ihre Unerschrockenheit breitete sich aus und wurde zur Norm. Bekamen sie eine Schramme, verprügelten sie ein Kind, wurden sie verletzt, töteten sie einen Mann. »Was, wenn das Wasser steigt und die blonden Männer hierher kommen, wie sollen wir sie aufhalten, wenn sie an die Schiffswand hämmern, bis das Holz knackt?«

Ich sagte nichts. Ich war sicher, dass es sie nicht gab, doch jedes Mal, wenn man über sie sprach, war die Beschreibung so genau, dass ich zweifelte. Ich hatte an den Sümpfen in der Tat große, blonde Männer vorbeiziehen sehen, doch sie hatten immer Mäntel getragen und bei keinem von ihnen hatte ich die Wirbel betrachten können.

»Jetzt verstehe ich, warum mich mein Vater und meine Brüder immer vor den Nefilim gewarnt haben«, fuhr Ham fort. »So ließen sie alle in Unwissenheit, auch die Arbeiter auf der Werft.« Er schaute über seine Schulter zu dem roten Zelt hinüber. In seinem Blick lagen Verachtung und Abscheu.

Von unserem Sitzplatz aus sah ich Put umherirren. Er war noch immer betrunken. Ich wusste, dass er mich suchte, doch ich rief ihn nicht; ich konnte seine Verwirrung nicht auch noch gebrauchen. Wir sahen auch Japheth vorbeilaufen und Sem mit bedrücktem Gesicht. Ham stützte sich mit seinem vollen Gewicht auf mich. Arm in Arm gingen wir zu dem roten Zelt. Ab und zu musste er stehen bleiben und dann lehnte er seinen Kopf vor Erschöpfung und Schmerzen an meinen. Niemand beachtete uns.

Der Bauherr spricht

Sem und Japheth standen vor dem Zeltteil ihres Vaters. Ihr Schweigen kam einer Verschwörung gleich, es war offensichtlich, dass es keiner Gespräche mehr bedurfte, da sie bereits früher geführt worden waren, an einem abgelegenen Ort und zu einem Zeitpunkt, von dem niemand etwas wusste. Jetzt genügten ihnen Blicke und Gesten. Ham sah sie fragend an, doch sie schienen ihn nicht zu bemerken, auch nicht, als er sich mühsam zu ihnen stellte.

»Er muss ihnen sagen, wozu das Schiff dient«, forderte Ham. »Es ist höchste Zeit!«

Sem und Japheth schnalzten fast gleichzeitig mit der Zunge, das Geräusch, mit dem man ein aufgeregtes Kind zur Ruhe ermahnt. Seite an Seite betraten sie den Zeltteil ihres Vaters. Ham wollte sie begleiten, doch durch seinen Fuß war er zu langsam. Der Vorhang wurde vor seiner Nase zugezogen, und als er ihn wieder aufziehen wollte, wehrte ihn eine Hand ab. Er setzte sich erschöpft und lehnte sich zurück.

Es gelang uns nicht zu verstehen, was gesagt wurde. Wir hörten nur Gemurmel. Ich rutschte hin und her, um die Fliegen, die bei dem gewittrigen Wetter wieder nach drinnen kamen, von mir fern zu halten. Put saß mit angezogenen Beinen und ausgebreiteten Armen in seiner Ecke, nicht weit von dem Brot entfernt. Da niemand gekommen war, hatten die Diener das Essen schließlich aufgegessen, doch ein paar Frauen hatten zum zweiten Mal gebacken, und das Ergebnis war besser als das erste. Wir mussten lange warten. Ham legte die Hände um seinen Fuß, als wolle er ihn wärmen. Das Licht ließ seine Gesichtszüge weich und rund erscheinen. Wie er dort saß, wirkte er nicht viel älter als Put.

Der Vorhang bewegte sich, bevor wir bemerkt hatten, dass die Stille zurückgekehrt war. Sem verließ mit erhobener Hand den Zeltteil seines Vaters, gefolgt von Japheth. Sie warfen einen kurzen Blick auf Ham, doch selbst nachdem er aufgestanden war, wandten sie sich nicht an ihn. Sem hielt noch immer die Hand hoch. Einer der Diener erkannte sein Verlangen nach einer Süßigkeit und reichte ihm ein Schälchen Honig mit einem Stück Brot.

»Er wird sprechen«, sagte Sem, nachdem er die Rinde in den Honig getaucht hatte. »Aber nicht jetzt. Die Mitteilung ist nichts für Hungrige.«

Ham sah sich verzweifelt um und setzte sich wieder. Er ähnelte nicht mehr dem Jungen, den ich kannte, seine Sprachlosigkeit machte aus ihm einen Fremden. Ich lief zur Trage meiner Mutter und zurrte ihre Decke fest. Ich vollführte die üblichen Handlungen, doch Put schien nicht zu begreifen, dass ich Anstalten machte zu gehen. Wie mir schwindelte ihm der Kopf und wie ich war er verwirrt. Der Brotball in seinem Mund wurde immer größer. Er stopfte ein Stück nach dem anderen in sich hinein, ohne es hinunterzuschlucken.

Put und ich wagten es nicht, die Suppe köcheln zu lassen, das Feuer zu schüren oder uns zu unterhalten, und sei es nur flüsternd, aus Angst, das Widderhorn nicht zu hören. Wir erledigten die alltäglichen Dinge wie Matten aufschlagen, Teig rollen und Wasser schöpfen so leise wie möglich. Wir mieden das Haus. Es erschien uns plötzlich so klein und erstickend, es hatte kein Fenster, durch das man hinausschauen konnte, um zu sehen, ob die Grube noch wie früher war. Wir sahen uns natürlich an, das ging nicht anders, doch unsere Gesichter waren wie versteinert und verrieten nichts.

Als der Ruf erklang, beendeten wir unsere Tätigkeiten, um uns davon zu überzeugen, dass es wirklich ein Widderhorn war, das Geräusch in der Ferne, das von unserem jagenden Atem übertönt wurde. Wir liefen zur Trage meiner Mutter, um sie hochzunehmen, doch mein Vater hob die Hand. »Sie kommt nicht mit«, sagte er. »Das ist nichts für sie. Dort sind zu viele Menschen.« Ich sah ganz deutlich, wie sie nachdrücklich mit dem Auge zwinkerte, doch mein Vater schenkte ihr keine Beachtung. Er stieß mich an und drängte mich förmlich vom Hof.

Wir stellten uns an den Fuß des Schiffes. Es war nicht viel Platz, die Leute strömten herbei und rückten zusammen, bis sich ihre Mäntel berührten; nur die Stellen, an denen die Arbeiter zu Tode gestürzt waren, blieben frei.

Als der Bauherr erschien, wurde es still. Bei jedem Schritt, den er machte, teilte sich die Menge, damit er das Gestühl erreichen konnte, das in aller Eile für diese Gelegenheit errichtet worden war. Sem und Japheth gingen jeder an einer Seite

ihres Vaters. Ich wusste von Ham, dass der alte Mann immer Sand in den Taschen hatte, so, als wolle er sich selbst schwerer machen. In Wirklichkeit wollte er den Feuchtigkeitsgehalt überprüfen, jede neue Hand voll war ein Vorbote einer Veränderung und vielleicht verspürte er das Bedürfnis, etwas von dem Boden bei sich zu tragen, von dem er glaubte, ihn bald zu verlieren. Sem und Japheth hoben ihn auf das Gestühl. Er klammerte sich an der Lehne fest und es dauerte eine Weile, bevor ihn seine Söhne losließen. Aus der Fürsorge, mit der sie ihn umgaben, sprach der Wunsch, dieses Unternehmen fortzuführen. Denn was, wenn dieser Mann starb, bevor sein Plan verwirklicht worden war? In was für einer Welt würden sie dann erwachen?

Der Bauherr ließ seinen Blick über die Menge schweifen. Seine Haut war fleckig, wodurch es aus der Ferne so wirkte, als würde er vor Anstrengung mit Wasser vermishtes Blut schwitzen. Seine Stimme war ruhig und fest, auch, als er seine ganze Kraft aufbot, um noch den entferntesten Zuhörer zu erreichen.

»Der Unnennbare hat sich in Momenten an mich gewandt, in denen ich nicht darauf vorbereitet war«, begann er. »Ich brauchte ihm nicht zu lauschen, um ihn zu hören. Er sprach zu mir trotz meiner Unaufmerksamkeit. Er trug mir auf, für die Rechtschaffenen ein Schiff zu bauen. Das Schiff ist seine Hoffnung auf die Zukunft. Es ermöglicht einen Neubeginn, später, an einem anderen Ort. Ihr habt an diesem Bauwerk mitgearbeitet, ebenso wie Gentan und seine Männer. Dass sie das Ergebnis ihrer Anstrengungen nicht mehr zu sehen bekommen, stimmt uns traurig. Doch vieles bleibt ihnen auch erspart. Sie werden das Unheil, das uns erwartet, nicht erleben. Sie werden nicht mit ansehen müssen, wie der Unnennbare die Welt vernichtet.«

»Was ist es?«, rief die Menge. »Was ist das Unheil, das uns erwartet?«

»Eine Flut«, sagte der Bauherr. Er saß unter einem Himmel, der genauso farblos war wie seine Haare. »Gott wird die Welt unter Wasser setzen.«

Zuerst erklang Geflüster, das langsam zu Gemurmel anschwell, Geschrei wurde und in Jubel endete. »Es lebe der Bauherr! Es lebe der Bauherr des irdischen Lebens! Es lebe der Überbringer eines großen Gedankens! Es lebe der Kämpfer für Rechtschaffenheit!«

Der Bauherr schaute erstaunt auf die Jubelnden hinab. Put und ich starrten uns ungläubig an. Mein Vater warf die Arme hoch. »Seid ihr verrückt geworden? Glaubt ihr wirklich, man hätte an euch gedacht?« Doch seine Stimme ging in dem Lärm unter. Er legte die Hände an seinen Mund, überlegte es sich dann jedoch anders. Besorgt sah er sich um. Der Applaus war zu laut, er reichte zu weit. Nach einem letzten Blick auf die Menge begab er sich zur Grube, um meiner Mutter lächelnd entgegenzutreten und zu tun, was ich Ham und seinen Brüdern vorwarf: eine nichts sagende Geschichte erzählen, einen großen Teil der Wahrheit verschweigen und so die Angst beschwören.

Ich werde wieder ein Mädchen

In dem allgemeinen Jubel und Tumult, der den Bauherrn sich verbeugen ließ, um sich Gehör zu verschaffen, bemerkte ich neben mir eine Gestalt, die mir bekannt vorkam. Es war Neelata, das Gesicht halb unter der Kapuze verborgen. Sie fasste mich am Arm und zog mich durch die Menge hinter sich her. Ich trat auf Füße und gegen Beine, ich rief Entschuldigungen, die niemand hörte.

»Diese Leute irren sich. Sie denken, das Schiff gehöre ihnen. Weil sie es gebaut haben, eignen sie es sich an«, sagte sie beim Laufen. Ich weiß nicht, ob ich alles richtig verstand. Ich war noch dabei, mein Muschelhemd zu ordnen, es spannte durch das Gezerre um meine Brust, meine Kette hatte ich verloren. Sie eilte weiter. Zuerst dachte ich, es sei die Meute, die ihr Angst einflößte. Doch auch, als wir eine ruhigere Stelle erreichten, verlangsamte sie ihren Schritt nicht. Sie lief zu den Lagern, in denen die Vorräte aufbewahrt wurden.

Hier war es ganz still, selbst die Wächter standen auf der Werft, um den Worten des Bauherrn zu lauschen. Wir wurden von zwei ihrer Zofen erwartet. Sie hielten das festliche blaue Kleid hoch, das ich sofort erkannte, ich hatte es Neelata an dem Tag tragen sehen, als ihr Onkel sie hierher gebracht hatte.

»Ham nimmt mich zur Frau«, sagte sie. »Ich will ganz ehrlich zu dir sein: Mein Herz schlägt nicht für ihn. Aber kann ich ihn wegschicken und mein Leben aufgeben? Viele werden zurückbleiben. Der Bauherr nimmt nur die Seinen mit.«

»Was ist nur mit eurem Gott, dass er so drastisch handelt?«, fragte ich bissig. Nicht nur ihre Worte, sondern auch ihr gehetztes Ziehen und Zerren an meinem Arm machten mich wütend. Ich war außer Atem vom Laufen.

»Der Unnnennbare hat eine Lebensform geschaffen, die nicht vollkommen ist«, antwortete sie. Jetzt zog sie auch noch an den Bändern meines Muschelhemdes. Ich wehrte sie ab, doch sie hörte nicht auf. Sie schien so entschlossen, dass ich sie gewähren ließ.

Unwillkürlich zupfte ich selbst an meinem Hemd, als ich sagte: »Hätte er es dann nicht besser gelassen?«

»Der Mensch nähert sich dem Vollkommenen, doch er ist es nicht. Der Unnennbare hat sich uns zum Bilde geschaffen. Wir sind nicht mehr als eine Nachbildung des Vollkommenen. Um uns vollkommen zu machen, hätte er uns unseres freien Willens berauben müssen. Nur dann wären wir gehorsam. Doch von einem Menschen ohne freien Willen geht keine Kraft aus. Deshalb ist er das Risiko eingegangen und hat ihn uns gegeben. Es ist dieser Wille, der viele von uns vernichten wird.«

Ihre Worte waren noch nicht verklungen, als Ham das Lager betrat. Auch er hatte sich beeilt, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Auf einen Stock gestützt humpelte er auf mich zu. Die Binde um seinen Fuß hatte sich gelöst und schleifte über den Boden.

»Der Mann auf dem Gestühl, der Bauherr, mein Vater«, sagte er heiser, »bringt nicht den Mut auf, den Leuten die volle Wahrheit zu sagen.« Er reichte seinen Stock einer Zofe und schob die Schulterbänder meines Muschelhemdes nach unten. Er wusste besser als Neelata, wie sich das Bruststück lösen ließ, er hatte es schon oft gemacht. Die Zofen schienen nicht überrascht, als meine Brüste zum Vorschein kamen. Sie hoben das klirrende Kleidungsstück interessiert vom Boden auf und legten es respektvoll zur Seite.

»Gott hat einen Plan, aber ich auch«, sagte Ham. »Ich entführe dich aus dem Haus deines Vaters. Ich nehme dich als meine Dienerin mit. Dagegen kann mein Vater nichts einwenden.«

Es war Neelata, die mir das blaue Kleid über den Kopf streifte und das schwarze Motiv auf meiner Stirn mit einem Band bedeckte. Sie holte eine Bürste hervor und versuchte meine ausgedünnten Haare durch Drehbewegungen ihrer Hand aufzubauschen.

Ich muss wie eine Frau ausgesehen haben, die von Eleganz nicht viel versteht. Es war schrecklich, so unter die Leute gebracht zu werden, die Haare formlos und ohne Schmuck. In meiner Verwirrung dachte ich noch: Gebt mir wenigstens Silberglanz für meine Wimpern. Von meinem männlichen Gang konnte ich mich auch nicht so schnell lösen. Das Kleid war natürlich auch ein Stück zu lang, ich musste es hochhalten, damit ich nicht auf den Saum trat.

Sie führten mich zu dem roten Zelt, zu dem noch mehr Leute unterwegs waren. Als wir näher kamen, sahen wir, dass es schon wackelte, weil so viele gegen die Leinen liefen. Put war auch da, ich entdeckte ihn sofort. Wie immer stand er in der Nähe der Erwachsenen und nahm jedes Wort in sich auf. Ich packte ihn mit einer Bewegung, die ich vergessen hatte: Ich fasste ihn unter dem Gesäß und schaufelte ihn auf meine Hüfte. Ich brauchte beide Arme, um ihn dort zu halten, er wuchs so schnell in der letzten Zeit. Zuerst erschrak er, doch als er mich erkannte, schlang er seine Arme um meinen Hals.

»Geh hinein«, sagte Ham, als ich vor dem Zeltteil des Bauherrn stand.

Ich fühlte Put in meinen Armen erstarren. Noch nie hatten wir diesen Ort betreten, auch jetzt schien es nicht schicklich. Doch Hams Finger stießen mich in den Rücken.

»Gib mir das Kind«, hörte ich Neelata flüstern, als ich versuchte den Vorhang zu öffnen. Sie legte ihre Hand auf Puts Schulter. Ich hatte Put schon mit ihr gesehen. Wenn sie keine Krüge trug, kümmerte sie sich um die Tiere. Sie war so freundlich zu dem Vieh, wir hörten sie morgens durch die Zeltplane die Ziegen fragen: »Wer geht heute mit mir zum Tümpel?« Put erlaubte ihr, dass sie ihn unter den Achseln fasste. Sie übernahm ihn von mir und er schmiegte sich an sie, wie er es bei mir getan hatte.

Ich zog an dem Vorhang. Er öffnete sich nicht sofort; ich riss daran, doch bevor ich eintreten konnte, versperrte uns der Zwerg den Weg. Zum Glück war er klein und konnte uns mit seinem Kinderkörper nicht aufhalten. Neelata folgte uns mit Put und dann passte niemand mehr hinein, wir füllten fast den ganzen Raum.

Der Zeltteil war nur schwach beleuchtet und die Gegenstände, die darin standen, waren womöglich so alt wie der Mann, der sie benutzte. Ich sah es sofort: Der Bauherr wohnte noch in dem Zelt, mit dem er all die Jahre herumgezogen war, das rote hatte man nur für dieses Unternehmen darum gebaut. Die Strohmatte, die niedrigen Stühle, die schmalen Regale schienen kurz davor, zu Staub zu zerfallen. Deshalb wurde hier so wenig Licht zugelassen: Licht würde den Raum vernichten, die Wände, aus denen das Zelt errichtet war, würden in Fäden auseinander fallen. In der Mitte, neben einem niedrigen Stuhl, stand der Bauherr. Er war gerade erst

zurückgekommen, ein Knecht half ihm noch aus dem Mantel. Darunter trug er ein dünnes Gewand, das an verschiedenen Stellen mit feinen Stichen geflickt war.

»Ihr habt den Leuten etwas erzählt, aber nicht alles«, sagte Ham.

»Sie gaben mir keine Zeit dazu«, antwortete der Bauherr. Er flüsterte, als fürchte er, seine Worte könnten draußen gehört werden, dort, wo die Krieger waren, vielleicht die Nefilim.

Ham nahm keine Rücksicht auf die Angst seines Vaters. Er sprach schrill und schnell, jeder, der in der Nähe des Zeltens stand, konnte mitlauschen. »Wir sind nicht zahlreich genug, Vater. Es müssen mehr Menschen mit. Ich habe es ausgerechnet, es kostet uns Generationen, um die Erde wieder zu bevölkern.«

Ich wagte es nicht, mich richtig umzuschauen, doch es gab ein paar Dinge, die ich trotzdem sah. An der Seite stand ein Schilfkäfig mit einer schmutzigen Taube darin. Unter dem First hingen Glöckchen und in ihrem Futternapf lagen mit Kot vermischte Körner. Das Tier musste mit einer Ratte oder einem Habicht gekämpft haben, denn unter ihm lagen Federn und auf seinem Rücken schimmerte nacktes Fleisch. Durch Ritzen hatte ich den Zeltteil des Bauherrn schon öfter gesehen, doch eine Taube hatte ich hier nie vermutet.

Ham schob Neelata mit Put auf dem Arm zu seinem Vater. »Ihr wisst, dass ich sie zur Frau nehme.«

»Das weiß ich«, sagte der Bauherr.

Darauf fasste mich Ham bei der Schulter. Ich erschrak, denn ich hatte seine Bewegung nicht erwartet. »Ich will mir eine zweite Frau nehmen, eine Dienerin, die uns hilft. Das hier ist das Mädchen meiner Wahl. So wird die Erde demnächst schneller bevölkert.«

Der Bauherr setzte sich und lehnte sich so weit zurück, dass er den Käfig berührte. Die Taube spreizte die Flügel, trippelte in eine Ecke und plusterte sich auf. Ich rührte mich nicht, kein Muskel in meinem Körper schien dazu fähig. Der Bauherr sagte: »Im Bewusstsein des Unnennbaren hat alles seine Zeit. Auf der Arche werden wir uns enthalten. Unsere Frauen befruchten wir in der neuen Welt. Du weißt, was ich gesagt habe: Uns wurde ein Land versprochen, ein fruchtbares Land, nicht länger der Staub und die Dürre, die wir kennen. Was uns verheißen wurde, ist kein Felshügel, nicht einmal eine Reihe von Felshügeln, sondern etwas,

das dem Paradies ähneln soll, das wir einmal verloren haben. Wir werden nicht länger herumziehen, wir werden dort bleiben und Samen säen. Erst dann werden wir die Erde bevölkern, jetzt ist es nicht unser Problem. Welcher Mann baut ein Haus, wenn ihm das Bett als Triebfeder fehlt? Und wenn ihm das Bett als Triebfeder fehlt, wie sollen dann Kinder kommen?«

Ham hustete. Bei jedem Atemzug pfiff es in seiner Brust. »Was, wenn eine unserer Frauen krank wird? Oder stirbt? Die Tragezeit eines Kamels beträgt ein Jahr. Eine Kamelkuh wirft alle drei Jahre ein Junges. So kann sie in ihrem Leben fünf- bis achtmal Nachwuchs bekommen. Wie lange dauert es dann, bis du eine Herde zusammen hast? Von den Tieren wissen wir, was alles passieren kann. Sie leiden an der Klauenseuche, der Zitterkrankheit, der Blähsucht, dem Blutlauf. Wer wird uns einen Rat geben bei den Nagern, den Raubtieren, den Reptilien? Was wissen wir über ihre Gewohnheiten, ihre Unarten? Ich habe einmal gesehen, wie ein Murmeltier sein Junges auffraß. Wie soll sich das Murmeltier über die neue Welt verbreiten, wenn wir nicht verstehen, warum es so etwas tut? Die eine Art wird aussterben, was, wenn uns dann eine andere überwältigt und das Paradies erobert? Was, wenn jede Frucht, die wir züchten, von ihnen gepflückt, jeder Getreidehalm, bevor er trocken ist, von ihnen abgegrast wird? ... Von den reinen Tieren sieben‘, das ist schlau, doch wie viele Männer werden erforderlich sein, um sie zu hüten und zu vermeiden, dass sie die Felder kahl fressen? Und wenn die Männer das Vieh hüten, wer soll dann die Erde pflügen, wer soll die Zäune aufstellen und neue Orte erkunden? Es müssen Frauen und Kinder mit. Wie kann unser Gott sagen, der Fortbestand unseres Geschlechts sei gesichert, wenn kein Kind an Bord ist und wir nicht einmal die Erlaubnis haben uns fortzupflanzen?!«

Der Bauherr schüttelte den Kopf. »Ich kann keine Ausnahme gestatten. Der Unnennbare hat gesagt, ich dürfe die Meinen mitnehmen: meine Frau, meine Söhne, jeder mit einer Frau. Von einer Beifrau war keine Rede.«

Ich atmete kaum. Meine Hände umklammerten den Kragen des blauen Kleides, als könne ich mich damit vor dem Fall bewahren. Ich hatte jetzt den Beweis, dass mich Ham retten wollte. Zum ersten Mal verstand ich seine Obsession mit dem Vermehren der Tiere und Völker. Er sah die Lücken im Plan des Unnennbaren, er sah, dass er zählen, jedoch nicht rechnen konnte. Er wusste, wie es bei den

Schafen ging. Wenn die Herde zu klein war und sich der Bock mit seiner Mutter paarte, kam es zu Missgeburten.

Der Abschied

Ich folgte Ham in seinen Zeltteil und schloss sorgfältig den Vorhang. Ich bat ihn, sich an seinen gewohnten Platz zu setzen und die Augen zu schließen. Er zitterte vor Entsetzen. Ich rieb mit beiden Mittelfingern von seiner Nasenwurzel zum Haaransatz. Ich ließ sie über seinen Nasenrücken und die Augenbrauen zu seinen Schläfen wandern. Ich machte schnelle Klopfbewegungen von der Oberlippe zur Nase. Ich legte meine Hände auf sein Gesicht, drückte sie kurz auf das Kinn, danach genauso lange auf die Wangen und schließlich auf die Ohren. Ich wiederholte die Bewegung mehrmals hintereinander, immer rascher, so lange, bis er ruhig wurde. Ich kerbte seine Nägel. Als ich fertig war, nahm ich seine Hand und kratzte damit über meinen Hals. Jeder Finger hinterließ eine mehrfache Spur. Er sagte: »Jedes Netz hat Maschen, das weißt du als Fischerkind«, doch ich hörte nicht zu. Jetzt begriff ich, dass er nichts für mich tun konnte. Er wusste es nicht, doch ich war dabei, Abschied von ihm zu nehmen. Ich konnte mich nur fragen, ob noch genügend Zeit war zu fliehen.

»Wie viele Schlafstellen hast du gebaut?«, fragte ich. Das Sprechen fiel mir schwer, meine Zähne standen wie Fangeisen aufeinander.

»Ich weiß es nicht«, antwortete er verstört. »Das Schiff ist groß.«

»Du weißt es ganz genau. Acht hast du gebaut und nicht eine mehr.«

Er hustete trocken und heiser. Ich wusste, wo der Schleim in seinen Lungen saß, ich hätte ihn mit sanften Bewegungen nach oben holen können, doch ich tat es nicht.

Ich sagte: »Du weißt, dass ich gutes Wasser habe. Der Wein ist euch mehr wert. Doch Wein wird das Wasser nicht ersetzen. Vergiss nicht, die Quelle liegt gut versteckt.«

Er hatte nicht nur Flecken im Gesicht. Auch sein Hals und seine Brust waren rot vor Aufregung. Er sagte: »Keine unserer Frauen ist begabt genug, um es zu finden. Wir zählen auf dich, auf deine Rechtschaffenheit.«

Mit einem scharfen Messer hatte ich die Spitze eines Holzstückchens zerfasert. Ich steckte es in seinen Mund und schrubbte sein Gebiss, um ihn zum Schweigen

zu bringen. »Rechtschaffenheit hat mir nichts eingebracht«, sagte ich, während ich mich zum Licht drehte. »Ich weiß, wo ich die Kräuter, die ich brauche, finde. Die Quelle ist vergiftet, lange bevor eure Frauen sie erreicht haben.«

Meine Antwort schrie nach Rache. Natürlich macht ein Mann in so einem Moment viel Lärm. Und von seinem Gezeter werden andere angelockt. Japheth reißt den Vorhang zur Seite, um nachzusehen, was los ist. Er erkennt mich natürlich und sagt: »Ist die Maskerade zu Ende?« Ich schaue ihn an, als spräche er nicht meine Sprache. Er ist schmutzig, er braucht Pflege. Er fährt fort: »Oder beginnt sie erst?«

»Ich habe mich verkleidet«, antworte ich matt. »Ich habe eine Quelle, doch ich werde sie unbrauchbar machen.«

Sem stellt sich neben Japheth. Japheth schielt, Sem betrachtet mich, als sei er von Mitleid erfüllt. Vielleicht sind sie einfach erstaunt, dass ich von einer Haut in die andere schlüpfte, das Geschlecht wechsele wie ein Unterkleid.

»Wenn du kein Mann bist, schlagen wir dich, weil du uns betrogen hast. Bist du einer, schlagen wir dich, weil du uns dein Wasser vorenthältst.« Schweiß perlt auf Japheths Oberlippe. Er ist kräftig und breit, jedoch nicht redegewandt, er verfängt sich in seiner Argumentation.

Ich wende mich an den Mann mit dem pfeifenden Atem, den Einzigen, der schlau genug ist, so schlau, dass selbst ich seine Absicht nicht durchschaute. »Du hast einen Jungen aus mir gemacht«, zische ich ihm zu, »das hat mich geschwächt. Nur als Frau hatte ich das Recht auf Geheimhaltung meiner Quelle. Indem du einen Mann aus mir gemacht hast, nimmst du mir meine Macht über das Wasser.« Ham saß jetzt mit eingezogenem Kopf weit vornübergebeugt auf seinem Stuhl. »Es stimmt«, sagte er, »wir haben dich beschatten lassen. Doch keiner deiner Verfolger ist zurückgekehrt. Haben sie etwas gesehen, dem sie für immer entfliehen wollten, oder ist der Weg so gefährlich, dass sie umkamen? Wir können es nur raten.« Er drückte mit einer schnellen Bewegung die Zeigefinger in seine Augenwinkel, um die aufsteigenden Tränen zurückzuhalten. »Es war nicht meine Idee, sondern die meiner Brüder.«

Sem und Japheth schleiften mich aus dem Zelt. Sie schlugen mich höflich und beherrscht, als wollten sie beweisen, dass sie es gelernt hatten, zu strafen statt

Rache zu üben. Sem zog das blaue Kleid von meinem Rücken, Japheth hielt die Geißel hoch, ein Bündel biegsamer Riemen, dazu bestimmt, Schmerzen zu bereiten, ohne zu verletzen. Es war natürlich Japheth, der mich schlug, er war immer derjenige, der hinterher am wenigsten darunter litt, was er angerichtet hatte. Er forderte mich auf, in die Hocke zu gehen und die Arme um meine Knie zu legen, damit die Haut an meinem Rücken straff gespannt war. Er schlug sechzehn Mal. Er tat es, weil ich mich verkleidet hatte und, so sehr ich es auch bestritt, weil ich meine Verfolger in einen Hinterhalt gelockt hatte.

Es dauerte eine Ewigkeit. Ich versuchte, nicht an ihn und seine Peitsche zu denken. Ich dachte an Zuhause, an Wasser und Sümpfe, an die Plaggenhütten, an den Tisch, auf dem meine Mutter die Fische säuberte und mit anderen Frauen besprach, wie viel Salz nötig war, um einen Fisch von der Größe einer Hand zu pökeln, ohne dass er ungenießbar wurde; wir Kinder organisierten eine Mückenjagd, es gab Preise zu gewinnen, wir bewahrten die Insekten in leeren Schneckenhäusern auf, die wir krampfhaft mit unserem Daumen verschlossen hielten. Ich dachte ans Schwimmen in kühlem Wasser, daran, so tief zu tauchen, dass man nur noch das Aufsteigen der Luftblasen hört. Doch es half nicht. Die Riemen taten weh. Bei jedem Schlag war ich mehr davon überzeugt, dass mein Vater Recht hatte. Die Rrattika waren Abschaum. Ich verachtete sie und ihre Gewohnheiten, ich wollte keinen Augenblick länger unter ihnen weilen. Undeutlich hörte ich Ham hinter der Wand aus Ziegenhaar husten. Er rief etwas, doch ich verstand nicht, was.

Als Japheth mir zu verstehen gab, dass ich gehen konnte, rannte ich weg, ohne ein Wort zu sagen. Das blaue Kleid war in der Naht gerissen, mein Rücken glühte, doch ich schrie nicht. Put lief hinter mir her. Er hörte nicht auf zu rufen: »Sie dürfen dich nicht schlagen. Wenn sie es noch ein Mal tun, schlage ich zurück. Ich reiße Japheth die Augen aus dem Kopf. Und Sem schlage ich, bis er blutet.«

»Sei still«, sagte ich, »halt den Mund. Alle können dich hören, sie starren uns schon an, und das will ich nicht.«

Doch meine Ermahnung half nichts. Er heulte nur noch lauter: »Ich kann schreien, so viel ich will. Wenn das Wasser kommt, wird der Bauherr die Luke seines Schiffes schließen und davonfahren. Ich kann nicht schwimmen, du schon. Wie

lange werden uns die Bäume, auf die wir klettern, tragen? Wie lange wird es dauern, bis das Wasser wieder abfließt?«

Mein Vater war im Haus. Ich konnte nicht glauben, dass er dort so ruhig saß, von ihm erwartete ich, dass er etwas unternahm, dass er zu dem Bauherrn ging oder unsere Besitztümer zusammenpackte, nicht, dass er diese Erniedrigung gelassen hinnahm. Sie nannten sich selbst die Reinen, die Rechtschaffenen und ließen uns einen schwer Verletzten töten, sodass ihre Hände sauber blieben.

»Diese Menschen sind wahnsinnig«, sagte er seelenruhig. »Sie haben noch nie mehr Wasser gesehen als den Inhalt der Eimer, die sie schleppen.«

»Ich will hier weg, Vater.«

Er betrachtete die Striemen auf meinem Rücken. »Unsere Götter haben keinen Befehl dazu gegeben«, sagte er, während er seine Finger sanft auf die schmerzenden Stellen legte.

»Vielleicht wissen unsere Götter nichts von dem Plan ihres Gottes.«

»Meine Aufgabe in der Arche ist fast vollbracht, aber noch nicht beendet ...«

»Ich will hier weg. Ich will das Geheimnis der Quelle mitnehmen und die Rrattika ihre Mäntel vor Reue zerreißen lassen.«

Mein Vater löste ein Fläschchen von seinem Gürtel und ließ ein paar Tropfen auf seine Finger laufen. Das Öl kühlte meine Haut, die glühte, als hätte mich Feuer berührt. »Warum haben sie dich geschlagen?«

»Ich habe gedroht. Ich habe gesagt, dass ich das Wasser vergiften würde.«

»Re Jana, du dummes Ding«, schimpfte er. »Wolltest du Unschuldige töten? Wolltest du tun, was du ihrem Gott vorwirfst, und selbst den Unnennbaren spielen?«

Ich drehte meinen Rücken von ihm weg und hielt mich am Türpfosten fest. Seine Hand blieb in der Luft schweben.

»Ist es das, was die Alten Generationen lang getan haben?«, fragte ich gespielt ruhig. »Wissen, dass Krieg droht, wissen, dass Trockenheit kommt oder Unheil, alle Zeichen an der Wand entziffern, darüber reden, die Traumbilder deuten, aber nicht danach handeln? Lieber vor Angst erstarren und über Alltägliches sprechen – ob es noch Wasser gibt zum Kochen der Hirse oder ob der Türriegel zurückgeschoben werden darf – als der Situation ins Auge zu sehen? Wenn das,

was wir wissen, bedeutet, dass wir ein Pferd zäumen, einen Spurensucher anwerben und weit wegziehen müssen, dann tun wir es doch?«

Mein Vater unterbrach meine Rede, indem er sich viel sagend räusperte. Er legte einen Finger auf seine Lippen und zeigte auf meine Mutter. »Erspar ihr unsere Zweifel«, sagte er, während er sich zu mir hinüberbeugte. »Wenn du reden musst, dann tu es weit von ihren Ohren entfernt.« Er wartete schweigend, bis sie schlief. Dann stand er auf und trat nach draußen, wo die Nacht hereinbrach. Er ging zur Rückseite des Hauses, ich folgte ihm. Er beugte sich vor und hob einen Stapel Bretter auf. Ich erkannte sie, sie stammten vom Haus. In dem hintersten Raum, dort, wo wir unsere Vorräte aufbewahrten, klaffte ein Loch. Die Bretter waren sorgfältig daraus entfernt worden. Er legte sie in meine Arme.

»Ich habe meine eigene Lösung«, sagte er und ging vor mir her. Er führte mich aus der Grube, an dem Gebüsch vorbei, in dem wir uns gewöhnlich erleichterten. »Wenn der Bauherr Recht hat, wird die Flut gewaltig sein«, sagte er. »Sie ist dazu bestimmt zu töten, um die Schlechtigkeit von der Erde zu spülen. Kannst du ihrem Gott einen Vorwurf machen? Er ist es Leid, die Rattika anzusehen. Er hat dieses umherziehende Volk satt, das nicht schlecht ist, aber kaum Fortschritte erzielt. Es gibt so viel Neues in der Welt, so viel Wissen über Rechtsprechung, Handel, das Urbarmachen von Land. Sie nutzen es nicht, sie ziehen immer weiter, als würde die Zeit stillstehen und als wären die neuen Erkenntnisse wertlos. Ihr Verhalten verlangt Unheil. Es lässt auf eine Säuberung hoffen. Es ist nur schade, dass Menschen, die nichts damit zu tun haben, genauso getroffen werden. Wegziehen hat keinen Sinn, wenn alles überschwemmt wird. Wohin willst du denn gehen? Wir wissen nicht, aus welcher Windrichtung die Katastrophe kommt. Wenn wir fliehen, laufen wir vielleicht geradewegs darauf zu. Und ist es etwas, dem wir allein trotzen wollen? Nein, wir müssen bei den anderen bleiben.«

Er schritt weiter vor mir her durch die Dunkelheit. Er ging nicht schnell, es schien, als würde er außer den Brettern noch etwas anderes schleppen. Er passierte das Aschefeld, auf dem lange Reste verbrannt worden waren, das jetzt jedoch verlassen dalag. Dahinter wohnte niemand mehr, dort gab es nur noch Gestrüpp und die Klippe. »Nur wer rechtschaffen ist, wird verschont, hat der Bauherr gesagt. Ich habe mich gefragt, was das für uns bedeutet. Haben wir nicht

all die Zeit für deine Mutter gesorgt? Haben wir nicht eine Waise bei uns aufgenommen, auch noch ein Nomadenkind ohne Manieren? Sind wir nicht schwer schaffende Menschen, die mit dem zufrieden sind, was uns für unsere Arbeit gegeben wird? Und all die anderen Männer, die Handwerker, die ihr ganzes Wissen geben, die Künstler, die in jede Wölbung, in jeden Bogen, den sie schleifen, und in jedes Bild, das sie schnitzen, ihre Seele legen? Ich habe mich gefragt, was wir tun müssen, um bei dem Gott, der das Wasser schicken will, Ansehen zu genießen, doch Sem und Japheth geben mir keine Hoffnung. Es ist ein Gott für sie allein. Er hat sie auserwählt und sie ihn. Als Außenstehende haben wir keine Chance.«

Er begann, die Klippe hinaufzusteigen. Ich keuchte. Ich konnte nicht glauben, dass er die Bretter mit nach oben nehmen wollte, über diesen steilen Weg, in dieser mondbeschienenen Nacht voller Insekten und Ungeziefer.

Doch er ging nicht bis zum Gipfel. Auf halbem Wege zur Klippe gab es eine brachliegende Terrasse, auf der es nach Maulbeerbäumen duftete. Er überquerte sie und legte die Bretter in den hintersten Winkel. Die Wiese, auf der wir standen, war eben und übersichtlich, mit einem natürlichen Schutz aus Dornensträuchern. In der Mitte lag eine sorgfältig geschnitzte Holzfläche. Jetzt, da ich daneben stand, konnte ich sehen, dass jemand Klammern hineingenagelt und die Fugen mit Hanf und Teer abgedichtet hatte. Darum lagen Bretter, in einem rechten Winkel wie Fischgräten.

Ohne auf mein Erstaunen Rücksicht zu nehmen, sagte mein Vater: »Was wir brauchen, ist ein Boot für jeden, eine Flotte für die, die nachgedacht haben, die vorausschauend sind und rechnen können. Ist eine neue Welt mit Menschen, die Einsicht und Verstand haben, nicht besser als eine, in der es nur Rechtschaffene gibt? Wir bauen unser eigenes Boot, eines, das mit Trossen verstärkt ist und einen Sturm verträgt. Das unternehme ich, mein Mädchen, das ist meine Verteidigung.«

Ich legte meine Bretter ebenfalls hin. Als ich mich vorbeugte, muss ich kurz seinen Rücken berührt haben. Er zuckte zusammen und stöhnte. Ich konnte seine Haut in der Dunkelheit nicht richtig sehen, doch ich ahnte, was los war.

»Ist Japheth auch bei dir gewesen?«, fragte ich. Ich flüsterte, nicht, weil ich dachte, jemand könnte uns hören, sondern um die Erinnerung an den Schmerz nicht wachzurufen.

»Gentans Frau hat ihm erzählt, dass ich ihrem Mann die Schlinge um den Hals gelegt habe.«

Ich schloss meine Augen. Als ich sie nach einer Weile wieder öffnete, sagte ich: »Wir müssen nicht zurück, Vater.« Ich hörte ihn tief ausatmen. Er lief von mir weg bis zu der Stelle, von der aus man die ganze Werft überblicken konnte. Dort blieb er stehen. Er schaute auf die Lichter unter uns, auf die unzähligen Zelte und Hütten und die Pfade, die alles miteinander verbanden. Er stand dort lange Zeit.

»Wir brechen das Haus in der Grube ab«, sagte er schließlich. »Wir bauen hier ein neues. Wir arbeiten nicht mehr für sie. Wir verstecken uns auf dieser Wiese, wo sie uns nicht suchen werden, in der Nähe unseres Bootes. Und wenn die Katastrophe kommt, können wir von hier aus beobachten, was die Archebauer unternehmen. Wenn wir es so machen wie sie, werden auch wir überleben.«

Wir bauten ein bescheidenes Häuschen, nicht halb so groß wie unser erstes, auf der Terrasse, die auf die Werft sah, uns selbst jedoch durch Sträucher den Blicken entzog. Ein ganzes Stück davon entfernt, so weit, dass meine Mutter das Klopfen des Hammers nicht hören konnte, arbeitete mein Vater Tag und Nacht an dem Boot. Zu Ham kehrte er nicht zurück. Zwei Jahreszeiten hatte er sich für ihn und seine Brüder abgeplagt. Jetzt, wo das Ende des Baus in Sicht war, versteckte er sich vor ihnen. Tief in der Nacht stahlen wir Kleider von den Wäscheleinen. Wir taten, was wir konnten, um wie Rrattika auszusehen. Put fand es aufregend, er hatte nicht erwartet, dass wir uns einmal ausstaffieren würden wie er.

Meine Mutter begriff nicht, was los war, sie äußerte ihr Erstaunen, doch wir erfanden Ausreden und Geschichten. Sie flehte mich um eine Erklärung an, aber was konnte ich ihr sagen? Ich hatte selbst so viele Fragen. Wenn dieser Gott Menschen ausrotten wollte, warum wählte er dann nicht einen schnellen Tod, durch Feuer oder den Hieb einer Klinge? Warum dieses grausame Wasser, das dem, der nicht schwimmen kann, so viel Angst einflößt und den Todeskampf derer, die es beherrschen, sinnlos verlängert?

»Das ...«, sagte mein Vater, nachdem er mich krampfhaft hatte schweigen hören, »wird mit deiner Mutter passieren, wenn ihr ihr erzählt, was ihr wisst.« Er hielt ein Kaninchen am Genick hoch. Put beobachtete ihn mit zitternder Lippe. Er hatte das Tier gefunden. Er hatte es in seinen Mantel gewickelt und zu uns gebracht. Es lebte kaum noch, auch wenn keine Verletzungen zu sehen waren. Als mein Vater es vor unseren Gesichtern bewegte, bot es nicht den geringsten Widerstand. Seine Pfoten hingen schlapp herunter, es war zum Sterben bereit. Put hoffte, dass mein Vater sein Leiden beenden würde, doch er tat es nicht. Er schwenkte es hin und her und sagte: »Ihre Mutter hat es getan und die Mutter ihrer Mutter. Sie beschlossen, dass es genug sei. Sie starben, weil sie sterben wollten. Das war ihr Aufstand, ihr Vorwurf an uns Männer, denen sie die Schuld daran gaben, was passierte. Wenn ihr euch verplappert, wird sie den Weg ihrer Mütter gehen.« Er warf das Kaninchen in die Sträucher und sah sich nicht mehr danach um.

Er spannte seine Messleine, zeichnete mit Röteln und drehte den Zirkel; er machte das Boot stärker als alle, die er je gebaut hatte, und das Holz, das wir verdient hatten, ging zur Neige. Das Gesicht unter der Kapuze verborgen, begab ich mich zum Gelände der Schreiner, um zwischen den Spänen nach Brettern zu suchen, mit denen noch etwas anzufangen war. Manchmal begleitete mich Put. Er war magerer als je zuvor, aß nur noch, wenn wir ihn davon überzeugen konnten, dass er Hunger hatte, und sprach kaum. Das Vorhaben meines Vaters, ein trossenverstärktes Boot zu bauen, trieb ihn dazu, wie ein Wahnsinniger zu arbeiten. Er wollte jeden Moment seiner Entstehung miterleben. Eine Pause gab es für ihn nicht. Wenn wir uns ausruhten oder Tee tranken, ging er weg. Er trieb sich zwischen den Zelten herum, nahm Bretter von Hams Arbeitsplatz und brachte sie zu uns. Ich stahl die Nägel, mein Vater das Werkzeug. Wer uns erwischte und versuchte, uns aufzuhalten, wurde von uns bedroht. Diebe und Lügner waren wir, innerhalb kurzer Zeit gehörten wir ganz und gar zu den Verworfenen, für die das Unheil des Unnennbaren bestimmt war.

Leben in Zurückgezogenheit

Ich hatte mich schnell an mein Leben als Rattika-Mädchen gewöhnt, auch wenn es eine Weile dauerte, bis ich mit den weiten Ärmeln und Schößen zurechtkam, die wohl ganz praktisch waren, um Werkzeug darin verschwinden zu lassen. Unser Eremitendasein war einfacher und weniger anstrengend als damals, als wir noch in der Grube lebten. Die Pflanzen auf dem Feld gediehen ordentlich, Milch und Eier konnten wir gegen ein kleines Entgelt bekommen, die Hügel lagen voller Geweihe und Hörner, aus denen wir Schmuck und Münzen anfertigten; wer geschickt war, musste auf nichts verzichten. Es sah nicht danach aus, als würden wir dadurch, dass wir nicht mehr für den Bauherrn und seine Söhne arbeiteten, Not leiden. Und wir hatten Zeit. Jeden Nagel, den mein Vater krumm schlug, konnte er sorgfältig wieder gerade schlagen. Es gab niemanden, der uns zur Eile mahnte. Der Himmel war strahlend blau wie ehedem, es war nicht vorstellbar, dass es je regnen würde.

Unsere Aussicht war herrlich. Von unserem Versteck aus sah ich, wie mit einer Hebevorrichtung aus Seilen und Balken die Amphoren wie vollschlanke, starre Frauentorsos an Bord der Arche gebracht wurden. Ich zählte sechs Mann für jede Amphore, einen siebten, der dirigierte, und an einem Platz im Schatten entdeckte ich den Bauherrn mit dem Zwerg an seiner Seite. Kurz darauf kamen ein paar Frauen mit Krügen auf Kopf oder Hüfte aus den Hügeln; sie kehrten von den Tümpeln zurück, die einen halben Tagesmarsch von hier entfernt lagen, und sie trugen das beste Wasser, das sie hatten finden können. Sie gingen zu dem Platz, an dem mit Röhren und Behältern ein Filter gebaut worden war, um die Blätter, Steinchen und Larven daraus zu entfernen, worauf andere Frauen das gereinigte Wasser auf das Schiff brachten und in die Amphoren füllten. Bis zu uns war das ferne Schnarren und Quietschen der Geräte zu hören.

Mitunter beobachtete auch mein Vater von den Sträuchern aus die Arbeiten. Das Boot, das er auf der Wiese baute, nahm immer mehr Gestalt an, doch was war so ein mit Trossen verstärktes Boot verglichen mit dem Bauwerk dort unten. Und auf der Wiese war er allein. Mein Vater sehnte sich nach der heiteren Gesellschaft der

Holzarbeiter und nach ihrer Musik. Ich wurde unruhig, wenn er länger als vorgesehen fortblieb. Er war immer so laut, ich wusste nicht, ob er sich würde beherrschen können, wenn er sie über ihre Arbeit reden hörte. Ich hatte eine Todesangst, dass sie ihn wieder für sich beanspruchen würden, denn wer sollte dann unser Boot bauen?

Doch ich konnte ihm keinen Vorwurf machen, ich tat dasselbe. Auch ich setzte mich zwischen die Sträucher um zu beobachten, wie sich die Söhne des Bauherrn wieder wie früher reinigten, indem sie sich Wasser über die Schultern warfen. Ich sah, wie Ham nachdenklich durch den Tümpel schritt. Ich starrte auf seinen Rücken, auf seine Haare, die ihm vom Wasser geglättet strähnig auf die Schultern hingen. Ich konnte meinen Blick nicht abwenden, wenn er sich nach dem Bad auf einen Stein setzte, ein Bein hoch- und den Fuß zu sich heranzog, um sich über seine Fußsohle zu beugen.

Manchmal trocknete ihn Neelata ab. Der Gedanke, dass ihr Herz nicht für ihn schlug, war unerträglich. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und zu ihr hingelaufen, um ihr das Handtuch aus den Händen zu reißen, doch wer war ich noch? Ich konnte nur zu unserem Versteck zurückkehren. Den Rest eines solchen Tages begegnete ich überall seiner Haut: in den glatten Kieseln, von denen die Klippe voll lag, beim Aufschneiden weißer Früchte, aus denen das Fleisch hervorquoll, und abends, wenn ich den Rücken meiner Mutter mit Öl einrieb. Ich fand seine Haare in den Gräsern und seine Nägel zwischen Melonenkernen. Nichts davon gehörte mir, ich wusste es, doch meine Sehnsucht ließ sich nicht betäuben.

Zaza (1)

Eines Tages stieg eine Frau die Klippe hinauf. Sie trug ein helles Kleid und ein Kopftuch gegen die Sonne. Ihr Schritt war unsicher und zögernd und schon bald sah ich, dass es an ihrem Alter lag. Sie war alt, zu alt, um eine Klippe zu besteigen. Grasschneider kamen regelmäßig den Pfad hinauf, doch sie verließen ihn selten, um zur Terrasse zu kommen. Sie hatten Eile und beim Abstieg trugen sie schwere Lasten auf dem Rücken. Die Felswand war kein Ort zum Verweilen, sie war ein Hindernis, das man möglichst schnell überwinden wollte. Doch diese Frau zog nicht zum Gipfel. Ihr Ziel war der Weg selbst. Sie schaute sich um und von Zeit zu Zeit beugte sie sich vor.

Ich konnte es nicht lassen, ihr entgegenzugehen. Als ich mich näherte, schien sie mich nicht zu hören. Ihr Körper, der im Laufe der Jahre seine Form verloren hatte und bei dem nicht mehr zu erkennen war, wo der Busen aufhörte und der Bauch begann, neigte sich zu etwas Unansehnlichem zwischen den Felsen hinunter. Sie pflückte etwas, roch daran und durch diese Bewegung begriff ich, was sie machte. »Maulbeere und Thymian«, sagte ich.

Sie schaute auf, ich sah ihr Gesicht, ihren Hals mit dem Schmuck, der Narben glich, und entsetzt erkannte ich sie. Es war Zaza, die Frau des Bauherrn und Hams Mutter. Ich hatte sie regelmäßig bei dem roten Zelt gesehen. Wenn sie beim Bauherrn war, schickte sie den Zwerg des Öfteren nach draußen.

Der Schreck fuhr mir in die Glieder. Wochenlang war es uns gelungen, uns vor den Archebauern zu verstecken. Jetzt sorgte eine kurze Unbedachtheit von mir dafür, dass diese Mühe umsonst gewesen war. Sie würde mich erkennen. Sie würde ihre Söhne hierher schicken und wieder einmal würde unser Leben durcheinander gewirbelt.

Sie hatte ein Messer dabei und ein Nesseltuch, in das sie die Pflanzen legte. Das Messer glitzerte in der Sonne. Es war handlich und scharf und erinnerte mich daran, dass ich mich schon seit einer Weile nicht mehr sicher fühlte. Über meinem ganzen Dasein schwebte die Drohung nahenden Unheils, die Angst vor Entdeckung, und dieser Zustand laugte mich aus. Jetzt stand ich vor Zaza, ich war

selbst auf sie zugegangen. Ich denke, dass ich sie angelacht habe, einladend und freundlich, um sie nachdenklich zu stimmen. Ich hoffte, sie würde mir zunicken, meinen Namen sagen oder fragen: »Warst du es nicht, der meine Söhne gewaschen hat?« Doch sie beugte sich schon wieder vor. »Ich suche Disteln«, sagte sie kurz, »alle Sorten, die es gibt.«

»Wofür braucht Ihr Disteln?«

»Für das Schiff, das wir besteigen.«

»Aber Disteln sind Gift.«

»Ich weiß, dass es töricht klingt, sie mitzunehmen. Doch uns wurde Vollständigkeit befohlen, und wenn wir einmal eine Aufgabe übernommen haben, müssen wir sie auch erfüllen.«

»Ihr doch nicht allein?«, fragte ich einfältig. Ich hatte große Angst und konnte bei dem, was ich sagte, nicht richtig nachdenken. Ich wusste, dass ich weglaufen musste, dass dieses Gespräch eine Gefahr für uns vier und das trossenverstärkte Boot darstellte. Doch sie ging auf meine Fragen ein. Sie gab mir keine Chance zu verschwinden und ich war ihr dankbar dafür.

»Ich habe meine drei Söhne, die sind zu beschäftigt für solche Kleinigkeiten. Ich hatte noch mehr Söhne, doch zwei sind weggegangen. Sie weigerten sich, jahrelang zu bauen und an einem Ort zu bleiben. Es hat den Einsatz derer, die geblieben sind, vergrößert, zumindest der Älteren. Für meinen Jüngsten machte es keinen Unterschied, denn was weiß ein Kind? Er hat seine Brüder weggehen sehen und begriff nicht, was geschah.«

Ich spürte, wie ich Gänsehaut auf den Armen bekam, als sie ‚mein Jüngster‘ sagte.

»Ist das derjenige, der unverheiratet ist?«, fragte ich. Ich schaute sie nicht an, sondern starrte auf die harten, blassen Ränder ihrer Fußsohlen.

»Er wird sich bald vermählen, doch er trauert um ein Mädchen, das weggegangen ist«, sagte sie. Sie arbeitete weiter, während sie sprach, drückte mit den Füßen Gräser zur Seite und verglich Stängel und Blattformen. »Eines Morgens ging er zu der Grube, in der sie lebte, und alles war verschwunden. Er spricht jeden Tag von ihr. Wenn er aufschaut, fallen die Aschereste, die er sich vor Kummer auf den Kopf gestreut hat, aus seinen Haaren.«

Ich blieb stehen und nickte. Sie legte eine Pflanze in ihr Nessel Tuch, so unansehnlich, dass ich mich fragte, ob sie sie zu Hause noch finden würde. Als sie an mir vorbeiging, roch ich den Safran und die Knochenasche, womit sie sich bemalt hatte. Ich ließ sie passieren, dankbar für das, was sie gesagt hatte, dankbar, eine Pflanze pflücken zu können, an die sie nicht heranreichte, und zog mich auf ein überhängendes Felsstück hoch. Es scheint falsch, doch es stimmte mich froh, dass Ham Kummer litt. Und diese Freude verwirrte mich. Sie ließ mich Disteln mit großen Stacheln pflücken, ohne mich um meine Hände zu kümmern.

Die Unglücksbotschaft wird vergessen

Meine Mutter litt am meisten unter unserer Flucht zur Wiese am Hang. In dem roten Zelt hatte sie sich im Herzen der Werft gefühlt. Sie war in der Nähe des Ortes geblieben, den sie gewöhnt war: der Mitte, dem einfach zu findenden Platz, an den sich Menschen auf der Suche nach Beistand und Rat begaben. Jetzt litt sie unter dem Bedeutungsverlust und der tödlichen Langeweile. Sie brauchte Blicke, die sie bewunderten. Ihr Schmuck hatte sie jeden Tag beschäftigt. Ihre Ansprüche waren noch größer geworden, seitdem immer mehr Krieger das rote Zelt besuchten. Es waren Neffen des Bauherrn, die wegen ihrer Reitkunst gerühmt wurden und die sich mit Wollröcken herausputzten, die aus einzelnen Kordeln bestanden. Sie wurden gebraucht, um einen Einfall der Riesen zu verhindern. Sie verfügten über die Pferde, die jetzt in immer größerer Zahl in den Hügeln eintrafen, manche beritten auch ein Pony oder einen Maulesel. Kampfeslustig waren sie, sie vervollkommneten sich im Umgang mit Messern und Schwertern. Sie sprachen vernichtende Worte über den Feind, doch das war es nicht, was meine Mutter dazu brachte, sie anzustarren. Sie hatten Hände wie Schaufeln und Stimmen, um Steine zu Staub verfallen zu lassen, doch vor allem waren sie gut gebaut, mit breiten Schultern und festen Schenkeln, die beim Gehen zwischen den Kordeln ihrer Röcke hervorschossen. Dort, wo wir jetzt lebten, kam nur ganz vereinzelt ein Krieger vorbei, und wenn sich jemand näherte, geschah es nicht selten, dass Put einen wohlgezielten Stein warf.

Meine Mutter konnte natürlich nicht ahnen, wie sehr die Mitteilung des Bauherrn am Tag der Katastrophe die Dinge verändert hatte. Sie lag auf einem hohen Felsen am Rande des Abgrunds oder an windigen Tagen im Haus. Sie hörte nicht, dass die schweigsamen, gedankenlosen Rrattika zu reden begannen. Ob groß oder klein, alle sprachen vom Wasser und der Überschwemmung. Die Kinder bekamen Alpträume. Sie wussten nicht, was Ertrinken war, doch ihr Vater hatte gesagt: »Wenn ihr nicht aufpasst, schließt sich bald das Wasser über euren Köpfen!«, und sie wachten nach Luft schnappend auf. Je mehr ihre Angst wuchs, die sie mit den steinalten Männern und Frauen teilten, die wussten, dass sie umherziehend keine

Chance hatten und dass man sie mit ein paar Krügen Wasser und ein wenig Brot an einem schattigen Platz zurücklassen würde, desto mehr wuchs bei den Werftbewohnern die Erkenntnis, dass es mit Rücksicht auf die Kinder, die Alten, Kranken und Schwachen besser war zu schweigen. Auf fast wundersame Weise entstanden allerlei Erklärungen für die Worte des Bauherrn und kam niemand mehr zu der einzig richtigen Schlussfolgerung: dass viele sterben würden. Und mit dem Schweigen kam das Vergessen. Da es keine neuen Mitteilungen gab, die die alten bestätigten, geschah, was mit Unglücksbotschaften häufig geschieht: Sie werden vergessen. Man findet Löcher in der Prophezeiung, Undeutlichkeiten, die die Vermutung bestätigen, dass es Lügen sind. Nach einer Weile schien das Unheil auch so weit entfernt, als sei es nicht für diese Zeit bestimmt, sondern für eine andere, nicht einmal die ihrer Kinder oder Kindeskinde. Der Bauherr lebte schon so lange, vielleicht wurde er noch doppelt so alt und gab es, wenn das Wasser kam, längst neue Lösungen, an die sie jetzt noch nicht dachten, oder neue Götter, Söhne des jetzigen, mit anderen Ansichten und Mitteln. Und was konnte man anderes tun als die täglichen Aufgaben erledigen, was hätten sie unternehmen können? Einen Aufstand vorbereiten? Aufhören zu schlafen und zu essen?

Am Anfang machte ich noch einen Versuch, sie an die Unglücksbotschaft zu erinnern. Ich erzählte ihnen, dass es auf dem Schiff sehr wenig Platz gab, dass nur wer sein eigenes Boot baute, eine Chance gegen die Flut hatte, doch ich erntete nur mitleidige Blicke, gleichgültig wie die von Reptilien. Sie spähten unter meine Kapuze und sahen, dass ich nicht eine von ihnen war. Eine Minderheit nahm meinen Rat ernst. Sie begannen Holz zu sammeln, doch obwohl sie schon jahrelang am Bau eines Schiffes mitarbeiteten, wusste keiner von ihnen, wie man ein Boot zusammensetzte. Schon bald blieb das Holz liegen und wurde für andere Zwecke benutzt. Und da die Zeit verstrich, ohne dass etwas geschah, geriet man in Euphorie. Die Werftbewohner hatten durch den Mist der vielen Tiere Berge von Brennstoff, sie verfügten über Unmengen von Wolle und Eier in Hülle und Fülle. Die Bienen gaben willig ihren Honig ab. Die Grasfresser waren zahm und ließen sich melken. Die Menschen richteten vor ihren Häusern Festmähler an. Sie luden Fremde ein; die Frauen, die mich vorbeigehen sahen, winkten mich heran und mehr als ein Mal geschah es, dass ich schon gegessen hatte, wenn ich nach Hause

kam. Ich traf Leute jeglichen Schlags, sie kamen aus fernen Städten und wollten sich hier niederlassen. Kleine Geschäfte, die mit wenigen Mitteln errichtet worden waren, blühten, Wanderer kamen und gingen nie wieder weg

„Kehr zu uns zurück“

Bei all dem Überfluss herrschte auch ein ständig wachsender Mangel: Es gab nicht genug Holz. Die Vorräte, an die wir früher mühelos herankamen, wurden jetzt von den Kriegern in den Wollröcken bewacht. Die Leute, die noch Holz hatten, machten fabelhafte Tauschgeschäfte. Um an unserem Boot weiterarbeiten zu können, war ich auf den Abfallberg angewiesen. Es war ein heikles Unterfangen, denn der Berg war nicht weit von Neelatas besticktem Zelt entfernt, wodurch ich mich ihm nur verschleiert nähern konnte. Ich wusste, wie gefährlich meine Begegnung mit Zaza gewesen war, so etwas durfte auf keinen Fall noch einmal passieren. Put half mir beim Suchen. Er wühlte zwischen der Holzspäne, blind nach etwas Hartem zwischen dem lockeren Schabsel tastend.

Schon bald stand ein Wächter vor uns. Der Mann zeigte auf die Bretter, die ich unter meinem Kleid versteckt hielt. »Leg alles zurück«, sagte er und im selben Moment schrie Put auf. Durch eine plötzliche Bewegung hatten sich Splitter in die dünne Haut zwischen seinem Daumen und Zeigefinger gebohrt. Ich ließ meine Beute fallen, nahm Puts Hand und sah mindestens fünf Holzsplitter, die Spitzen tief und schwarz in seiner Haut. Er erlaubte mir nicht, sie zu berühren. Bevor ich ihn zurückhalten konnte, lief er von dem Abfallberg weg zu dem Zelt mit den bestickten Wänden.

Als hätte er sie gerufen, erschien Neelata in der Zeltöffnung. Ich duckte mich blitzschnell hinter eine Wand, die dazu diente, Kolben vor der Sonne zu schützen. Seit unserer Flucht zur Wiese am Hang war ich ihr noch nie so nah gewesen, nicht einmal, als ich mich hinter den Sträuchern versteckte, um Ham heimlich zu beobachten. Ich wollte sehen, was geschah, hielt aber auch schnell Ausschau nach möglichen Fluchtwegen und versuchte abzuschätzen, wie groß die Gefahr war, entdeckt zu werden. Neelata ging sofort zu Put. Er vergrub sich in ihrem Gewand, wühlte mit einer Hand darunter, bis er ihre Hüfte fühlte, und drückte sich dagegen, die andere hielt er weit von sich weg, als gehöre sie nicht zu ihm. Blut tropfte auf ihre Kleider. Sie legte ihre Hand auf seinen Oberarm und beugte sich vor.

Sie hatte wichtige Dinge zu tun, im und um das Zelt herum lagen die Waage, die Mörser und Hämmer, alles musste vorsichtig eingepackt und in die Arche gebracht werden. Doch sie hockte sich hin und entfernte behutsam einen Splitter nach dem anderen. Ich wusste damals noch nicht, dass sie seine Milchzähne in einem kleinen Beutel an ihrem Hals aufbewahrte.

Viele Wochen schon wohnte Put bei uns auf der Klippe, vermeintlich abgeschnitten von dem Leben auf der Werft, doch ihrem Verhalten war deutlich anzumerken, dass sie sich regelmäßig trafen. Sie verband seine Hand und küsste ihn auf die Haare. Er blieb an sie gedrückt stehen. Nach einer Weile weinte er nicht mehr vor Schmerzen – die Splitter lagen schon als Trophäen in einem der Mörser – sondern wegen dem, was sie sagte. Es war nichts, das ihn hätte trösten können. Das ging natürlich auch nicht, denn sie war nicht verlogen und es gab keinen Trost. Sie sagte: »Holz kannst du keines mehr bekommen. Die Zeit ist vorbei. Der Bauherr braucht es, es kommt auf jeden Keil an.«

Ich weiß nicht, was dann geschah. Put sagte etwas und Neelata schaute in meine Richtung. Sie sah mich, ließ Put los und kam mit rauschenden Gewändern auf mich zu. Ich sprang auf und rannte weg. Doch ihre Beine waren viel länger als meine. Sie war es gewöhnt, in Kleidern zu laufen, ich stolperte noch immer über die Schöße. Sie packte mich am Arm, riss mich zu Boden und keuchte: »Ich wusste, dass du in der Nähe bist. Put war noch hier, weit konntet ihr nicht sein.« Sie lag über mir. Ihr Atem strich über mein Gesicht. Ich konnte nicht umhin, die Spuren gekerbter Nägel auf ihrem Körper zu sehen, die Schrammen an ihrem Hals und im Gesicht. Ich wandte ihr meinen Hinterkopf zu.

»Du musst keinen Groll hegen«, sagte sie, da ich wegschaute. »Wir haben unser Bestes getan, um dich zu retten.«

Ich stöhnte und stemmte meinen Ellbogen gegen ihre Schulter. Mit Staub im Mund sagte ich: »Du hast meinen Platz in Hams Herzen eingenommen. Und damit auch meinen Platz auf dem Schiff.«

Sie beugte sich trotz meines Ellbogens zu mir hin. Den Mund an mein Ohr gedrückt, flüsterte sie: »Er hat mich zur Frau gewählt, weil er den Bedingungen meines Onkels nicht widerstehen konnte. Deine Vorwürfe gelten ihm, nicht mir.«

Sie löste ihren Griff. Wahrscheinlich hat sie geglaubt, ich würde nicht davonlaufen, doch ich tat es, und zwar schnell, und da sie sich erst mit ihren langen Beinen erheben musste, konnte ich fliehen.

»Komm zurück!«, rief sie. »Wir brauchen dich.«

Ich sprang von einem Stein auf den anderen. »Komm zur Hochzeit! Kehr zu uns zurück!«

Ich rannte wie ein Wiesel den Hang hinauf. Ich wartete nicht auf Put. Ich warf mich in die Sträucher, weit weg von jedem ausgetretenen Pfad, sodass meine Beine, als ich oben ankam, rot waren von den peitschenden Gräsern, den Dornen und dem Giftkraut.

Neelatas und Hams Hochzeit

Wir legten Reisigbündel über unser Haus und verwischten die Spuren unserer Feuerstelle. Wir waren vor jedem Schritt, der sich näherte, auf der Hut. Neelata suchte uns. Wir sahen sie den Hang hinauf- und hinunterlaufen. Ihr Kommen war unvermeidlich. Put, den die Spannung krank machte, führte sie am Tag ihrer Hochzeit zu uns auf die Wiese. Mein Vater war ein gutes Stück entfernt in den Maulbeerbäumen beschäftigt. Ich sah die beiden den Hang hinaufklettern, Neelata in einem weiten Kleid, Put auf einem Kuchen kauend, beide außer Atem von dem steilen Anstieg, und rollte mich in die Sträucher. Er führte Neelata über die Terrasse zu unserem Boot. Sie war schon für die Feierlichkeiten des Tages geschmückt, ihre Haare waren unter den vielen Federn nicht mehr zu sehen und auf ihrer Brust klapperten zahllose Perlen. Hier lag alles vor ihr ausgebreitet: das gestohlene Holz und Pech, die abgetrotzten Nägel und Werkzeuge. Hier fand sie die Sachen, die Ham vermisst hatte. Put drehte sich um und lief schnell wieder den Hügel hinunter. Als er an meinem Versteck vorbeikam, hörte ich ihn herzerreißend schluchzen.

Neelata umkreiste das Boot. Sie suchte den Weg, der am ausgetretensten war, und fand ihn. Er führte zu unserem Haus. Sie überquerte vorsichtig die Wiese und ging auf den Reisigstapel zu. Sie bewegte sich gemächlich wie eine Kuh, die zu ihrer Tränke trottet, sich wachsam umsehend, als spüre sie meinen Blick. Die Sonne ließ die Federn um ihren Kopf aufleuchten. Wie Put ging sie ganz nah an mir vorbei. Ich blieb liegen. Gelähmt war ich, unbeweglich wie die Steine, die sich in meine Arme und Beine drückten.

Sie erreichte die Reisigbündel, unter denen unser Haus lag. Sie umkreiste sie, bis sie die Tür gefunden hatte, warf die Bündel, die ihr den Zugang versperrten, hinter sich und ging hinein.

Auf den Moment wartete ich, um aufzustehen und lautlos zur Rückseite zu schleichen. Dort konnte ich alles hören. Nicht besonders deutlich, doch ich hörte, wie sie zu meiner Mutter auf der Trage sprach. Sie redete von der kleinen Werft auf der anderen Seite der Wiese und dem Boot, das dort gebaut wurde. Ich konnte

mir vorstellen, was meine Mutter dachte: dass ihr zum zweiten Mal der Himmel auf den Kopf fiel, dass sie zu einer Lähmung eine weitere dazubekam, dass Ungerechtigkeit siegte. Ich wühlte zwischen den Reisigbündeln, kletterte, so schnell ich konnte, über die Enden, die trockenen Blätter raschelten, man musste schon taub sein, um mich nicht zu hören. Mit vorgestrecktem Kopf stürzte ich durch die Tür, ich fühlte mich wie ein Hund, der auf ein Pfeifen zuläuft, weil er so erzogen worden ist, nicht, weil er es will.

»Sei begrüßt«, sagte Neelata leicht spöttisch, als sie mich sah. Sie saß auf dem Boden neben der Lampe, die für meine Mutter brannte. Meine Mutter lag mit hängendem Kopf in ihren Armen. Sobald ich hereinkam, sprang ihr Blick zu mir. Neelata hielt sie nicht richtig fest, sie stützte sie zu tief im Rücken.

»Warum erzählt ihr dieser armen Frau nichts? Warum behandelt ihr sie wie ein Kind?«, fragte sie ruhig.

»Wir erzählen ... wir wissen ... was gibt es zu ...?« Meine Zunge stockte, mein Mund war staubtrocken. Ich wusste, jedes Wort daraus war eine Ohrfeige für meine arme, lahme Mutter. Alles, was ich sagte, zog eine neue Lüge nach sich, und was ich verschwieg desgleichen. Unsere Blicke schossen in schnellem Wechsel aufeinander zu und wandten sich wieder voneinander ab.

Neelata tat so, als würde sie das, was sich zwischen uns abspielte, nicht bemerken.

»Ihr baut ein Boot und diese Frau weiß nichts davon.« Sie warf den Kopf meiner Mutter hoch, um den Druck auf ihren Arm zu verlagern. Mein Magen machte dieselbe Bewegung und in meinen Mund kam ein Geschmack, den ich nicht erkannte. »Du verstehst das nicht«, antwortete ich. »Das ist kein Boot. Wie hätte euch mein Vater einen Rat zu Maßen und Proportionen geben können, wenn er das Schiff nicht maßstabsgerecht entworfen hätte?«

»Was ich gesehen habe, ist kein Modell. Es ist ein trossenverstärktes Boot mit Dach, aus schönen, makellosen Brettern. Genug Holz vielleicht, um das Schiff des Bauherrn fertig zu stellen.«

Meine Augen hatten sich noch nicht genug an die Dunkelheit gewöhnt, um ihre Gesichtszüge richtig zu erkennen. Ich sah vor allem die Federn, die sich um ihren Kopf bewegten.

»Ich habe mit ihr gesprochen«, fuhr sie fort. »Ich habe sie gefragt, woher dein gutes Wasser kommt.«

Meine Mutter bemühte sich nicht mehr mich anzusehen, ihr Auge wirkte wie eine aufgenähte Perle in ihrem Gesicht.

»Hat sie es dir erzählt?«, fragte ich.

»Ich glaube schon«, antwortete Neelata. »Aber ich habe noch Schwierigkeiten sie zu verstehen. Man muss sich erst daran gewöhnen, dass sie nur mit einem Augenlid spricht. Doch ich denke, dass wir ein Abkommen geschlossen haben.« Sie legte meine Mutter behutsam, aber ungeschickt in meine Arme. »Hier, mach du es. Zeig ihr euer Boot und erzähl ihr, was bevorsteht. Du bist ihre Tochter, nicht ich.« Sie ging zur Tür hinaus, die Federn flogen aus ihren Haaren.

Die Arme viel zu tief im Rücken meiner Mutter, blieb ich reglos sitzen. Ihr Kopf hing so weit nach hinten, dass ihre Haarspitzen den Boden berührten. Sie beschleunigte ihren Atem, ihr Adamsapfel bewegte sich auf und ab und in ihrer Aufregung gelang es ihr, ihre Stimmbänder zischen zu lassen. Doch ich starrte zur Türöffnung und dachte: Dann sag es doch. Dann frag doch einfach, was du wissen willst, und spiel dich nicht auf.

Natürlich wurde sie nach einer Weile schwer. Es war keine gute Haltung, weder für mich noch für sie, mein Rücken und meine Schultern schmerzten. Ich hielt sie fest, bis mein Vater mit Säcken voll Maulbeerblättern zurückkam, vor Empörung spuckend »Warum sitzt ihr hier denn so seltsam?«, rief und sie von mir übernahm.

Ich ging zur Werft, um mir die Hochzeit anzuschauen. Ich wollte die ranke Neelata neben dem sanften, empfindsamen, zerrissenen Ham stehen sehen. Ich machte einen Kopfschmuck aus Federn, nicht, weil ich es schön fand, sondern um nicht aus dem Rahmen zu fallen. Ich malte mein Gesicht an, bis ich unkenntlich war. Ich nahm Nüsse mit für die Tafel. Ich war nicht allein, Hunderte von Menschen versammelten sich auf der Werft. Die Reichen hatten Geschenke für den Bauherrn dabei, Beiträge zu einem Unternehmen von einer Größe, die sie zum Träumen brachte. Noch nie habe ich auf einem Fest so viel Essen, Teller und Becher zusammen gesehen. Dinge zerbrachen, doch niemand stieß einen enttäuschten Schrei aus, alles wurde sofort durch etwas Neues ersetzt.

Neelata trug ihr gewohntes Kleid, dasselbe wie damals, als sie unser Versteck betrat. Sie vertraute auf ihre Schönheit und wusste, dass ein Gewand aus teurem Stoff ihr nichts hinzufügen würde. Ham war in einen Mantel gehüllt, der fast so weiß war wie das Fleisch der Nuss mit dem harten Bast. Er hatte mehr Bartwuchs auf seinen Wangen als damals, als ich ihn zum letzten Mal einölte, und sein Adamsapfel zeichnete sich schärfer unter seiner Haut ab. Jemand hatte einen Versuch gemacht, ihn für den Anlass zu waschen, das konnte ich sehen, er hatte Ausschlag an den Stellen, an denen man zu grob gewesen war. Die Krieger mit ihren Dolchen halfen ihm, Steine zu einer Säule zu stapeln. Es war ein großes, beeindruckendes Bauwerk, das in einer Reihe mit den Säulen stand, die Japheth und Sem bei ihrer Hochzeit errichtet hatten. Ich hörte, dass er seinen Zeltteil geräumiger und die Leinen länger gemacht hatte. Er hatte seine größte Stiftshütte aufgestellt um seine Frau zu empfangen. So sah er aus, als ich ihn am Ort der Zeremonie neben seinem Steinapfel stehen sah, hingebungsvoll, aber voller Flecken, die Haare an den Kopf gekämmt und in nagelneuen, eng sitzenden Kleidern, deren Nähte ihm die Haut aufscheuerten. Ich betrachtete ihn aus der Entfernung und konnte nur daran denken, wie er im Dunkel seines Zeltteils den Gürtel ablegte und mir auftrug, mich auf ihn zu setzen.

Neelatas Onkel war auch da, die Handgelenke mit Armbändern behängt. Er beteiligte sich nicht an der Maskerade und trug kein Festkleid, tanzte jedoch. Den Wein, der ausgeschenkt wurde, hatte er mitgebracht. An der Seite standen Dutzende von Fässern, deren Inhalt die Diener schnell und, ohne etwas zu verschütten, in Krüge schöpften.

Ich trank so viel, wie ich erwischen konnte. Ich hatte vor, mich tief in der Nacht in die Frauenzelte zu schleichen, um dort in der Nähe der Festteilnehmer auf den Morgen zu warten, doch bevor ich Gelegenheit dazu bekam, traf ich Bekannte, als Ersten Put. Er war von Neelata herausgeputzt worden und sein Gesicht klebte von Feigen. In den Armen trug er eine Schüssel, die viel zu schwer für ihn war. Ich packte ihn beim Kragen und zog ihn hinter mir her in die Sträucher.

Er begann zu schluchzen, als er mich unter den Federn erkannte. »Es tut mir Leid«, sagte er immer wieder. »Sie ist so lieb. Sie ist so schön. Sie gibt mir Brot mit Honig, das bekomme ich von keinem anderen.«

»Und was hast du sonst noch bekommen? Was hat sie dir versprochen, damit du uns verrätst?«

»Nichts, gar nichts«, fuhr er weinend fort, doch sein Blick sprang hin und her, um meinem auszuweichen. Er holte tief Luft, bevor er sagte: »Der Zwerg ist bei ihr gewesen. Wenn sie diese Ehe nicht mit gutem Wasser besiegelt, wird er sie verdächtigen. Er wird dem Bauherrn erzählen, dass ihr Herz nicht für Ham schlägt, und dann muss sie mit ihrem Onkel wieder nach Hause.« Auf seiner Stirn stand eine Falte, die mir früher nicht aufgefallen war und die mich mild stimmte.

»Aber du hast uns verraten, Put.«

»Ich wollte, dass du Neelata hilfst. Und sie dir, denn du warst unglücklich auf dem Kliff, das konnte ich sehen.«

Wir gingen zum Weg zurück und waren sofort umgeben von Feiernden. Sie kreischten und johlten, manche tanzten, andere rollten über den Boden. Mit all ihrem Lärm verschreckten sie Put noch mehr. Ich stellte mich anders hin, sodass ich zwischen ihm und den Radauschlägern stand, was ihn ein wenig beruhigte. Ich brauchte nicht lange mit ihm zu reden, um zu sehen, wie aufrichtig seine Reue war. Er verstrich den Hirsebrei in seiner Schüssel, ohne davon zu essen. Wenn er hochschaute, ähnelte er Alem mehr denn je, sein Gesicht zeigte dasselbe Unverständnis für die Ereignisse um ihn herum. Ich hätte ihn am liebsten mitgenommen, weit weg von den anderen, die ihn mit ihren Belangen verwirrten. Doch bevor ich etwas sagen konnte, packte mich eine große Hand im Nacken. Ich brauchte nicht viel Licht, um meinen Vater zu erkennen, auch wenn er mit Federn bedeckt war. Er zog mich mit sich mit, was Put Gelegenheit gab, sich raschelnd zu entfernen.

»Ich suche dich schon die halbe Nacht. Ich kann deine Mutter nicht mehr allein lassen, sie schreit wahrhaftig, wenn ich weggehe. Was hat sie so aus der Fassung gebracht?«

In den Sträuchern stand die Trage mit meiner Mutter. Sie lag so verkrampft, dass man fast glauben konnte, ihre Muskelkraft wäre zurückgekehrt.

»Das war nicht ich, sondern Neelata, mit ihren Lügen über ein trossenverstärktes Boot«, antwortete ich. »Ich habe ihr gesagt, dass das Boot auf der Wiese ein Modell ist, doch sie nimmt es mir nicht ab!«

Mein Vater seufzte. Er schaute über die Schulter zu den Feiernden hinüber, die Augen halb geschlossen, als würde ihn das, was er sah, blenden. Danach ließ er wieder mit einer Reihe langer, verzweifelter Seufzer die Luft aus seinen Lungen entweichen. Er begriff natürlich, was geschehen war: Neelata hatte das mit Trossen verstärkte Boot, unser Geheimnis, an meine Mutter verraten. Jetzt konnte das Reden beginnen, das Bohren und Beruhigen. Schließlich sagte er: »Fass die Trage mit an und komm nach Hause. Du gehörst nicht hierher. Du wolltest von diesen Leuten weg, dann trink jetzt auch nicht von ihrem Wein.«

Ich ging mit ihm mit, aus Angst vor seiner Stimme, dem Lärm, den er machte, und der Gefahr, dass ihn jemand mit der Trage zu seinen Füßen erkannte. Der Aufstieg zur Klippe gab ihm Gelegenheit, meiner Mutter den Rücken zuzukehren und darüber nachzudenken, was er ihr erzählen sollte, gleich, in der Stille des Hauses oben am Hang.

Auf der Flucht vor dem Festtrubel wurden wir Zeuge eines Vorgangs, der nicht für unsere Augen bestimmt war. Aus einer der Scheunen trugen Diener Bambushalter und Schalen heraus. Sie brachten sie zu den offenen Flächen hinter den Hügeln, wo schon Dutzende weitere standen und darauf warteten, aufgestellt zu werden, genauso wie hundert andere am Wegrand. Diener liefen mit Fackeln hin und her, sie verrichteten ihre Arbeit schnell und geräuschlos. Wir dachten an ein Opfer, sahen dann jedoch, dass die Schalen, abgesehen von etwas Staub und Schmutz, leer waren. »Wofür ist das?«, fragten wir die Diener, die mit ihren flatternden Kleidern wie Fledermäuse aussahen.

»Ein Auftrag des Zwergs. Jetzt, wo Ham eine Frau hat, wird der Regen kommen«, antworteten sie. »Der erste wird zum Trinken sein, der Rest, um darin zu ertrinken.«

Bei dieser spöttischen Antwort riss meine Mutter ihr Auge weit auf. Ihr Augapfel begann zu glühen und das nicht nur, weil sich das Licht der Fackeln darin spiegelte.

Mein Vater riss unsanft an der Trage. Ohne dass er ein Wort zu sagen brauchte, begriff ich, wie schnell wir von hier wegmussten.

Die Preisgabe der Quelle

Wir erzählten meiner Mutter, dass der Regen, auf den der Bauherr wartete, kein gewöhnlicher sei, sondern einer, der von viel weiter weg kam und nicht von den Göttern geschickt wurde, mit denen wir vertraut waren. Während der gewöhnliche Regen dazu diente, das Land fruchtbar zu machen, die Kähne treiben und die Fische laichen zu lassen, sollte dieser reinigen. Er würde den Staub von unseren Körpern spülen, die Gräser besprenkeln und den Dingen ihre ursprüngliche Farbe zurückgeben. Man habe uns, so sagten wir, von grünen Feldern und sogar Wäldern erzählt. Es würde eine neue Welt entstehen, in der es nur noch rechtschaffene Menschen gab.

Nach unserer Erklärung kniff sie ihr Auge halb zu, doch einschlafen tat sie nicht. Mich ließ der Wein, den ich getrunken hatte, einschummern. Mein Vater schlief vor Erschöpfung, das stundenlange Eingehen auf meine aufgeregte Mutter hatte ihn ermüdet. So merkten wir nicht, dass sie in jener Nacht von ihrer Trage gehoben und heimlich nach draußen gebracht wurde. Ich nahm nur vage Hufgetrappel wahr. Das Gefühl, dass jemand rauschend hereinkam und meine Mutter mitnahm, vermischte sich mühelos mit einem Traum. Ich musste meine Hand nach ihrem Schlafplatz ausstrecken, um zu glauben, dass sie weg war.

Instinktiv lief ich zu der Wiese, auf der das Boot stand. Dort fand ich sie. Sie lag auf dem Boden, Neelata, die Frischvermählte, über sie gebeugt. Neelata trug noch die Perlen von ihrem Fest und war direkt barfuß aus dem Zelt ihres Mannes weggelaufen. Nicht weit von ihr entfernt sah ich ihr schwarzes Pferd, an jeder Flanke einen Krug, mit glänzenden Augen, aufgerichtetem Schweif und wehender Mähne. In der windigen Landschaft waren sie und ihr Reittier so beweglich, dass man meinen konnte, sie wären nur gekommen, um sich von uns zu unterscheiden, vor allem von meiner Mutter, von dem schlaffen Körper mit dem nutzlosen Zwinkern eines einzigen Augenlids. Ich hörte sie zu meiner Mutter sprechen und leise Fragen stellen. In dem Morgenlicht konnte ich sehen, dass der Gegenstand in ihrer Hand eine Wünschelrute war.

»Ihre Sprache ist einfach«, sagte Neelata, als ich näher kam. »Wir verstehen uns wie Mutter und Tochter. Setz dich doch.«

Ich starrte sie wortlos an, ohne ihrer Aufforderung nachzukommen.

Neelata hielt die Wünschelrute hoch und streckte sie dann nach vorn. Verduzt stellte ich fest, dass sie meiner Mutter gehörte.

»Was machst du da?«, fragte ich.

Sie ließ die Arme sinken. »Das Ding bewegt sich nicht«, sagte sie. »Ich wünschte, ich wüsste, wie man damit umgeht. Du weißt, wie man das Wasser findet, aber was hast du davon, einen Platz auf der Arche konntest du dir nicht damit verdienen. Das ist schade, denn du liebst Ham wirklich.«

»Die Wünschelrute gehört meiner Mutter. Bind sie wieder an ihrem Gürtel fest. Missbrauche ihre Wehrlosigkeit nicht.«

Als hätte sie mich nicht gehört, sagte sie: »Ham weiß nicht, dass du noch auf der Werft bist. Ich werde es ihm erzählen. Ich will, dass du ihn jeden Abend empfängst. Setz dich auf ihn, wie er es gern mag. Bring seine Haare wieder zum Glänzen. Sorg dafür, dass sich sein Blick klärt und versteck dich nicht vor ihm.«

»Was führst du im Schilde, Neelata? Du hättest die Wünschelrute meiner Mutter auch im Haus von ihrem Gürtel lösen können. Warum hast du sie hier an diesen Ort gebracht, und so heimlich?«

Es wird meine Mutter nicht viel Mühe gekostet haben zu sehen, dass das, was wir bauten, viel mehr war als ein Modell. Die Seiten waren mit Latten an die Steven genagelt und schon in der richtigen Breite abgesägt.

Neelata schaute auf die Rute in ihrer Hand, nicht einen Augenblick in mein Gesicht, als sie antwortete: »Ich habe dir doch gesagt, dass wir eine Absprache getroffen haben. Ich habe ihr erzählt, dass die Erde überflutet wird. Aus Dankbarkeit für meine Ehrlichkeit will sie mir verraten, wo die Quelle ist.«

Ich war nicht fähig, etwas zu entgegnen.

Sie lächelte freundlich vor sich hin und hörte sich an wie eine Freundin, als sie unbeirrt fortfuhr: »Wie soll ich dieses Boot für ein paar Personen sonst geheim halten? Woher soll ich die Kraft nehmen? Und wenn es nicht geheim bleibt, ertrinkt ihr mit dem Rest.«

Ich wusste, dass sie Recht hatte. In banger Nächten stellte ich mir vor, dass starke Männer in der Stunde der Wahrheit unser Boot einforderten. Was sollten wir gegen Menschen in Todesangst, die nichts zu verlieren hatten, ausrichten?

Ich wollte schlafen. Ich wollte zu unserem Häuschen zurückkehren, die Augen schließen und vergessen, was meine Mutter erfahren hatte. Am Rande der Sümpfe hatten wir ihre Angst kennen gelernt, die Alpträume, aus denen sie hochgeschreckt war, und ihr anhaltendes Keuchen. Jetzt wusste sie, dass wir ihr die Wahrheit vorenthalten hatten. Von heute Nacht an würde sich das Auge wieder vor Erschöpfung und nicht mehr vor Trägheit schließen. Und wir würden uns mit ihrer Wut auseinandersetzen müssen. Nicht, dass man sie richtig sehen konnte, sie steckte an einem abgelegenen Ort, tief in ihrem Auge, an der Stelle, an der sich ihre Pupille weitete und verengte. Doch ich spürte sie schon daran, wie meine Mutter das weitere Geschehen an diesem frühen Morgen beherrschte. Das Gespräch, das wir auf der Wiese führten, wurde von ihr geleitet. In gewissem Sinn war das eine Beruhigung. Es bewies, dass die Enten nicht ihren ganzen Willen mitgenommen hatten, sie hatte noch genug, um mich für sie sprechen zu lassen. Sie schaute mich an, und als sie ihr Auge schloss, sah es so aus, als würde sie es vor mir verriegeln. Ihr Augapfel zitterte keinen Moment, sie zwang ihren Willen zum Äußersten, um mich sagen zu lassen: »Ich zeige dir, wo das Wasser ist.«

Neelata lächelte mich mütterlich an und sagte: »Schön!« Sie stand auf und führte das Pferd näher zu uns heran. Sie wollte meine Mutter wieder hochheben, um sie zu ihrer Trage im Haus zurückzubringen, doch ich sagte: »Lass sie liegen. Mein Vater wird sie finden, wenn er nachher aufwacht. Er soll nicht denken, dass ich dich aus freiem Willen zur Quelle geführt habe.«

Kleine, schattenhafte Nachttiere liefen vorbei, sie hatten spitze Schnauzen und kurze Pfoten. Wenn überhaupt schon Augen in der Dämmerung aufleuchteten, dann war es dicht am Boden, von Wesen, die nichts Böses im Sinn hatten. Wir deckten ihren Körper mit Blättern zu.

Ich seufzte, als ich das Pferd bestieg. Meine Empörung wurde noch größer, als sich Neelata hinter mich setzte, ihre Arme um meine Taille schlang und sagte: »Es fiel dir schwer, die Herkunft deines guten Wassers geheim zu halten, ich sah es, es quälte dich jeden Tag. Der Gedanke, dass du etwas für dich behielst, das uns allen

zustand, peinigste dich, er ließ dich Wasser verschütten und stolpern – es trieb mir Tränen in die Augen.«

In der Grotte hatten sich Fledermäuse eingenistet, verschiedenste Arten aus der ganzen Welt. Bei manchen hatten die Flügel eine Spannweite von vielen Ellen, sie waren breiter als die von Geiern. Aufgeschreckt durch unser Erscheinen, verließen sie kreischend ihr Versteck. Neelata hielt sich an meinem Gürtel fest, als sie hinter mir den feuchtkalten Raum mit den hohen Wänden betrat. Ich weiß nicht, ob sie ahnte, dass die hohlen, kantigen Gegenstände, über die sie stolperte, Skelette waren. Wir passierten den Durchgang, der trichterförmig zur nächsten Höhle führte.

Neelata trat mir ständig in die Hacken. Sie hatte zu viel Angst, um meinen Gürtel loszulassen, und ich tat nichts, um sie zu beruhigen. Kurz bevor wir die letzte Höhle erreichten, hörten wir das Tropfen von Wasser.

Die Kühle dessen, was uns erwartete, strömte uns entgegen. Dadurch, dass ich in den letzten Wochen nur selten Wasser geschöpft hatte, war das Becken inzwischen übergelaufen. Die ganze Höhle war nass und überall bahnten sich kleine Bäche ihren Weg.

»Hier ist, was du suchst«, sagte ich zu Neelata, die mich noch immer am Gürtel festhielt. Ich drehte mich um, um ihr den Krug zu überreichen.

Trat sie zur Seite, um mir Platz zu machen? Verlor sie das Gleichgewicht, als sie den Krug von mir entgegennahm? Oder hatte sie einfach nur Eile – sie sah das Wasser glitzern und wollte zu ihm hin? Zuerst spürte ich einen Ruck an meinem Gürtel, dann ihre krallenden Finger. Danach erklang ein Schrei und ein dumpfer Schlag. Das Geräusch kam aus der Tiefe, aus der Grube neben dem Knochenturm, vor der ich Put immer gewarnt hatte.

Siehst du, dachte ich, siehst du jetzt, was passiert, wenn du mich zwingst? Ich war noch nie so früh am Morgen in der Höhle gewesen und hatte sie noch nie so kalt erlebt. Ich hätte sie warnen müssen. Wenn ich ihr wirklich hätte helfen wollen, hätte ich sie gebeten, eine Fackel mitzunehmen. Jetzt war sie gefallen, in ein Loch, dessen Tiefe ich nicht kannte. Zum ersten Mal, seitdem ich mein Bett

verlassen hatte, wurde ich ruhig. Ich rief ihren Namen. »Neelata?« Und noch einmal: »Neelata!«

Es blieb still in der Höhle, so still, dass die Fledermäuse nacheinander zu ihren Schlafplätzen zurückkehrten. Ich versuchte, doch etwas zu hören, ein Stöhnen oder Atmen, aber da war nichts. Damals bei Gentan und seinen Kumpanen hatte ich gesehen, was ein böser Sturz bewirken kann. Trotzdem rief ich weiter ihren Namen. Ich konnte nicht glauben, dass sie nicht mehr da war, dass ihre Schönheit nutzlos geworden war wie das dicke Fell eines ertrunkenen Hundes.

Es dauerte eine Weile, bis ich die Möglichkeiten sah, die mir ihr Tod eröffnete. Ich konnte Hams Frau werden, völlig unvermutet und ohne den Zorn von Neelatas Onkel zu erwecken.

Ich setzte mich. Die Schädel stützten meinen Rücken und meine Schultern, es fühlte sich an, als säße ich auf einem Thron. Während mir langsam kalt wurde und ich Hunger bekam, fragte ich mich, was ich tun musste. Mein Kopf war voller Pläne, aber auch voller Schuldgefühle und Angst vor mir selbst. Habe ich es getan oder ist es geschehen, ich wusste nicht, welche Antwort ich mir geben musste.

»Ich bin gefallen«, erklingt es plötzlich aus der Tiefe. Die Stimme kommt von weit her, es ist, als töne sie aus dem Schattenreich herauf. Sie klingt wie ein Echo von Worten, die früher ausgesprochen wurden, oder von einer Stimme, die aus mir kommt statt aus ihr. Es ist nicht schwer, sie zu überhören, sie kann Einbildung sein, die Sinnestäuschung von jemandem, der müde und enttäuscht ist. Ich höre, wie sie sich abmüht. Ihr Kleid ist ihr im Weg. Sie versucht aufzustehen, sie ist von Wasser umgeben oder von Schlamm und vielleicht kommt es durch ihre eigenen Bewegungen, dass weiter Steine rollen. Ich höre, wie sie immer wieder fällt.

Ich weiß, dass das Wasser, in dem sie steht, kalt ist, kälter als jeder Sumpf, den ich je befahren habe. Mir klappern langsam selbst die Zähne. Es war Nacht, als mich ihr Besuch überraschte, ich trage nicht mehr als einen Lendenschurz. Es wäre besser umgekehrt gewesen. Ich hätte besser Neelatas Kleid am Leib gehabt, dann wäre mir warm geblieben. Und sie hätte besser nicht so viel getragen, dann wäre es für sie jetzt einfacher gewesen, sich aus dem Schlamm zu erheben. Doch ich unternehme nichts um ihr zu helfen. Ich greife nach einem Gegenstand, der in der

Nähe meiner Hand liegt, einem Stück Fels, einem Stein oder Knochen, ich weiß es nicht, ich lasse ihn in das Loch fallen und lausche auf das Geräusch.

»Du tust mir weh!«, ruft sie.

»Deswegen mache ich es nicht«, schreie ich zurück. »Ich kann nichts für dich tun. Ich sitze auf einem Berg Knochen. Wenn ich mich bewege, wirst du darunter begraben.« Meine Stimme ist so viel heller als ihre. Die Luft ist so feucht, dass mein Durst vergangen ist, ohne dass ich einen Schluck getrunken habe.

»Ich kann nicht aufstehen«, sagt sie. »Ich habe schreckliche Schmerzen. Hör auf zu werfen, bitte, hör auf.« Sie wartet auf meinen Vorschlag wie auf ein Echo, das nicht kommt. Steine oder Schädel werfe ich nicht mehr, doch helfen tue ich ihr genauso wenig, dazu bin ich zu meinem eigenen Entsetzen nicht bereit.

»Gut«, sagt sie nach einer Weile. Es ist ein kaltes, zähneklapperndes Sprechen.

»Lass mich hier liegen. Nimm meinen Platz ein. Ham liebt dich und du ihn, ihr verdient einander.« Ihre Stimme zittert vor Wut, Schmerzen oder Kälte. Ich höre sie nicht länger herumwühlen. Vielleicht hat sie einen Weg gefunden, das Gleichgewicht zu halten. Und sie keucht nicht mehr. Stattdessen redet sie schnell und unaufhörlich; es scheint ihre Art zu sein, den Mut nicht zu verlieren.

Es sei das zweite Mal, sagt sie, dass sie an bevorzugter Stelle stehe, ohne erwählt zu werden. Ihre Mutter habe ihr nicht lange zuvor dasselbe angetan.

Ihre Geschichte begann unzusammenhängend, ich dachte, ein Schlag auf den Kopf hätte ihre Sinne verwirrt, doch nach einer Weile begriff ich, was sie tat: Sie hielt ein Plädoyer für sich, sie erklärte, warum sie auf die Arche durfte, warum sie Hams Frau werden musste, auch wenn ihr Herz nicht für ihn schlug. Neelatas Geschichte

In der Stadt, in der sie wohnte, hatte ihre Familie die Bevölkerung gegen den Herrscher aufgehetzt. Der Herrscher war wutentbrannt und hatte sie, ihren Vater, ihre Brüder, ihren Onkel und ihre Vettern, ihre ganze rebellische Familie eingesperrt, um sie zu töten, mit Ausnahme von Neelatas Mutter, die ihre Freiheit behalten durfte, damit sie die Verurteilten mit Essen versorgen konnte. Jeden Abend, wenn sie die Hirsetöpfe abgab, hatte sie sich vor die Haustür des Herrschers gestellt um ihn anzuflehen. Sie schlug ihren Kopf gegen das Holz, riss sich die Haare aus, zerfetzte ihre Kleider, flehte mit lauter Stimme um ihren Mann, ihre Kinder, ihren Bruder, die Kinder ihres Bruders.

Eines Tages bekam der Herrscher Mitleid. Er hatte Bewunderung für die Ausdauer der Frau und für ihre Liebe. Deshalb erhob er sich und trat ihr entgegen. Er sagte: »Einen geliebten Menschen dürft ihr wählen, einen Gefangenen lasse ich frei, die anderen werden sterben.«

Nachdem sie kurz nachgedacht hatte, antwortete Neelatas Mutter: »Lasst meinen Bruder frei.«

Der Herrscher war überrascht und sagte: »Aber ich habe auch Eure Söhne und Eure Tochter. Ich habe Euren Mann. Warum wählt Ihr Euren Bruder?«

»Ich bin noch jung, einen neuen Mann kann ich noch finden. Mit ihm kann ich neue Söhne und eine neue Tochter bekommen; einen neuen Bruder nicht, denn meine Eltern sind beide tot.« So wurde Neelatas Onkel freigelassen, ein steinreicher Mann mit schneeweißen Haaren und Kisten voller Gold. Und da die Frau den Herrscher amüsierte, ließ er auch ihre Tochter frei.

Neelatas Mutter war gar nicht glücklich darüber, denn sie fürchtete die Rache ihrer Tochter. Sie bat ihren reichen Bruder, sie an einen Mann zu verheiraten, der sie auf eine weite Reise mitnehmen würde. Deshalb war Neelata von ihrem Onkel

zum Bauherrn gebracht worden, dem Mann, der die weiteste Reise antreten würde, die je unternommen worden war. Deshalb hatte er Geschenke mitgebracht, die schönsten und größten, denn Neelatas Mutter und Onkel stammten von einem mächtigen Geschlecht ab.

Ihre Geschichte erschütterte mich nicht, ich war nicht sprachlos. Hier wurde von den Schlechtgearteten erzählt, von denen, die der Unnennbare mit seinem Wasser vernichten wollte. Dennoch schwieg ich. Sie sagte: »Ich weiß, dass du da bist. Du wartest, bis ich nach oben komme. Dann bewirfst du mich mit diesen schrecklichen Gebeinstücken und ich liege hier endgültig begraben.« Noch immer entgegnete ich nichts. Die kalte Luft war mir auf die Stimmbänder geschlagen.

Ihre Kraft hielt eine ganze Weile, gut genährt waren wir alle durch den Wohlstand, der trotz allem herrschte. Sie sagte: »Hiermit wirst du Ham erneut den Beweis deiner Liebe liefern. Er wird dich noch mehr auf Händen tragen. Weißt du, was er am meisten an euch bewundert? Dass ihr in der Lage seid zu töten. Dein Vater hat es bei Gentan gezeigt. Das kann Ham nicht, das kann kein einziger Rrattika. Nicht, weil sie feige, sondern weil sie gehorsam sind. Ihr Gehorsam ist geradlinig, für sie gibt es keine Ausnahmen.« Sie schwieg wieder lange Zeit. Ihr Schweigen klang infernalisch und wurde tief in mir von der Frage durchschrien, ob ich denn kein Herz hätte, ob ich kein Mitleid kannte. Nach einer Weile sagte sie: »Vielleicht ist es ja das, was den Unnennbaren so enttäuscht. Nicht die Schlechtigkeit der Menschen, sondern ihr Mangel an Einsicht darin, was gut und schlecht ist. Es bedarf Leuten wie euch, um den Knoten durchzuhauen.«

Noch immer half ich ihr nicht. Sie wiederholte, dass sie Schmerzen hätte, doch ich versperrte die Ohren. Kälter als die Nässe um mich herum fühlte ich mich, aber auch stark und entschlossen.

Ihre Stimme schien sich zu verändern. Sie verlor ihr Echo, sie klang so gedämpft, dass die Felsen sie nicht länger zurückwarfen. Sie war heiser, als sie sagte: »Sorge dafür, dass Put einen Platz auf der Arche bekommt, tu es für mich. Ich habe einen Sack aus Kamelhaar genäht, in den er genau hineinpasst. Die Tasche liegt unten in einer meiner Kisten, der großen mit dem Olivenmotiv. Das Kind wird Hilfe beim Festbinden benötigen. Das Dromedar muss gezähmt werden, das Tier muss sich

an das Gewicht und die Form seines Ballasts gewöhnen. Du wirst Geduld brauchen.« Ihre Worte ließen mich mit einem Ruck von meinem Thron aufstehen. Ich rappelte mich hoch und stellte mich an den Rand der Grube.

»Warum rettetest du Put?«, fragte ich, doch die einzige Antwort, die ich erhielt, war ein schwaches »Was«, das weit entfernt klang. Ich wiederholte meine Frage, doch sie antwortete nicht. Ich kniete mich auf den Rand. Ich legte mich hin, meinen Körper auf den kalten, nassen Untergrund gepresst. Ein paar Knochen begannen zu rollen, manche müssen sie sogar getroffen haben, doch sie schrie nicht mehr. Ich hatte ihr so lange nicht geholfen, dass ihr Körper selbst für Erlösung gesorgt hatte.

Das Loch war tief. Ich nahm die Schädel, die ich fand, und ließ sie an der Wand entlang nach unten fallen. Alle menschlichen Überreste in meiner Reichweite warf ich vorsichtig hinab. Sie machten klatschende Geräusche. Steine ließ ich liegen, weil sie zu spitz und schwer waren. Als ich in der Umgebung des Lochs nichts mehr fand, suchte ich ein Stück weiter nach noch mehr Knochen. So lief ich lange Zeit hin und her. Ich holte immer mehr, bis der Boden des Lochs so weit erhöht war, dass ich mich darauf stellen konnte. Ein paar Schädel zerbrachen unter meinem Gewicht. Ich kniete mich hin und tastete zwischen den Gebeinen herum, bis ich ihre Wärme spürte. Zuerst fand ich ihre Haare, dann ihre Hand. Ich befreite sie aus den Knochen, unter denen ich sie eigenhändig begraben hatte. Es kostete mich meine ganze Kraft, ihren Oberkörper anzuheben, sie hing schlaff in meinen Armen und reagierte nicht. Außerdem war sie nass und glitschig. Ich lädierte diesen schönen lang gestreckten Körper, doch es ging nicht anders. Ich konnte sie unmöglich hochheben, also musste ich sie schleifen. Ich stieß sie auf meiner Schulter an der Wand entlang nach oben. Ihr Kopf kippte ein paar Mal zurück, doch schließlich gelang es mir, sie über den Rand zu schieben. Ich fasste sie unter den Armen und zog sie über den holprigen Boden durch die Dunkelheit, wobei ich vor Anstrengung schrie.

Das Tageslicht war gnadenlos, es zeigte blaue Flecken und Schürfwunden, als wären es Verzierung. Ihr Brustkorb war überall gequetscht. Ich hatte nur Sand und Staub, um sie trocken zu reiben. Doch mein Entzücken, als sie ihre Augen

öffnete, ihr Erstaunen über das helle Licht und die trockene Luft ließen alles Ungemach vergessen.

Sie sagte: »Es war eine Begräbnisstätte und Begräbnisstätten betritt man nicht.« Sie wollte von der Felsöffnung weg, noch weiter, als wir schon waren, noch hinter die Stelle, an der das Pferd stand.

»Ich kann nicht mehr gehen«, sagte sie.

»Ich auch nicht«, antwortete ich. Wir blieben steif vor Kälte liegen, Rücken an Rücken, ohne uns zu bewegen, denn jede Bewegung tat weh.

Als ich mich etwas besser fühlte, holte ich Wasser. Die Schädel, die ich erreichte, stapelte ich wieder aufeinander, den sorgsamsten Umgang mit Toten hatte man mir schon als Kind beigebracht.

Ich gab ihr Wasser und wir tranken. Ich führte ihr Pferd zu einem schrägen Stein, von dem aus es sich am bequemsten besteigen ließ. Anschließend ließen wir uns von dem Tier im Schritt zu meiner Mutter bringen. Sie war nicht mehr allein. Neben ihr saß Put, der sie, noch bevor mein Vater aufgewacht war, gefunden, gefüttert und anders hingelegt hatte.

Nachdem Neelata neben meiner Mutter eingeschlafen war – das Erz von ihren Wimpern auf den Wangen verschmiert – und wir sie zu dritt betrachteten, sagte ich: »Ihre Gebeine wären zwischen all den anderen nicht aufgefallen. Habe ich falsch gehandelt, als ich sie nicht zurückließ?« Meine Mutter sah mich ruhig an. Und Put, der kleine Schatz, umschlang meine Knie und küsste meine Schienbeine, bis ich ihn von mir wegstieß.

Ham hinterließ kaum Spuren im Staub, als er meinen Vater holte. Wir sahen ihn den steilen Weg zu unserer Wiese hinaufkommen. Er hatte Milchkekse dabei, mit schwarz gebackenen Rändern, wie wir es gern mochten. Er gab sie mir, ohne mir in die Augen zu sehen. »Du hast meine Frau gerettet«, sagte er. »Ich danke dir«, und er drückte meine Hand. Die Berührung brannte wie eine Nessel. Er hatte sich verändert. Seine Stimme war tiefer geworden und seine Bewegungen entschlossener. Er wandte sich an meinen Vater, der vor Scham über das, was er sich angetan hatte, fast verging. Er war in ein baufälliges Haus gezogen, eines Zimmermanns unwürdig, und in den Kleidern der Rattika fühlte er sich noch

immer wie eine Vogelscheuche. »Ich habe einen Auftrag für dich«, sagte Ham, »eine Beschäftigung, die dir das Leben retten kann.«

Ich wusste, wie sich mein Vater nach richtiger Arbeit sehnte, nach dem großen Schiff. So leistete er auch keinen Widerstand. Er warf den gestohlenen Mantel ab, legte seinen Gürtel mit dem Lendenschurz wieder an und begab sich zur Werft. Er verabschiedete sich weder von mir noch von meiner Mutter, noch immer fassungslos darüber, dass wir unsere Quelle, ohne ihn zu fragen, preisgegeben hatten. Er arbeitete hart an jenem Tag und hörte gar nicht mehr auf.

Ich ging zum Schiff um nachzusehen, wo er blieb. Alle Arbeiter saßen schon vor ihren Zelten und aßen zu Abend, beim Eingang rührte sich nichts mehr, der Windhund wälzte sich im Staub, um den Juckreiz in seinem After loszuwerden, und die Matte vor der Landungsbrücke war zugebunden. Dennoch erklang im Inneren der Arche das einsame Klopfen eines Hammers.

Die Nische

Nachts ging ich zur Zuchthütte der Raupen, in die sich nur selten ein Windhauch verirrte. Der Käfig stand auf hohen Stelzen und war von einem Zaun umgeben. Wenn man saß, konnte einen niemand sehen, abgesehen von den Raupen, doch die waren tief in sich gekehrt. Ham wartete schon auf mich. Ich begann damit, ihn zu waschen und einzuölen. In der Mulde zwischen dem Bambus, mit den gemächlich Maulbeerblätter kauenden Raupen über uns, bat er mich, dass ich mich auf ihn setze. Seine Muskeln hatten sich verändert und seine Brust war mit Haaren bedeckt. Wir küssten uns, jeder auf seine Art: ich mit wenig Hoffnung, wohl wissend, dass der Bauherr seine Fahrgäste sorgfältig gezählt hatte und dass ich durch meine Anstrengung, eine Frau, die doppelt so viel wog wie ich, aus einer Grube zu retten, meine Chance auf einen Platz demjenigen zurückgegeben hatte, dem er zustand; er wie jemand, der vorhatte, morgen wieder zu küssen und übermorgen auch. Wir schauten hoch und gaben den Raupen über uns Namen. Manche spannen einen Kokon und wir ermutigten sie in ihrer unablässigen Arbeit. Es kam so weit, dass wir uns ihr Schicksal zu Herzen nahmen. Wir wussten, dass mein Vater vorhatte, die Kokons zu kochen, bevor sie Zeit hatten, sie zu verlassen. Auf keinen Fall durften sie den Faden, in den sie sich gewickelt hatten, durchbeißen. Nur ein paar würden dazu auserkoren sein, am Leben zu bleiben, einzig und allein, um Eier zu legen und anschließend zu sterben. Wir erwogen Fluchtmöglichkeiten für die Schmetterlinge. Wir dachten daran, die Gaze zu entfernen und sie in den Wind zu stellen, um das Trocknen ihrer Flügel zu beschleunigen. Auch wenn wir natürlich ahnten, dass unser Eingreifen sie genauso töten würde. Sie waren verletzlich. Mein Vater berührte die Kokons mit einem Pinsel aus weichen Haaren. Nicht mehr lange und er würde das Wasser erhitzen. So war es auch mit den meisten von uns, wir würden vernichtet werden, um zu verhindern, dass wir uns selbst zerstörten. Unser Schicksal schien mit dem ihren verbunden und deshalb lebten wir in der Angst, dass ihnen etwas zustoßen könnte, dass sie eines Tages alle vertrocknet auf dem Boden liegen würden, denn das könnte nichts anderes sein als ein Vorzeichen.

Einmal würden Ham und ich auseinander gehen müssen, daran erinnerte ich ihn immer wieder. Er suche nach einer Lösung, behauptete er, doch ich sah, dass er von anderen Gedanken erfüllt war. Ich wusste von seiner großen Sehnsucht nach diesem neuen Land, in dem das Grün so schnell wachsen sollte, dass man bestraft würde, wenn man seinen Grund nicht rechtzeitig jätete. Und er war besorgt; besorgt, dass Wissen verloren ging. Er wollte in kurzer Zeit alle Lieder, die er als Kind gelernt hatte, auffrischen. Er schaute zu, wie andere Kleider anfertigten, wie sie Instrumente bauten, wenn möglich, nahm er Beispiele mit in sein Zelt, um sie im Schein der Öllampe zu untersuchen und zu prüfen, ob er alles so verstand, dass er sich in der neuen Welt noch daran erinnern würde. Er wollte lernen, welche Kräuter Heilkraft besaßen und welche nicht, er wusste von trockenen Blättern, die man rauchen konnte, doch war er in der Lage, die richtigen von den stinkenden zu unterscheiden? Es gab Leute, die farbige Keramik brannten, sie stellten Gegenstände aus Kupfer, Silber und Gold her, wo konnte er diese Metalle finden und welche Gemische waren die griffigsten? Und der Stand der Sterne, das Ablesen der Zeit, das Verstehen der Vorzeichen, das Erstellen von Wettervorhersagen, das Zählen der Tage und Jahre, er musste noch so viel lernen, bevor er abreisen konnte. Obwohl sein Gott keine Insekten erwähnt hatte, wollte er von meinem Vater sieben Seidenraupen und das Wissen, wie man sie am Leben hielt.

Als wir eines Morgens aufstanden, glänzten die Zelte. Alles schien eine andere Farbe zu haben. Der Sand war dunkler als sonst und der Staub blieb liegen. Niemand hatte es regnen sehen und doch war allen klar, dass sich in der Nacht zuvor ein Nebelschleier über die Werft gelegt hatte. Put lief auf den Hof und untersuchte alle Töpfe und Krüge, die er finden konnte. Keiner von ihnen enthielt Wasser, doch alles fühlte sich feucht an.

Neelata verließ voller Stolz ihr Zelt. Sie war noch mit blauen Flecken übersät und bewegte sich steif, da ein Bein unter den Kleidern geschient war, doch sie versteckte sich nicht länger hinter den bestickten Zeltplanen. Sie strich mit ihrer Hand darüber und lotete die Tiefe des Tümpels aus. Seit ihrem Sturz in der Höhle hatte sie mich jeden Tag einen Korb voll Eier bringen lassen. Sobald die Luft feucht wurde, kam sie selbst. Sie sagte: »Ich habe das Wasser zu weit weg

gesucht. Es ist ganz nah.« Sie küsste mich und gab mir Brot. »Wir arbeiten an einer Lösung. Du hast mein Leben gerettet. Ich werde deines schützen.« Gestützt von ihren Zofen, kehrte sie zur Werft zurück.

Mein Vater arbeitete nicht mehr an dem trossenverstärkten Boot. Er strahlte eine Ruhe aus, die mich verwirrte. Er erzählte meiner Mutter ausführlich von seinem kleinen Boot, er sagte, dass er die Arbeiten daran einstellen würde, wenn sie es wünsche, doch sie war kaum an seinem Kahn interessiert. Sie wollte wissen, warum er noch in der Arche beschäftigt war, wenn die Nacht anbrach und alle Arbeiter nach Hause gingen. Er sagte: »Solange wir zusammen sind, habe ich Dinge vor dir verschwiegen. Doch es geschah nie aus Bosheit. Darum erniedrige dich nun nicht selbst zu einem solchen Verhalten und stell mir keine Fragen.« Sie blinzelte weiter und er kehrte ihr den Rücken zu, bis sie damit aufhörte. Noch immer jätete er sein Feld. Er goss die Saat mit Tümpelwasser, als wisse er nicht, was bevorstehe. Und noch immer grub er Steine aus der Erde.

Die Ruhe meines Vaters hatte auf Put eine unerwartete Wirkung. Er flehte ihn an, das Boot auf der Wiese fertig zu bauen, doch er bekam keine Bewegung in den Mann, der nachts wegblieb und tagsüber todmüde in seiner Hängematte lag. Put versuchte es allein, er schlug Nägel an Stellen, wo sie nicht hingehörten, und verletzte sich. Er schleuderte Steine durch die Luft und entfernte nahezu jedes Blatt von dem Baum, der uns Schatten spenden sollte. Er benahm sich wie ein in die Enge getriebenes Tier, er schlief kaum noch und streunte um uns herum, als könne er die Katastrophe abwenden, indem er bei uns blieb. Unsere Körper würden die rollenden Steine, die ihn unter sich zu begraben drohten, abfangen, wir würden ihn am Boden halten, wenn der Wirbelsturm kam. Gegen Mittag erbrach er sein Essen, kleine, sorgfältig zerkaute Obststückchen, die er morgens sparsam verzehrt hatte, weil es die ersten in der Jahreszeit von einem weit entfernten Strauch waren. Er riss sich Haare vom Kopf, mit denen er wie ein Vogel kleine Nester baute. Ich jagte ihm einen Schreck ein, als ich ihn ins Gebüsch zog und sagte: »Soll ich meinem Vater erzählen, wie du unser Geheimnis verraten hast?« Er schlief unter unseren Hängematten, an der Stelle, wo zu Hause an den Sümpfen die Hunde lagen. Nachts kratzte er im Schlaf Fasern aus den Planken.

Da er ein Kind war, war seine Verzweiflung unerträglich. Sein Talent, ohne Worte zu fragen, seine Gabe, einen unverdienten Kummer auf seinem Gesicht erkennbar zu machen, trieben meinen Vater so weit, dass er sagte: »Kind, schrei nicht so. Mach es mir nicht so schwer. Zwing mich nicht zu erzählen, was ich geheim halten muss.«

Put setzte sich auf seiner Matte auf, ich rückte näher an ihn heran. »Was ist es?«, fragten wir, »das du uns nicht erzählen kannst?« Meine Mutter befand sich in einer Zimmerecke, sie konnte jedes Wort, das er sagte, verstehen.

»Ham hat mich eine Arbeit auf dem Schiff ausführen lassen. Ich habe etwas gemacht, was ich noch nie zuvor getan habe. Etwas, worüber ich noch nie nachgedacht habe. Er ließ mich eine Nische in die Schiffswand bauen, einen Abstellraum mit einem unsichtbaren Eingang, ein Versteck. Es ist ein großes Geheimnis, seine Brüder wissen nichts davon. Er sündigt gegen den Willen seines Vaters.«

»Wozu dient das Versteck?«

»Der Raum ist groß genug, um einen Menschen darin unterzubringen. Vielleicht sogar mehrere.«

»Für uns?«, fragte ich leise.

»Wer weiß«, sagte mein Vater nur.

Put wurde kreidebleich im Gesicht. Er verließ seine Schlafstelle, den Ort, an dem sein Körpergeruch hing, der Schweiß als Folge seiner angestauten Ohnmacht, und rannte aus dem Haus, schreiend, dass er kein Kind meiner Eltern sei, dass wir ihn zurücklassen und vergessen würden und dass er nicht schwimmen könne. Ich folgte ihm. Er stürmte die Wiese entlang und weiter die Klippe hinauf. Er lief so schnell und unachtsam, dass mir die Steine, die er lostrat, auf den Kopf fielen und ich ihn mit meiner Stimme zwingen musste, stehen zu bleiben und auf mich zu warten. Er keuchte noch, als ich ihn erreichte. Ich stieß ihn zu Boden, er setzte sich mit dem Rücken zum Hang. Das Kind, das immer als Erstes einen Mangel bemerkte, wollte nicht mehr bei mir sein; es stimmte mich traurig, es war, als würde er mich mit Steinen bewerfen.

»Ich will nicht in Neelatas Kamelhaarsack. Ich will bei euch bleiben«, sagte er schluchzend.

Da es keine andere Lösung gab, erzählte ich ihm die Geschichte meines toten Bruders. Ich sagte ihm, dass ich damals, als meine Mutter in ihren Kahn stürzte, um nie mehr aufzustehen, nicht die Einzige am Ufer war. Neben mir lag mein kleiner Bruder, ein Säugling in einem Korb. Obwohl ich noch nicht schwimmen konnte, war ich durchs Wasser gepflügt, den Kopf untergetaucht und ohne Boden unter den Füßen, bis ich den Bootsrand fühlte. Ich war in den Kahn geklettert, wo sie unbeweglich zwischen den Fischen lag, die sich durch ihr Zappeln immer hoffnungsloser in ihren Haaren verstrickten. Meine Mutter hatte mir nicht ihre Brust angeboten. Sie hatte sich nicht aufgesetzt, um mir zu helfen. Ich hatte alles allein gemacht. Als ich gesättigt war, lauschten wir beide, wie das Geschrei meines kleinen Bruders schwächer wurde. Ich sagte, dass sie ihn holen müsse, dass die Sonne steige und das Wasser auch, doch sie blinzelte nur mit ihrem Auge. »Es wird uns kein zweites Mal passieren«, sagte ich zu Put. »Jetzt bist du unser kleiner Junge; wir lassen dich nicht am Ufer zurück.«

Ich fragte Ham: »Für wen ist die Nische, die du meinen Vater bauen lässt?«

Er antwortete: »Für dich.«

»Ich fahr nicht mit, wenn es auf diese Weise sein muss.«

»Es gibt auch Platz für deinen Vater.«

»Und meine Mutter?«

Er schaute von mir weg. Wir saßen unter dem Raupenkäfig. Er hatte einen seltsamen Zug um den Mund, er schien stolzerfüllt, da er den Willen seines Vaters ignorierte. Ich konnte mir vorstellen, was er antworten würde.

„Deine Mutter ist lahm. Ich sündige doppelt gegen den Willen des Unnennbaren. Wenn ich sie mitnehme, sündige ich dreifach. Ich tu mein Bestes, Re Jana, ich prüfe jede Möglichkeit.“

»Und Put?«, fragte ich. Nicht, dass ich noch Stimme hatte. Da etwas in meiner Kehle verrutscht war, klang es, als würde ich flüstern.

»Für den gibt es eine eigene Lösung, für ihn wird gesorgt.«

Ich stand auf und ging nach Hause. Put war da. Er saß zwischen meinen Eltern, die Beine angezogen, eine Hand auf meiner Mutter und den Rücken an meinen Vater gelehnt. Ich erzählte keinem von ihnen, was ich erfahren hatte.

Puts Versprecher

Jeden Morgen, wenn wir aufstanden, waren die Zelte feuchter. Jeder Krug, jede Schüssel, die draußen stehen geblieben war, war mit einer kleinen Wasserschicht gefüllt. Die Nachricht, dass ich Neelata gerettet hatte, verbreitete sich. Ich durfte wieder in dem roten Zelt arbeiten. Ich trug keinen Mantel, aber auch nicht mehr das Muschelhemd, mit dem ich mich früher verkleidet hatte. Put begleitete mich, um mir beim Tragen der Krüge zu helfen. Sem, Japheth und Ham ließen uns wortlos eintreten, erschrakten über meine Nacktheit und schlossen hastig den Vorhang. Ich pflegte sie wie früher. Put half mir. Er war ausgelassen. Ungestüm rieb er Japheths Gesäß und Schenkel mit Öl ein und verschüttete unnötig viel. Ich wies ihn darauf hin, doch es half nicht, er war nervös und begeistert und deshalb nicht in der Lage zu dosieren.

Als der Zwerg den Zelteil des Bauherrn verließ, versuchten Put und ich so unauffällig wie möglich mit unseren Verrichtungen fortzufahren. Er war umgeben von einem Geruch nach vergorenen Früchten und einen Moment schien es, als hätte der Wein seinen Blick so getrübt, dass er an uns vorbeilaufen würde. Doch er erkannte mich. Im Vorbeigehen flüsterte er mit einem verschwitzten Lächeln: »He, du da! Hattest du dich nicht verkleidet? Hast du deine Prügel schon bekommen?«

Put stand zwischen uns und konnte sich nicht beherrschen. Das erste Geheimnis, die Quelle in der Höhle, hatte er noch für sich behalten können. Das zweite, unser Versteck am Berghang, hatte er aus Freundschaft zu Neelata verraten. Dieses Geheimnis war nun gänzlich zu groß für ihn. Er war verwirrt, unfähig, seine Gedanken zu ordnen und seine Lage zu erfassen. Er wandte dem Zwerg sein Gesicht zu und flüsterte in demselben Ton zurück: »Wir werden nicht ertrinken. Es gibt eine Nische, da gehen wir hinein!«

Bei seinen Worten spürte ich dieselbe Erleichterung wie er: endlich eine Entgegnung, auf die dieser behaarte Zwerg keine Antwort wusste, endlich Sprachlosigkeit auf seiner Seite. Das triumphierende Gefühl währte nicht lange, alles um uns herum erstarrte. Keine Zeltplane, kein Zeltstock bewegte sich noch.

»Was hast du gesagt?«, fragte Japheth.

»Eine Nische«, antwortete Put schwach. Er hatte das Tuch in seiner Hand so fest um seinen Finger gewickelt, dass die Kuppe ganz weiß war.

»Und wer hat die Nische gebaut?« Put konnte kein Wort herausbringen. Japheth musste seine Frage wiederholen, ein Mal und schließlich noch ein zweites Mal mit zusammengebissenen Zähnen.

»Der Mann, der weiß, wie man Boote baut«, sagte Put. Der Zwerg flüchtete nach draußen, mit eingezogenem Kopf, den Geruch von Wein zurücklassend.

Ham blieb wie versteinert sitzen, Japheth stand auf. »Stimmt das?«, fragte er mich. Ich senkte den Kopf. Er begann, sich anzuziehen, lachend, er schien seltsam erregt. Es dauerte lange, bis seine Kleider richtig saßen.

Auch Sem erhob sich und griff nach seinen Kleidern. Sie waren komplizierter gearbeitet als die seines Bruders. Sein Gürtel bestand aus einer Reihe feiner Schnüre, die mit Perlen aneinander befestigt waren. Als wolle er zeigen, wie man es macht, war er im Handumdrehen fertig. Er ging nach draußen, ohne auf seinen Bruder zu warten. Japheth lief mit offenen Mantelschößen hinter ihm her.

Ham war ein grauer, glänzender Schatten, der im Zelt zurückblieb. Der Vorhang bewegte sich noch, als er einen Hustenanfall bekam. Sein Speichel regnete in Flöckchen herab. Put und ich setzten uns neben ihn und dachten an meinen Vater und seine Skizzen. Wir wussten genau, was passieren würde. Sie würden ihn in seiner Hängematte finden. Sie würden ihm beim Anblick des Sägemehls in seinen Wimpern herausfordernd ins Gesicht pusten und ihm befehlen aufzustehen. Er würde ihnen Rede und Antwort stehen, dieser Mann, der sich aufgerieben hatte, der genau das getan hatte, was von ihm erwartet wurde, und der wusste, dass er jetzt dafür bezahlen würde.

»Er wird dich nicht verraten«, sagte ich zu Ham. Ich legte meine Hände flach auf seine Schultern, um darüber zu streichen. Es war das Einzige, wozu ich in der Lage schien: seine Haut unter meinen Händen durchgleiten zu lassen um sicher zu sein, dass er blieb.

»Ich weiß«, flüsterte er. Er bewegte sich mit mir mit. Wenn ich schob, wich er zurück, doch ich wusste nicht sicher, ob er spürte, dass ich es war, die ihn berührte.

Sem und Japheth blieben nicht lange weg. Sie unterhielten sich laut und aufgeregt, als sie wieder hereinkamen. »Schlau gemacht, was für ein sparsamer Gebrauch einer doppelten Wand«, sagten sie, »doch was hattest du vor, Brüderchen?« Mein Vater war nicht bei ihnen. Vielleicht lag er schon zusammengekrümmt zu Füßen meiner Mutter. Vielleicht hatte er seine Skizzen zerrissen und seinen Messstab zerbrochen.

»Ich weiß nicht, wovon ihr redet.«

»Richtig, ja, das sagt dieser Schiffsbauer auch. Er behauptet, du wüsstest nichts hiervon, er habe auf eigene Faust gehandelt. Er behauptet, er habe sich nachts auf das Schiff geschlichen. Glauben wir das? Können wir das glauben, Bruder?« Japheth lachte Sem schnaubend an und richtete seinen Blick dann wieder auf Ham. »Und das alles gegen Vaters Willen. Gegen den Auftrag des Unnennbaren!« Sems Haltung drückte geheuchelte Empörung aus. Um seinen Mund spielte ein kleines Lächeln. Er sprach nicht laut, als er sagte: »Du hast Mut, du hast Recht.«

Japheth hakte die Finger in seine Bartflechten. Auch seine Haltung drückte Erregung aus. Er behielt den Vorhang zum Zeltteil des Bauherrn im Auge, beugte sich zu Ham hinüber und sagte: »Erzähl, Ham. Dieser Mann deckt dich, du kannst zufrieden mit ihm sein. Doch wir möchten gern die Wahrheit wissen. Für wen war das Versteck? Wen wolltest du mitnehmen?«

Ham sah, dass seine Brüder überhaupt nicht wütend waren. Sie waren neugierig. Die Idee mit der Nische gefiel ihnen. Er setzte sich auf die Stuhlkante und sah ihnen ins Gesicht. Sorgfältig strich er das Tuch glatt, mit dem ich ihn abgetrocknet hatte, ließ die Naht zwischen seinem Daumen und Zeigefinger entlanggleiten. Er tat es unbewusst, seine Gedanken waren bei den Worten, die er sprach. »Wie sollen wir uns entspannen? Womit sollen wir uns zerstreuen? Wir dürfen nicht zu den Schlafplätzen unserer Frauen. Die Langeweile wird tödlich sein.«

»Das stimmt«, sagte Sem. »Die Tage werden uns lang werden.«

»Es wäre gut, jemanden dabeizuhaben, der uns die Zeit vertreibt.«

»Worauf willst du hinaus, Bruder?«

»Ein Esel kann sich denken, wer mir dabei vorschwebt«, antwortete Ham.

Ich weiß sicher, dass mich alle drei ansahen. Ich schlug die Augen nieder, was mich nicht daran hinderte zu sehen, dass Japheth mechanisch über seine Haare

strich und mit den Fingern darin herumwühlte. Sem holte tief und geräuschvoll Luft. Ich beugte mich über Hams Füße, als wären sie meine einzige Sorge.

»Der Zwerg«, sagte Ham.

Ich ging in die Knie. Der Boden fühlte sich an wie Schlamm oder Wasser. Es war wie früher, als wir durch die Sümpfe fuhren. Wenn wir mit einem schwer beladenen Boot in wildes Wasser gerieten, sprangen wir über Bord. Wir schwammen, bis sich der Wind legte. Es war eine kalte, schreckhafte Gewohnheit, die wir schon als Kinder annahmen. So war es, als Ham den Zwerg nannte: als erhebe sich ein Wind, der unsere Ladung zum Sinken bringen würde.

»Der Zwerg«, wiederholte Sem nachdenklich. Sein Blick ruhte noch immer auf mir und sprang weg, als ich zurückschaute. Ich ölte Hams Beine ein.

Ham ließ mich gewähren und fuhr fort: »Vater kommt nicht ohne ihn aus, auch wenn er das Gegenteil behauptet. Wenn wir erst mal abgefahren sind, holen wir ihn hervor. Sollte sich dann herausstellen, dass es dem Unnennbaren nicht gefällt und er den Befehl gibt, den Zwerg über Bord zu werfen, können wir es immer noch tun. Dass sich ein blinder Passagier auf der Arche befindet, wird nicht Vaters Schuld sein, sondern unsere, und das wird den Unnennbaren mild stimmen. Wir sind noch jung, wir machen Fehler.«

Sem und Japheth nickten. Ich hielt mich an Hams Bein fest. Seine Haut und Muskeln waren gespannt.

»Lasst ihn uns holen«, sagte Ham. Er sah seine Brüder an.

Japheth ließ den Mantel von seinen Schultern gleiten, als überfalle ihn plötzlich die Hitze im Zelt. Umständlich strich er sich über den Hals. »Aber das Kind hat gesagt ...«, begann er, während er auf Put zeigte.

»Das Kind hat gesagt, was ich ihm weisgemacht habe«, antwortete Ham trocken.

Ich sah, wie mich Put anschaute, als würde sich auch der Boden unter seinen Füßen bewegen.

»Sollen wir?«, fragte Ham, als er keine Antwort erhielt. Er blieb stehen, um seinen Brüdern eine letzte Chance zu geben, noch Einspruch zu erheben. Doch Japheth schien unfähig, sich zu rühren. Sem zwinkerte mit den Augen wie jemand, der seine Umgebung in Flammen aufgehen sieht. Er sagte zwar etwas, jedoch nicht mehr als ein kurzes Ja, Ja, Ja, das nicht als Zustimmung gedacht war,

sondern als Bitte um Bedenkzeit. Danach hob er die Hand. »Kann nicht jemand anders ...?«, fragte er fast unverständlich. »Der Zwerg ist keine angenehme Gesellschaft, warum nicht jemand, der Ruhe bringt, statt so ein Schaumschläger? Jemand, der auch uns dreien dient, der uns zum Beispiel pflegt, uns wäscht und einölt ...?«

Doch Ham lief mit großen Schritten durchs Zelt. »Meint ihr Re Jana, das Mädchen, das uns wäscht? Das geht nicht. Der Zwerg weiß von der Nische, das Kind hat seine Existenz verraten. Jetzt haben wir keine Wahl mehr.« Er riss den Vorhang zur Seite und rief den Zwerg, der ein Stück weiter auf dem Boden saß. Der Zwerg drehte sich mit einem Ruck um, als hätte ihn ein Stein im Rücken getroffen. Er sprang auf, kam ins Zelt und verbeugte sich theatralisch. »Du darfst mit«, sagte Ham. »Die Nische ist für dich, natürlich darfst du mit.«

Der kleine, dunkelhäutige Mann richtete sich auf. Das Augenfällige fiel von ihm ab und sein Blick wurde unsicher. Seine Arme waren im Verhältnis zu seinen Beinen zu lang, er war grobknochig und reizlos. Er schaute von einem zum anderen. »Hat der Gott des Bauherrn nicht gesagt: nur die Seinen?«, fragte er vorsichtig.

»Das stimmt«, antwortete Ham, »doch du kennst die übrigen Bedingungen. Die Tiere dürfen auch mit. Von allen Arten ein Paar, von den reinen sieben. Wir wissen noch nicht genau, wie es sich bei den Affen verhält, es sind auch so viele verschiedene, doch unserer Meinung nach kann deine Art dazu.«

Der Zwerg wurde kleiner, seine Schultern sanken herab und sein Becken kippte, sodass er mit einem Schlag noch kürzer aussah. Auch sein Gesicht schrumpfte zusammen, seine Haut schien runzlig zu werden. Seufzte er vor Erleichterung oder hatte sein Atemstoß eine andere Ursache? Er lief nach draußen und verschwand in der Sonne.

Gelacht wurde in dem roten Zelt kaum, das Lachen blieb ihnen im Halse stecken, bevor es ihr Gesicht erreichte; alle drei setzten sich betreten wieder auf ihren Platz. Sem stützte die Ellbogen auf die Knie, Japheth lehnte sich zurück, als hätte ihn der Vorfall ziemlich mitgenommen. »Warum machst du das?«, fragte er.

Ham saß auf der Stuhlkante, mit einer Grimasse, die ich bei ihm noch nie gesehen hatte. Es war ein Lächeln, das auf seinem Gesicht erstorben war, doch seine Augen zitterten in ihren Höhlen.

»Ich weiß es nicht, mir fiel nichts Besseres ein. Ich dachte nur: Wie verhindere ich es, dass er den Zeltteil meines Vaters betritt und ihm erzählt, was das Kind gesagt hat. Ich dachte, es sei eine Möglichkeit ... Aber es ist nicht gut. Das geht schief. Lasst uns zur Schlucht gehen.«

Ich wrang meinen Schwamm so fest, dass er riss. Ich konnte nicht glauben, dass durch ein paar unüberlegte Worte des Nomadenkinds unser Todesurteil unterschrieben worden war. Ich konnte nicht glauben, dass durch einen Scherz von Ham Puts Versprecher nicht mehr wieder gutzumachen war. Ich hätte zur Wiese am Hang laufen und meinen Vater antreiben müssen, ganz schnell und hart an unserem Boot zu arbeiten. Doch ich tat es nicht. Ich fuhr fort, die Brüder zu waschen, bis sie sich rein genug fühlten, um zu dem Orakel in der Schlucht zu gehen. Schwankend vor Nervosität liefen sie vor uns her nach draußen.

Der Fluch des Bauherrn

Wir wurden gebeten, sie auf ihrem Gang zum Orakel zu begleiten. Hinter der Bitte steckte ein Befehl, natürlich, das brauchten sie uns nicht zu erklären. Die Männer waren sauber, ihre Haare glänzten und sie brachten den wohltuenden Geruch von Kalmus in die Schlucht, doch der Weg war staubig und so steil, dass man ohne Zuhilfenahme der Hände nicht dorthin gelangte. Put und ich hatten Krüge dabei und gossen so oft wie nötig einen Strahl für sie aus. Meine Gedanken weilten bei meinem Vater, ich blickte mich um in der Hoffnung, seine Gestalt zu entdecken. Ich verschüttete Wasser auf ihre Kleider und meine Beine. Sie trockneten ihre Hände an dem Mantel, den sie vor dem Marsch über meine Schultern geworfen hatten. Ich hatte einen Kamm dabei und Bürsten in verschiedenen Größen.

Put stolperte. »Wir haben unsere Nische verloren. Wir werden sterben«, flüsterte er. »Werden wir überhaupt ins Reich der Toten kommen? Wenn uns dieser unnennbare Gott auslöscht, macht er es dann nicht ganz und gar? Fegt er dann nicht auch unseren Geist weg und unsere Gedanken?«

»Er wird dich nicht wegfegen. Er lässt deinen Geist für immer umgehen, als Strafe für deine Geschwätzigkeit.«

»Meinst du? Werde ich für immer herumspuken?« Sein mageres Gesicht war erschrocken.

»Aber nein«, sagte ich schnell. »Du bist nicht schlecht. Du bist dumm, das ist deine Rettung.«

»Wenn ich herumspuken muss, will ich bei dir sein. Wie soll ich dich in dem Totenreich finden? Wirst du dort genauso aussehen wie jetzt?«

Ich kehrte ihm den Rücken zu. Sein Unverständnis trieb mir das Blut in die Augen. Auch wenn er klein war, so war seine Verzweiflung nicht geringer als meine.

Die Söhne des Bauherrn hatten Gaben dabei. Es waren Opfer für die Götter, die ihr Vater verwarloste. Für die Priesterin hatten sie einen Korb mit Früchten, die wie gewöhnlich viel zu früh gepflückt worden waren. Es war nicht das erste Mal,

dass sie zu ihr kamen, das sah man an der Selbstverständlichkeit, mit der sie sich in der richtigen Haltung auf den Boden setzten. Die Priesterin warf eine Hand voll Steine auf die Erde und sagte: »Das Wasser hat seinen Kurs nicht geändert. Es kommt noch stets hierher. Wie immer wird euer Vater Recht behalten.« Sie griff in die Schale, die neben ihr stand, und warf Knöchelchen vor sich hin, Wirbel und Rippen eines kleinen Tieres. »Ich sehe die Bestätigung seiner Weisheit und Einsicht: Ich sehe einen Segen und einen Fluch«, sagte sie, während sie sich vorbeugte. Sie saß in ihrem Tempel windgeschützt, doch unsere Kleider knatterten in der Zugluft. »Euer Vater wird euch nicht gleich behandeln«, fuhr sie fort. Sie hob den Blick und musterte die Brüder nacheinander. »Er wird einen Fluch aussprechen.«

Ich sah, wie Ham aschgrau im Gesicht wurde. In seinem Nacken und an den Schläfen perlte Schweiß.

Die Priesterin strich die Knochen mit einer langsamen Handbewegung wieder zusammen. Nacheinander ließ sie sie in die Schale fallen. Sie verwischte die Spuren im Sand und ordnete ihre Ärmel. »Das ist alles. Mehr wird hier nicht erzählt«, sagte sie.

Sem zitterte in seinen Kleidern. »Ich habe mich von einer Frau waschen lassen«, sagte er unsicher. »Mich wird er verfluchen.«

»Nein«, sagte Japheth mit einem verkrampften Zug um den Mund, »ich werde es sein. Ich habe daran gedacht, Re Jana in Hams Nische zu verstecken. Mich wird er verfluchen.«

Ham wusste natürlich, dass er die wirkliche Sünde begangen hatte. Er hatte meinem Vater die Werkzeuge, das Holz und den Auftrag zum Bau der Nische gegeben. Seine Schultern hingen herab. Der Himmel war voller Möwen, wir wussten nicht, woher sie kamen. Sie schrien wie Kinder und strichen über unsere Köpfe, als erwarteten sie, dass sich die Knochen in der Schale in Brotrinden verwandeln würden.

Mein Vater war nirgendwo zu sehen. Wir suchten ihn am Horizont, hinter Sträuchern und bei den kleinen Tümpeln. Ich bat Put, südwärts zu gehen, ich selbst lief Richtung Norden. Ich war erst auf der Höhe der Mandelbaumwäldchen,

als sich in den Hügeln schrilles Geschrei erhob. Es klang wie das Jammern eines Hirten, der seine ganze Herde im Abgrund verschwinden sieht. Ich war nicht die Einzige, die es hörte, in der Ferne liefen Dutzende von Gestalten auf das Geräusch zu. Sem, Ham und Japheth sah ich unweit der Lager. Sie rannten wie kleine Jungen, die Mantelschöße peitschten um ihre Beine.

Ich lief den Hang hinauf. Es kostete mich einige Zeit zu erkennen, worum sich die Neugierigen scharten. Doch je näher ich kam, desto deutlicher wurde, dass sie ihren Blick auf einen Baum richteten, eine niedrige Olive, in der ein Körper hing. Meine Füße blieben hinter den Steinen hängen. Ich stolperte mehr, als dass ich vorwärts kam. In mir wütete die böseste Vorahnung, seit die Marmorenten über dem schlaffen Leib meiner Mutter aufgestiegen waren. Doch ich lief weiter und langsam kehrte meine Ruhe zurück. Der Körper in dem Baum war klein und dunkel. Er gehörte dem Zwerg. Er hatte sich erhängt, dieser alte, schmutzige Spaßvogel, der tat, als kenne er keine Sorgen.

Sem schrie Ham an: »Musstest du ihn so demütigen? War das nötig?«

Sie knüpften den Körper los und nahmen ihn auf ihre Schultern. Er war nicht schwer. Sem bestand darauf, ihn allein zu tragen. Behutsam begann er mit dem Abstieg, als habe er Angst ihm wehzutun.

Sie brachten den toten Zwerg zu ihrem Vater. Der Bauherr stand vorn im Zelt, dort, wo es hell war, über die Flecken gebeugt, die mein Öl auf einem der Teppiche hinterlassen hatte. Als seine Söhne hereinkamen, schaute er auf, rieb noch kurz mit einem Fingernagel über einen Fleck und sagte: »Er hat sich von seinem irdischen Körper befreit. Es erstaunt mich nicht. Er war ein Bote.« Daraufhin zog er sich in seinen Zeltteil zurück.

Ich machte ein Gemisch, das die Ölflecken aus seinem Teppich entfernen konnte, doch als ich seinen Zeltteil betreten wollte, erschütterte mich das, was ich sah: Seine Frau Zaza war bei ihm, der Bauherr hing über ihren Beinen und keuchte wie ein Blasebalg. Zaza hatte ihre weiße Hand auf seinen Rücken gelegt und klopfte langsam und gleichmäßig darauf. Sein ganzer zerbrechlicher Körper zuckte, ich fürchtete um die porösen Rippen und die dünne Haut darum herum. »Sem«, schluchzte er. »Japheth. Ham.« Da begriff ich. Der Zwerg war nicht von uns gegangen, ohne sich zu rächen. Er hatte dem Bauherrn von dem gotteslästerlichen

Plan seiner Söhne erzählt. Ich ging weg, ich konnte nicht mit ansehen, wie ein alter Mann mit dem Kopf beinahe auf dem Boden lag.

Als ich an Neelatas besticktem Zelt vorbeikam, winkte mir eine Zofe. Ich duckte mich unter dem Vorhang und trat ein. Das Zelt war so niedrig, dass man nicht darin stehen konnte. Neelata saß auf einem Kissen auf dem Boden, die Zofen mit dem Rücken an der Wand. Put befand sich in einer Ecke, wie ein Prinz in einen prächtigen Wollmantel gehüllt, der extra in seiner Größe angefertigt worden war.

Neelata bedeutete mir, vor ihr Platz zu nehmen. Es brannten ein paar Lampen, doch keine von ihnen erhellte ihr Gesicht. Der weiße Teil ihrer Augäpfel verriet, wie schnell ihre Pupillen über mein Gesicht wanderten.

»Put hat die Existenz der Nische verraten«, sagte ich.

»Ich weiß«, antwortete sie. In ihrer Stimme klang kein Vorwurf, ebenso wenig wie in meiner. Wir waren beide voller Verständnis für das Kind, das mit den Zeltnähten spielte, mit seinem Finger darüber strich, als seien es lange Wege, die zurückgelegt werden mussten. Es fummelte an den Rändern des Eingangs und an den Bändern, mit denen die Vorhänge zur Seite gehalten wurden. Es war aufmerksam, jedoch ohne eine Vorstellung von der Lage, in der es sich befand.

»Und Ham macht einen Fehler nach dem anderen.«

»Das stimmt«, sagte sie.

Ich wusste, dass Ham da war, denn ich roch ihn. Er saß hinter der Schilfwand hinten im Zelt und gab sich alle Mühe, seinen Atem nicht pfeifen zu lassen.

»Alles ist verloren«, sagte ich. »Meine Hoffnungen sind zerstört, mein Mut ist weg.« Ich übertrieb nicht. Die Seidenmotten aus dem Käfig meines Vaters schienen sich in meinem Schädel eingeknistert zu haben, an meinen Trommelfellen spürte ich ein nervöses Zittern von Flügeln.

Neelata schüttelte den Kopf. »Ihr habt noch das Boot. Ich habe seine Existenz nicht verraten.« Sie nickte einer ihrer Zofen zu. Sie wusste ihre Lampen immer so zu platzieren, dass ihr Zelt einem Palast glich. Aus einer entfernten Ecke reichte mir die stark geschminkte Dienerin ein Säckchen mit Kräutern auf einer Schale an.

»Der Bauherr hat Kummer«, sagte Neelata. Ihre Augen funkelten. »Geh zu ihm. Schenk ihm deine Pflege. Erzähl ihm von der Höhle.«

»Aber das Wasser liegt bei den Toten!«

»Erzähl es ihm trotzdem. Und tu es schnell. Der Regen kommt näher. Wenn er da ist, wird der Bauherr deine Quelle nicht mehr brauchen und dann ist es zu spät.«

Das Bad (1)

Ich ging nach Hause und kaute auf den Kräutern. Ich legte mich hin und fühlte, wie sich mit der Zeit die Hängematte unter meinem Gewicht immer weniger durchbog. Zuerst spürte ich, wie mein Mut zurückkehrte. Er kam in Form eines Windstoßes, der die Wände erzittern ließ. Ich spuckte meinen Mund leer und rollte eine neue Kugel. Der zweite Mund voll nährte meine Kampfeslust. Ich sah Bilder vor mir mit kratzenden Frauen. Sie zogen sich gegenseitig an den Haaren und bissen sich, bis sie bluteten. Es waren Frauen dabei mit offenen Rücken, Schwangere und Lahme. Neelatas Mutter war da, sie stand laut klagend vor der Haustür des Herrschers. Ich kaute noch mehr von dem Kraut, und obwohl ich immer euphorischer wurde, schlief ich ein.

Mein Vater kehrte zurück. Die Nacht war schon gebrochen, sanftes Licht schimmerte durch, die Sonne lag hinter den Hügeln bereit. Als Erstes stellte er meine Mutter draußen auf den Hof, um nicht auf ihr Seufzen und Pfeifen eingehen zu müssen. Er nahm die Tasche, in der er sein Werkzeug aufbewahrte: alles, was er für seine Raupen brauchte, zum Bearbeiten von Holz, zum Flickern. Er geht weg, dachte ich, doch ich täuschte mich. Er leerte die Tasche aus. Er ließ jeden Gegenstand durch seine Hände gleiten und fragte sich, ob er ihn noch brauchte. So fand er Schuhe aus Kaninchenfell, die an den Sümpfen benutzt wurden, um jemanden, der lange im Wasser gelegen hatte, wieder aufzuwärmen. Hier konnte er nicht viel damit anfangen. Er griff nach seinen Seidenspulen. Die durften nicht weg, sie waren das Ergebnis jahrelangen Kochens und Zwirnens. Sobald er genug davon hatte, würde er ein Wickeltuch daraus weben lassen, wie er es um die Körper von Frauen aus dem Osten gesehen hatte. Das Tuch würde eine dauerhafte Lösung gegen Liegewunden bieten, es würde die Leiden meiner Mutter beenden. Er legte die Spulen sorgfältig zur Seite und nahm das Bienenwachs, aufbewahrt, um Haare von einem Körper zu entfernen, jedoch nie benutzt. Er zerbröckelte es zwischen seinen Händen, bis es in Krümeln auf den Boden fiel. Anschließend zerpulverte er die Muscheln und Perlen, die sorgfältig bearbeiteten Knöchelchen, die wir die ganze Zeit mit uns getragen hatten. Das Messer, mit dem er seine

Haare bis an den Schädel abrasierte, die Meißel, mit denen Motive ins Holz geschnitzt wurden, die Feile für seine Nägel und Zähne, alles schlug er zwischen Steinen kaputt. Dabei stellte er flüsternd die Fragen, die seinen Kopf so füllten, dass sie ihn erschöpften: Was war dieses Schiff? Eine Ausdauerübung? Ein Glaubensbeweis? Ein Eignungstest? Was war mit der Familie, die es baute, die andere für sich einspannte, um diesen Beweis zu liefern, und so zu einem großen Kunstwerk in der Lage war, das am Ende seine Gestalter ausspuckte, als wären sie Aschereste im Brot? Ich konnte den Schmerz von seinem Körper ablesen, ich sah die Blasen an seinen Füßen und die Stellen, an denen sein Gürtel den ganzen Tag gescheuert hatte.

»Was machst du nur?«, fragte ich.

»Ich zerstöre das, was ich habe«, antwortete er. »Besitztümer täuschen, sie geben einem das Gefühl, man hätte eine Zukunft und Aussichten.«

»Der Zwerg ist tot«, sagte ich. »Er hat sich erhängt, nachdem ihm Ham einen Platz in deiner Nische versprochen hatte.«

Er sah leicht erstaunt auf, er hatte die Nachricht offensichtlich noch nicht gehört.

»Ist das so?«, fragte er. Und danach noch einmal, mit mehr Nachdruck: »Ist das wirklich so?« Er ließ den Stein in seiner Hand sinken, bis er mit einem trockenen Ticken auf den Boden rollte. Er stand auf und schaute sich um.

»Was ist? Was erregt dich so?«

»Der Zwerg ist tot!«, sagte er, als sei er es, der mir die Nachricht überbrachte.

»Ja, und? Meinst du vielleicht, jetzt wäre wieder Platz in der Nische?«, fragte ich.

»Der Bauherr weiß davon, die Nische kannst du also vergessen.«

»Ich meine, dass wieder Platz im Herzen des Bauherrn ist.«

Er befestigte die Kaninchenfellschuhe an seinem Gürtel und befahl mir, mein Muschelhemd anzuziehen. Ich schnürte es schneller und fester zu als sonst, es tat nicht weh, denn die Kräuter wirkten noch. Wir verließen das Haus und gingen zu dem Kral, das erste Mal, ohne uns über das Gerümpel zu ärgern, das immer auf den Wegen liegen blieb. Wir holten einen kräftigen Esel aus dem Kral, spannten das Tier vor einen kleinen Karren, auf den wir meine Wanne stellten, und fuhren damit zum Vorhof des roten Zeltens. Dort füllten wir die Wanne mit Wasser, das

mein Vater auf den Feuern der Pechtöpfe erhitzte, bis es lauwarm war. Währenddessen ging ich mit dem Esel zu der Grotte, um Nachschub zu holen. Ich wusste, dass ich in den Hügeln eine Spur hinterließ, doch ich kümmerte mich nicht darum.

Als es ganz hell war, stellten wir uns vor den Zelteil des Bauherrn und baten um Erlaubnis einzutreten. Noch nie war es so einfach gewesen hineinzukommen. Es gab keinen Zwerg mehr, der uns zurückhalten konnte, und die Tabak kauenden Jungen, die gewöhnlich vor dem Zelt herumlungerten, frühstückten noch. Mein Vater ging zuerst hinein, dann folgte ich.

Der alte Mann lag auf dem Rücken auf seiner Matte, seine Frau Zaza neben ihm. Sein Hemd war weißer als das seiner Söhne, doch wie bei ihnen waren gelbe Flecken im Vorderteil, in der Ecke, mit der er sich nach dem Waschen die Ohren säuberte. Seine Haare waren vom Liegen und Schwitzen platt gedrückt. Erst jetzt fiel mir auf, wie dünn sie waren und wie klein sein Kopf, als hätte ihn die Zeit schrumpelt.

Wir grüßten ihn und sagten, dass wir gekommen seien, um ihn zu waschen.

Er starrte uns so lange an, dass ich die Neigung verspürte zu gehen. Doch dann nickte Zaza. Sie legte ihre Fingerspitzen in seine Lenden und drückte, bis er sich bewegte. Er stand auf und reichte meinem Vater den Arm. Ich stützte ihn auf der anderen Seite.

Mein Vater schälte ihn vorsichtig aus seinen Kleidern. Ich wich zurück, als sein Hemd fiel. Auf seinem Unterleib sah ich wieder die Blasen, die mir schon bei meinem Blick durch den Vorhangspalt aufgefallen waren. Die Wunden waren jetzt trocken, der Heilungsprozess hatte offenbar eingesetzt. Doch erst jetzt bemerkte ich, dass seine Vorhaut entfernt worden war. Ich versuchte, nicht hinzusehen, doch mein Vater betrachtete voll Abscheu die Verstümmelung.

»Das hat seinerzeit der Zwerg gemacht«, erklärte Zaza, als sie seinen Blick sah.

»Er sagte, das Geschwür würde dann nicht wiederkommen.«

Der Bauherr setzte sich folgsam neben die Wanne auf den Boden. Zaza sah ihm nickend zu. »Wascht ihn«, sagte sie leise.

Seine Haut war trocken wie ein Birkenblatt, riss jedoch nicht auf, als ich mit dem Schwamm darüber strich. Die Poren öffneten sich. Hierin ähnelte der Bauherr seinem Sohn Ham, seine Haut war genauso durstig.

Als wir ihn gewaschen hatten, halfen wir ihm, in der Wanne Platz zu nehmen. Er setzte sich erstaunt. Er lachte ein ungewöhnliches, kindliches Lachen. Mein Vater ließ den Schwamm im Wasser hin und her wandern, über die dünnen Schultern und weiter die knochige Wirbelsäule hinab. Ich spülte seine Füße, Knöchel, Waden und Knie.

»Wir haben Wasser für Euch«, sagte mein Vater.

»Das ist gut«, antwortete der Bauherr mit einem leisen, genussvollen Lächeln auf den Lippen. »Daran fehlte es uns noch. Gutes, trinkbares Wasser für die Reise, was für ein Geschenk.«

»Meine Tochter Re Jana hat die Quelle gefunden, neben der ihr all die Jahre gelebt habt. Geht sie morgen anderswohin, findet sie wieder klares Wasser.«

»An dem Ort, an den uns der Unnennbare führt, wird es reichlich fließen«, antwortete der Bauherr. »Wir werden keine Hellseher brauchen.«

»Ihr braucht Leute, die ein Schiff steuern können«, fuhr mein Vater fort. »Leute, die etwas von Gewässern verstehen. Wen Ihr mitnehmen müsst, ist ein Bootsmann mit Kenntnissen und Erfahrung. Wie wollt Ihr wissen, wo Ihr seid?«

Der Bauherr schloss die Augen, als mein Vater das Wasser über sein Gesicht strömen ließ. »Die Zugvögel werden uns helfen«, sagte er. »Tauben finden immer den Weg zurück.«

»Ihr wisst nichts von Winden und Strömungen. Ihr kennt den Unterschied zwischen aufländig und abländig nicht.«

»Die Winde werden uns geschickt, sie sind so viel mehr als willenslose Elemente.«

»Ihr müsst ein Ruderblatt haben. Ihr dürft nicht hilflos bleiben. Ihr müsst Eurem Gott helfen. Was ist, wenn Ihr Land sichtet, doch Ihr treibt von ihm weg?«

»Der Unnennbare führt uns zu unserem Ziel«, sagte der Bauherr. »Ich verstehe, was Ihr beabsichtigt. Doch ich kann kein Zugeständnis machen. Viele fühlen sich berufen, doch nur wenige sind auserwählt.«

Ich strich beim Waschen nicht, ich tupfte. Mein Vater arbeitete nicht so sanft. Er rieb kräftig mit dem Schwamm hin und her, als er sagte: »Ihre Quelle liegt tief in

den Höhlen versteckt, an einem Ort, der jedem von euch Abscheu einflößen wird. Warum sollte sie sie freigeben? Ertrinken tut sie doch.«

Die Schulterblätter des Bauherrn spannten sich. Seine Haut wurde an den weniger abgenutzten Stellen straff wie die eines Kindes.

»Weil ich mich ihr anvertrauen werde«, antwortete er heiser, »Weil ich ihr an den finstersten, Furcht erregendsten Ort folgen werde, so wie ich es für meinen unnennbaren Gott tun würde, wenn er mich darum bäte.« Die Stimme des alten Mannes war plötzlich so kampfeslustig, dass ich erschrak. Er umklammerte die Ränder der Wanne und zog ein Bein hoch. Mit einer gefährlichen Bewegung richtete er sich auf.

Mein Vater fasste ihn unter den Armen und verhinderte so, dass er ausrutschte und fiel. »Seid Ihr Euch sicher?«, fragte er, während er ein großes Trockentuch um seine Schultern drapierte. »Auch wenn es ein Ort ist, von dem viele nicht zurückkehren?«

Der Bauherr sah ihn scharf an und erwiderte nichts. Mein Vater nickte nachdenklich. Er löste die Kaninchenfellschuhe von seinem Gürtel und schob sie über die schmalen, schwielen Füße.

Den Rest der Wäsche schwiegen beide Männer. Im Kopf meines Vaters hatte das Plädoyer, das er vorbereitet hatte, etwas anderem Platz gemacht, und der Bauherr schien sich vor allem über die plötzliche Sauberkeit seiner Haut zu wundern. Als ich die Salbe, die mir Zaza reichte, auf den Blasen in seiner Lendengegend auftrug, protestierte er nicht.

Vorfall in der Höhle

Sieben Krieger, die sorgfältig ausgewählt worden waren, begleiteten uns, als wir den Bauherrn zur Quelle führten. Seine Söhne blieben auf der Werft, um zu verhindern, dass sich das Volk in diesem unbewachten Augenblick Zugang zur Arche verschaffte. Neelata folgte uns unaufgefordert. Sie hatte ihr glänzendes Pferd dabei. Obwohl sie sich von ihrem Sturz noch nicht völlig erholt hatte, überließ sie Put ihren Platz, der stolz auf dem hohen Rücken thronte, bis ihm das Steißbein wehtat. Auch ihre Zofen kamen mit, sechs Frauen mit gekämmten Haaren und prächtig geschminkten Augen, die darauf achteten, dass es niemandem an etwas mangelte.

Der Bauherr und seine Frau wurden in Sänften gesetzt. Jede wurde von zwei jungen Kriegern getragen. Bei der Höhle stellte sich heraus, dass nicht alle hineingehen wollten. Die Krieger und Zofen weigerten sich, auch nur einen Schritt am Sonnenlicht vorbeizusetzen, als sie begriffen, dass die Quelle hinter einer Begräbnisstätte lag.

Neelata ordnete die Decken auf den Schultern des Bauherrn und seiner Frau. Meinem Vater und mir gab sie wieder die Kräutermischung. »Kaut das«, sagte sie. »Es wird euch den Mut geben, den ihr braucht.« Ihre Hände zitterten wie Blätter im Wind.

»Die Toten ängstigen mich nicht«, sagte ich.

»Kau sie trotzdem«, sagte sie heiser. »Ich möchte dich mutiger haben denn je.« Als ich mich zu ihr hinüberbeugte, roch ich, dass sie selbst eine Krautkugel im Mund hatte.

Mein Vater schnürte die Kaninchenfellschuhe um die Fußgelenke des Bauherrn. Ich stützte Zaza. Da ich den Weg kannte, gingen wir voraus. Schritt für Schritt schoben wir uns in die Höhle. Neelata folgte als Letzte, grau vor Angst. Mein Vater und ich trugen jeder eine Fackel. Dadurch war das Betreten der Höhle eine neue Empfindung für mich, zum ersten Mal konnte ich die Nischen und Räume deutlich erkennen. Trotz des Lichts war es nicht einfach zu gehen. Mit einer Fackel in der einen Hand, einer alten Frau an der anderen und einem Seil mit

einem Krug daran über der Schulter, kam ich nur zu leicht aus dem Gleichgewicht. Zaza wich vor den menschlichen Überresten nicht zurück. Sie stieg darüber, als wären es bröckelnde Steine. Doch Neelata grauste sich. Ich hörte, wie sie mit viel Speichel kaute und hastig schluckte.

Wir verließen die erste Höhle und durchquerten alle folgenden. Hier waren die Skelette besser sortiert, die Oberschenkelknochen lagen bei den Oberschenkelknochen, die Schädel bei den Schädeln, die wilden Tiere hatten hier keine Verwüstungen angerichtet. Schließlich erreichten wir die Öffnung, durch die nur mit knapper Not ein Menschenkörper passte. Zaza hatte keine Schwierigkeiten, sich hindurchzuzwängen, sie war so mager, dass sie die Felsspalte kaum füllte. Der Bauherr war viel ungelinker, seine Glieder schmerzten an vielen Stellen sichtlich. Doch er gab nicht auf und ließ sich von uns durch die Öffnung heben. Sein Mund war vor Anstrengung weit geöffnet, sein Körper steif wie ein Brett, doch er bat nicht darum, zurückgebracht zu werden. Wir kamen an dem Loch vorbei, in das Neelata gestürzt war, und an dem Knochenturm, den ich abgetragen hatte, um sie zu retten.

Dank der Fackeln schien die Quelle näher als sonst. Da wir die Männer vorgehen ließen, erreichten sie sie zuerst. Der Bauherr tauchte seine Hände in das Wasser und lachte hell. Mein Vater ließ ihn auf dem Beckenrand Platz nehmen. Zaza beschleunigte sofort ihren Schritt. Sie setzte sich neben ihn. Auch sie tauchte ihre Hand in das Wasser. Eine Weile saßen sie dort so, mit einem verzückten Lächeln auf dem Gesicht, wie zwei Verliebte in der Sonne. Mein Vater und ich betrachteten sie aus einiger Entfernung. Neelata wartete im Dunkeln.

»Seht ihr jetzt, dass er es geregelt hat«, hörten wir den Bauherrn sagen. »Selbst nach seinem Tod kümmert sich der Zwerg um uns.« Die Haare des Kaninchenfells an seinen Füßen waren durch die Feuchtigkeit verfilzt. Sie zogen die Decke fester um ihre Schultern, hielten jedoch beide eine Hand frei, um sich gegenseitig festzuhalten.

Wir nahmen uns Zeit. Mein Vater atmete ganz ruhig. Er ließ die Fackel knisternd an der Höhlenwand entlangwandern, als er sagte: »Hier ist Euer Wasser, in dieser Totengrotte.«

»Die Wege des Unnennbaren sind unergründlich«, antwortete der Bauherr.

»Jetzt, wo Ihr Wasser habt, kann das Unheil kommen.«

»Diese milde Geste von zwei Fremden beschleunigt das Unabwendbare.«

»Unser Wunsch ist es, dass unsere milde Geste das Unabwendbare verzögert. Wenn all diese Menschen bestraft werden sollen, ist es dann nicht recht und billig, dass sie gewarnt werden?«

Der Bauherr legte beide Hände auf den Beckenrand und umklammerte ihn. Er beugte sich etwas vor, räusperte sich und sagte nachdrücklich, als würde er mit Kindern sprechen: »Das Unheil selbst ist die Warnung.«

»Dann ist Euer Gott unbesonnen.«

»Was er tut, ist wohl überlegt, hierüber wurde lange nachgedacht.«

»Wie muss ich mir Euren unnennbaren Gott vorstellen? Als einen ewig wütenden Orkan? Wer kann denn so lange erzürnt sein, wie dieser Plan dauert?«

»Er ist eher enttäuscht als erzürnt.«

»Wenn Enttäuschung seine Triebfeder ist, muss er deutlich sagen, was er erwartet. Seine Anweisungen müssen klar sein, sein Wunsch unmissverständlich. Dann erst kann er strafen.«

»Vieles liegt so auf der Hand, dass es keiner Vorschrift bedarf.«

»Die, die begreifen, sind selten. Viele leben in Unwissenheit. Und das, was jetzt gelernt wird, wird wieder vergessen. Was garantiert Euch, dass er es in fünfhundert Jahren nicht von neuem macht, mit Euren Kindern und Kindeskindern? Dass er Eure Städte nicht ein zweites Mal zerstört und Euer Geschlecht über die Klinge springen lässt?«

»Der Unnennbare ist nicht nachtragend. Der Mensch hat ihn nur ermüdet. Ich führe lange Gespräche mit ihm und ich sage Euch, er ist nicht unbesonnen. Sein Geist wird nicht ewig mit uns streiten. Glaubt mir, hiernach wird es Richtlinien geben, Gebote und Verbote, die so deutlich sind, dass sie keiner Erklärung bedürfen.«

Mein Vater schüttelte den Kopf. »Ich verlange keine Regeln. Ich verlange Urteilsvermögen, die Einsicht, von den Regeln abzuweichen, falls es nötig ist.«

»Auch diese Einsicht kommt. Im Laufe der Zeit. Und mit der Reifung des Menschen.«

»Ist dies dann die Anfangszeit, die Zeit der Fehler und Versuche? Mir scheint es eher so, als wäre es die Endzeit. Mich dünkt, dass bald alles vorbei ist.«

»Lasst uns sagen, dass eine neue Zeit anbricht.«

»Eine neue Zeit für wen? Für eine Hand voll Bewerber? Das ist verwerflich.«

»Die Verwerflichkeit liegt im Verbrechen, nicht in der Strafe.«

»Wie kann bei einem Volk, das noch keine Rechtsprechung kennt, von einem Verbrechen die Rede sein? Ihr verbietet es, Leben zu nehmen, und so geratet ihr in dieses Durcheinander. Wer nicht tötet, wenn es nötig ist, wer nicht das Beil gegen den Räuber oder das Schwert gegen den Mörder erhebt, verdrängt die Rache mit dem Streit, der ewig dauernden Fehde, dem Schlagen und Morden in der Nacht, weil es kein Tageslicht verträgt. Dagegen protestiert Euer Unnennbarer nun: gegen das heimliche Töten von Männern im Schlaf. Gebt diesem Volk eine Rechtsprechung, gebt ihm ein paar Henker und sie werden nicht verlottern. Kein Gott wird es noch für nötig halten, sie auszurotten. Wer beim Strafen keine Gerechtigkeit walten lässt, stiftet zu Blutrache an. Wer keine Strafe erlaubt, jagt im Untergrund. Redet auf Euren Gott ein. Appelliert an seine Vernunft.« Die Stimme meines Vaters klang hohl in der Grotte. Er redete vor sich hin, als richte er sich an niemanden im Besonderen. Doch seine Haltung änderte sich. Er wandte sich dem Bauherrn zu. Dieser wollte etwas entgegenen, doch bevor er etwas sagen konnte, fügte mein Vater hinzu: »Oder vernichtet uns der Unnennbare zugunsten von Euch? Damit Ihr in einer besseren Welt leben könnt?«

Die Worte, die er hatte sprechen wollen, blieben dem Bauherrn im Halse stecken. Er starrte auf die Wände, auf denen das Wasser glitzerte, und auf die moosbewachsenen Stellen, überall dort, wo Licht schimmerte. Plötzlich begann er zu schluchzen. Sein Körper fiel gegen Zazas. Sie tätschelte seine Hand.

Ich schämte mich für meinen Vater. Einem alten, wehrlosen Mann gegenüber hätte er nicht so grob sein müssen. Ich wollte zu den beiden hingehen, um ihnen zu leuchten, doch Neelata trat aus der Dunkelheit hervor. Sie riss an meiner Fackel und stieß sie von der Quelle weg, sodass das Ehepaar im Finstern saß. In dem spärlichen Licht zog sie meinen Vater am Gürtel.

»Tut es. Tut es schnell in diesem Augenblick der Schwäche!«, flüsterte sie. Doch mein Vater schüttelte ihre Hand von sich ab und spuckte die Kräuterkugel in eines der Löcher.

»Die Plätze auf der Arche sind festgelegt«, sagte der Bauherr schwach. »Ich wähle nicht, wir werden erwählt.«

Neelata verlor die Fassung. Sie trampelte mit den Füßen und stieß mich an. Ich bewegte mich von ihr weg. Ich wollte das Gesicht des Bauherrn sehen und wusste, dass er trotz der Decke froh. Die Fackel würde ihn wärmen. Vor allem aber wollte ich verhindern, dass sich die Wut, die sich in ihr anstaute, aus Versehen entlud. Doch sie hielt mich fest, bevor ich mich entfernen konnte. Sie schlug mir die Fackel aus der Hand und warf sie in das Loch. Wir erschrakten alle, als das Feuer zischend erlosch.

»Gentan hat er getötet, um die Schmerzen eines einzigen Mannes zu beenden«, flüsterte sie mit messerscharfer Stimme. »Warum dann nicht den Plan des Unnennbaren vereiteln? Warum nicht diese beiden Menschen töten und das Leiden vieler verhindern?«

Ich erschrak über ihren Ausbruch. Ich hatte den Bauherrn an den tiefen Löchern vorbeigehen sehen und der Gedanke, er könne fallen, war mir gekommen. Doch nicht einen Augenblick hatte ich an die Möglichkeit gedacht, ihn zu stoßen. Wie einfach, wir würden nach draußen gehen und sagen, es sei ein Unglück geschehen. Den Kriegern fehlte der Mut, die Höhle zu betreten. Das Ehepaar war alt, ihr Tod schien eine natürliche Folge einer waghalsigen Wanderung durch eine glitschige Grotte. Man zögerte das Unheil hinaus, indem man dessen Erdenker ausschaltete. Was für einen Nutzen hatte die Katastrophe, wenn die Auserwählten nicht länger geschont werden konnten?

Mein Vater hielt seine Fackel, die jetzt unsere einzige Lichtquelle war, hoch über seinen Kopf und sagte: »Geh hier weg, Neelata. Misch dich in diese Sache nicht ein. Es ist eine Angelegenheit der Verworfenen, du kannst nichts tun.«

Neelata wich zurück. Bei ihr schienen die Kräuter nicht richtig zu wirken. Ich hörte deutlich ihr erschrecktes Atmen. Sie fürchtete sich vor dem, was geschehen würde, und sie hatte Angst, ohne Fackel zurückzugehen. Der Bauherr saß so still,

dass es schien, als wäre er eingeschlafen. Selbst das leise Zittern seiner Hände hatte aufgehört. Er starrte traurig vor sich hin.

Da Neelata nicht reagierte, fuhr mein Vater fort: »Geh zu den Kriegern zurück und sag ihnen, dass wir darauf warten, dass sich unsere Krüge füllen.« Sie entfernte sich schlurfend. Als ihre Schritte fast verklungen waren, warf mein Vater auch seine Fackel in das Loch.

Es war jetzt dunkel in der Höhle, viel dunkler als all die anderen Male, als ich hier gewesen war. Die plötzliche Einsicht in den Plan meines Vaters brachte mich ins Wanken. An den Sümpfen geschah es von Zeit zu Zeit, dass ein ertrunkenes Kind vorbeitrieb. Kinder fielen so leicht ins Wasser, sie wagten sich zu weit ins Schilf oder verfehlten den Rand ihres Kahns. Sie ertranken und trieben an unserem Haus vorbei. Mein Vater weigerte sich, sie aus der trüben Brühe zu fischen. Er hatte kein Papyrusboot, um die Leiche darauf zu verbrennen, das Kind kam aus irgendeinem Dorf stromaufwärts und wir hatten von den Fischern dort keinen Gegendienst zu erwarten, denn unsere Kinder trieben in die andere Richtung. Mein Vater beschwerte die Leichen mit Schlamm, damit sie sanken. Als ich es das erste Mal sah, schöpfte ich Kraft aus dem Grauen, das mich überwältigte. Der Gedanke an die wogenden Haare, die hervortretenden Augen und die gespreizten Ärmchen machte mich vorsichtig und gab meinem Vater etwas, auf das er verweisen konnte, wenn mein Respekt vor dem Wasser nachließ. Das erste ertrunkene Kind kam mit einer Botschaft, einer nachdrücklichen Bitte, für die ich meine Tränen trocknete. Dadurch merkte ich nicht, wie wirkungsvoll die Bewegungen meines Vaters waren, wie entspannt seine Stimme klang. Doch beim zweiten und dritten Mal war so eine vorbeitreibende Leiche zu nichts mehr nütze. Ich war schon gewarnt, der Sumpf machte mir schon Angst. Als mein Vater eine Schale mit Schlamm füllte und nach dem Kind stakte, saß ich auf dem Bug. Ich sah zu, wie er das Kind mit einem Strick um den Fuß an seinem Boot befestigte, um es ein Stück weiter zu schleppen; das verwesende Fleisch würde sein Wasser nicht trüben. Er fuhr tief in die Sümpfe hinein, wo er das Kind schnell und geschickt verschwinden ließ. Mir schien es schon damals so, als werfe er sein Herz mit unter den Morast.

Jetzt hörte ich, wie er zu dem Bauherrn ging. Seine Bewegungen in der Dunkelheit waren genauso wirkungsvoll wie damals, als er die Kinder sinken ließ, und seine Stimme klang genauso entspannt. Nicht weit von ihm entfernt ertönte ein leises Schnüffeln. Es war der Bauherr. Weinte er noch, an Zazas Schulter gelehnt, während sie die Arme um ihn schlang, damit er nicht umfiel?

»Was, wenn es kein Schiff gäbe?«, fragte mein Vater leise, als er sich zu den beiden hingetastet hatte. »Oder ein schlechtes Schiff, das sinkt. Oder ein halbes, das nicht rechtzeitig fertig ist? Oder ein steuerloses ohne Patriarch? Kommt das Unheil dann auch?«

Die Antwort, die aus dem Dunkel ertönte, kam von Zaza. Sie sprach für ihren Mann, der nur noch hüstelte. »Dann würde alles untergehen. Dann nehmen die Insekten diese Welt in Besitz. Sie erobern sie, bis nur noch eine Steppe übrig bleibt und der Wind, um über sie hinwegzurasen. Dann erklingt nie mehr ein Lied, nirgendwo wird noch eine Haut von einer anderen gerieben. Dann sterben alle Träume.«

Wir führten den Bauherrn und seine Frau genauso umsichtig aus der Höhle, wie wir sie hineingeleitet hatten. Fackeln hatten wir keine mehr, deshalb kamen wir noch langsamer voran. Wir gingen an tiefen, kalten Gruben vorbei, mit einem Mann, der unzählige Jahre gearbeitet und jetzt Aussicht auf das Ende hatte, der sich so hingeeben hatte, dass es uns kraftlos machte. Wir führten ihn ins Sonnenlicht. Wir trugen Wasser mit uns, das so kalt war, dass es schien, als würde es einen mit frostigen Zähnen beißen. Um die Kälte zu erhalten, hatten wir die Krüge in Tücher gehüllt.

Neelata empfing uns fassungslos. Sie stolperte sofort auf uns zu, den Schleier zwischen den Zähnen, der Schritt verkrampft von der Anspannung, mit der sie auf uns gewartet hatte. »Wir zählten auf euch, darauf, dass ihr unser Volk rettet«, fuhr sie uns mit Flüsterstimme an. »Hättet ihr sie doch umgebracht, diese Unheilsbringer, diese Wahnsinnigen, die uns in Unruhe versetzen.«

Doch mein Vater schüttelte den Kopf. Wie der Bauherr war er im Leben auf der Suche nach großen Aufgaben, nach Träumen, die größer waren als der eigene Hof. Und welcher Traum war herrlicher als der Bau eines göttlichen Schiffes, eines

gigantischen Stücks Schönheit, das seine Gestalter aus dem Schatten der Alltäglichkeit heraushob. Einem Vorhaben wie diesem bereitete man ein Ende, indem man eine Heldentat vollbrachte, nicht dadurch, dass man einen alten Mann, der neben einer Grube stand, hineinstieß. Und welche Heldentat konnte das, was hier begonnen worden war, noch aufhalten? Was wir auch unternahmen, die Unbeugsamkeit der Auserwählten war größer.

Der Bauherr segnete die Höhle beim Verlassen. Fortan konnte jedes Wasser aus der Quelle getrunken werden, niemand brauchte sich mehr vor den Toten, die dort ruhten, zu fürchten. Mit lauter Stimme dankte er dem Zwerg. Wir tranken und setzten uns eine Weile um zu rasten. Neelata wartete nicht auf uns. Sie weigerte sich, auch nur einen Schluck von dem Quellwasser zu trinken, und kehrte mit trockenem Mund zur Werft zurück. Ich fragte den Bauherrn: »Was geschieht mit ihr? Wird sie bestraft?«

Der Bauherr saß Hand in Hand mit Zaza auf der Matte, die die Zofen für sie ausgerollt hatten. Wir standen daneben, als Diener, als junges Volk, das noch alles lernen musste. »Neelata ist nicht schlecht«, sagte er. »Sie ist wahnsinnig vor Verzweiflung. Doch sie erhält keine Strafe. Sie ist Hams Frau.«

Das Abliefern des Holzes

Nach dem Besuch der Höhle kam der Regen, schon in der nächsten Nacht, ganz fein nur, der erste nach langer Zeit, da er gewöhnlich von Bergen in weiter Ferne abgehalten wurde. Gerade erst freigegeben, war die Quelle nicht mehr als ein zusätzlicher Vorrat für den Fall, dass der Niederschlag aufhörte. Und er hörte auf, nach ein paar Stunden bereits. Die Schalen in den Hügeln wurden vorsichtig aus den Haltern gehoben und der Inhalt wurde in Krüge gegossen. Nachdem für kurze Zeit ein paar Pflanzen in den Felsspalten erschienen waren, hatte der Wind die Landschaft im Nu getrocknet und ihr wieder das müde, welke Aussehen von einst verliehen.

Doch die Erinnerung blieb. Sie stellte alles auf den Kopf. Plötzlich war das, was am Tage des Unglücks auf der Werft gesagt worden war, nicht länger das Geprahle eines alten Mannes, sondern eine Prophezeiung. Zum ersten Mal gab es ein deutliches Zeichen dafür, dass er Recht hatte. Die Worte des Bauherrn hätte man vergessen können, dass Regen gefallen war nicht. Von neuem wurden Betrachtungen angestellt. Selbst der Klang der Lieder änderte sich. Sie hatten einen Rhythmus, der mir noch nie aufgefallen war. Die Lauten wurden fester gezupft als zuvor. Und obwohl das aufgefangene Wasser süß war, wütete es in den Träumen aller, die auf der Werft lebten.

An der Arche wurde gearbeitet wie nie zuvor. Egal, wie dunkel es war, die ganze Nacht über war das Rufen, Bohren und Sägen zu hören. An verschiedenen Stellen führten Krieger wie Sklaventreiber Aufsicht. Der Bauherr rief meinen Vater jetzt täglich zu sich. Stundenlang sprachen sie über den Stand der Dinge, über das Kalfatern und Dichten. Die Frage, ob man ein Ruder, eine Pinne oder einen Anker brauchte, tauchte wieder auf, wurde von dem Bauherrn aber beiseite geschoben. Darüber, dass das Schiff hoch und elegant sein sollte, waren sich jedoch beide einig.

Ham kam nicht mehr zur Raupenhütte. Er arbeitete genauso angestrengt wie mein Vater. Ich sprach ihn an, um zu fragen, wo er bliebe, doch er fürchtete sich zu sehr vor der Prophezeiung des Orakels um meine Frage zu beantworten. Manchmal sah

ich ihn über die Werft gehen. Er hatte seine Hände in den Ärmeln versteckt und sein Blick war gehetzt. Er gab seinen Arbeitern die letzten Aufträge. Die Einteilung wurde endgültig, Entscheidungen, die lange verschoben worden waren, wurden getroffen, schwebende Probleme ein für allemal angepackt.

Der Regen kehrte zurück. Zuerst fiel er als feiner Schleier, der den Staub ergriff und lautlos auf das Land herabfallen ließ. Dann kamen die großen Tropfen. Sie schlugen in den Sand und hinterließen Löcher. Wir lauschten dem Geräusch wie den ersten Worten eines Menschen, der lange geschwiegen hat.

Die Werftbewohner wurden aufgefordert jedes Stück Holz abzuliefern.

»Warum tretet ihr das ab?«, fragte ich die Leute, die Bretter zur Werft trugen.

»Das letzte Opfer«, sagten sie. »Wenn wir es nicht hergeben, sind wir nicht rechtschaffen.«

»Wisst ihr denn nicht, dass die Plätze auf der Arche gezählt sind?«, fragte ich, doch ich hatte noch nicht ausgedet, da wurde ich schon von Kriegen umringt. Sie stellten sich wortlos neben mich, mit erhobenen Speeren und grimmigen Gesichtern, immer zahlreicher, und alle behaupteten, Neffen des Bauherrn zu sein. Mit Geißeln und Peitschen bewaffnet, stiegen sie die Klippe hinauf und stellten sich vor unser kleines Haus, wo sie so lange ausharrten, bis mein Vater die Nägel daraus entfernt und Brett für Brett abgerissen hatte. Das Boot blieb unbemerkt, das lag gut versteckt unter den Reisigbündeln auf der Wiese.

Wir kehrten wieder zu unserer Grube zurück. Wer kein Zelt hatte, schlief ungeschützt. Nachts fühlten wir die Asche über uns hinwegstreichen und morgens meinte man, wir wären im Schlaf steinalt geworden. Unsere Haare waren grau und unsere Gesichter sahen aus wie eine Maske. Meine Mutter schien am wenigsten darunter zu leiden. Gerade jetzt, wo es so viel Wasser gab, bat sie uns, sie nicht zu waschen. Zum ersten Mal in ihrem Leben erlaubte sie es, dass wir sie nicht einölnen. Es war bestürzend. Seit wir die Sümpfe verlassen hatten, war sie schöner denn je. Die Landluft sorgte dafür, dass sie nicht so schnell klebrig wurde und Liegewunden schnell heilten. Sie wirkte jünger als vor unserer Abreise, mit einer Haut, die dank des reifen Öls glänzend und gesättigt aussah. Alles an ihr war schlank und rein, es war unbegreiflich, dass sie sich weigerte gewaschen zu werden. Erst später haben wir verstanden, dass sie uns damals schon die Chance

gab, unser Leben zu retten. Sie wollte, dass wir uns die Zeit nahmen, einen Plan zu bedenken, einen, in den sie in keinerlei Weise einbezogen zu sein wünschte.

Sie wollte, dass mein Vater das Boot zu Ende baute.

»Dazu ist noch Zeit, Frau, du wirst schon sehen.«

»Woher weißt du, dass noch Zeit ist?«, fragte ich, weil meine Mutter es wissen wollte.

»Die haben wir uns in der Höhle verdient.«

»Sorge für ihn«

Meine Mutter wollte noch etwas anderes sagen, doch wir machten uns nicht die Mühe, ihr zuzuhören. Alle redeten so viel in jenen Tagen, das Gemurmel hing über der Werft wie ein dämpfender Vorhang. Mit der Zeit verstand man niemanden mehr, jeder gab seinen Kommentar, alle sprachen durcheinander. Deshalb achteten wir nicht darauf, was sie sagte, es war nicht mehr als das Flüstern ihres Augenlids, in jenem Moment kaum bedeutsamer in unserem Leben als der Flügelschlag eines Schmetterlings.

Das Gemurmel, das über der Werft hing, ging aus der neuen Stille hervor. Es hätte ein schöner Augenblick sein müssen. Die Holzbearbeiter hatten die letzten Nägel in die Arche geschlagen, die letzte Späne war gefallen, das Feuer unter Japheths Pechtöpfen gelöscht, die Gräser, die Sems Gerüst zusammenhielten, waren mit Buschmessern durchgehackt und die Bambusstöcke aufgestapelt worden. Das Klopfen, das schon seit Jahren durch das Tal dröhnte, hatte aufgehört. Die Arche war fertig.

Es herrschte noch Betriebsamkeit, Leute liefen hin und her, um Waren an Bord zu bringen, und noch immer wurden die Amphoren langsam mit Regen- und Quellwasser gefüllt. Sämtliche Werkzeuge und Holzreste wurden auf das Schiff geladen für den Fall, dass während der Reise Reparaturen ausgeführt werden mussten. Große Mengen Bambus und Gräser, Matten und bestickte Kleider wanderten über die Landungsbrücke. Die Frauen rollten Pressen, Nussknacker, Klammern und Feilen in Blätter und stapelten sie neben ihrem Zelt auf. In versiegelten Behältern trugen sie Laudanum und harzreiche Rinde über den Steg. Die Menschen brachten ihre Besitztümer zum Eingang des Schiffes. Sie sagten: »Ich habe sieben Kinder, das sind die Matten, auf denen sie schlafen. Können sie schon mal an Bord? Die Kinder sind klein und ich fürchte den Aufruhr des Moments. Wir schlafen solange auf dem Boden.«

»Geh nicht ohne weiteres davon aus, dass du mitfährst«, antwortete der Krieger an der Landungsbrücke. »Du weißt nicht, ob du auserkoren bist, bis der Tag angebrochen ist.«

Der Regen war nie weit entfernt. Er kam und ging, er machte das Land grüner, als wir es je gesehen hatten. Als sein Auftrag erfüllt war, wurde Ham krank. Die monatelange Müdigkeit schlug zu, seine Kraft brach. Ich begegnete ihm nirgends mehr, nicht einmal auf dem Vorhof in der Morgensonne. Ich betrat den Zeltteil des Bauherrn, doch in den seines Sohnes wurde ich nicht gebeten.

Schließlich rief mich Zaza zu sich. Ihr Zeltteil war mit Kräutersäckchen voll gestellt. Mit ihren von der Gicht entstellten Händen malte sie mit schwarzem Farbstoff Zeichen darauf, steckte getrocknete Blätter daran fest und verstaute sie in Holzkisten.

Ich war früher schon einmal hier gewesen. Jedes Mal, wenn ich hereinkam, erfreute ich mich an ihrem Treiben, an diesem Haben und Behalten eines Menschen mit Leidenschaft, an dem Geruch, der durch die Zeltwände drang. Ich war eifersüchtig auf das, was sie alles besaß. Ich malte mir aus, was man damit machen könnte, wenn man die Kräuter und Samen zerstampfte und mit Öl mischte, erwog manchmal sogar, ein paar der Säckchen verschwinden zu lassen; sie würde sie sicher nicht vermissen. Doch ich bestahl sie nicht. Sie gehörte zu den Frauen, die einem beibrachten, sich einen Vorteil zu verschaffen, und nicht, sich selbst zu verleugnen. Sie bat mich, sie zu Hams Zeltteil zu begleiten, wo dieser nach Luft schnappend auf seiner Matte lag. Schweiß perlte auf seiner Stirn und er war ganz blass im Gesicht.

Zazas Finger waren so steif, dass sie nicht mehr in der Lage waren zu streicheln. Sie hatte versucht, auf seine Brust zu klopfen, hatte den Schleim jedoch nicht lösen können. Ich machte es, wie es sein musste. Als er endlich ruhig wurde und die Augen schloss, sagte Zaza: »Wir nannten ihn den Dunklen, weil er bei seiner Geburt der Dunkelste von allen war, und sieh ihn dir jetzt an, so blass. Er sollte mein Unbezähmbarer werden. Wünscht sich nicht jede Frau wenigstens ein unbezähmbares Kind? Doch er wurde der Liebling seines Vaters und das zähmte ihn.« Sie zog meine Hände zu sich heran und hielt sie fest. Ihre Finger waren dünn, die Zeit hatte ihre Knochen porös gemacht. Sie sagte: »Er war so klein, als er geboren wurde. Mitten in der Nacht schrak ich aus dem Schlaf hoch, um zu fühlen, ob er noch atmete. Sein Leben lang habe ich ihn abgetastet, ihn immerzu befühlt, um sicher zu sein, dass er genug zunahm. Sorge für ihn, Re Jana, jedes

Mal, wenn Neelata es nicht tut. Lege deine Hände auf ihn und prüfe seinen Zustand.«

Zaza wurde still, als Neelata hereinkam. Neelata brachte Wasser, um das niemand gebeten hatte, und kniete sich wie wir neben das Krankenlager. Sie sagte: »Die schwere Arbeit hat mit seinem Fieber nichts zu tun. Krank vor Verlangen, das ist er, etwas anderes ist es nicht.«

Ich wusste, was los war, er versuchte, sie öfter zu seinem Zelt kommen zu lassen, wenn möglich jeden Abend, doch sie liebte die Abende bei ihren Zofen und ließ sich von seinen Versprechen nicht locken. Ebenso wenig durfte er sich ihr nähern. Sie kratzte wie eine Katze. Sie hatte eine Todesangst auf dem Schiff, das sie »den Sarg« nannte, ein Kind gebären zu müssen.

Wir legten Ham in die Wanne meines Vaters um seinen Körper abzukühlen. Danach rieben wir ihn mit Asche ein, um ihn vor den Insekten zu schützen. Wir taten es zusammen, Zaza, Neelata und ich. Er wusste es nicht. Er wimmerte und schlug uns von sich weg. In seinen Fieberträumen hielt er uns für Raubtiere aus den Hügeln.

Um gesund zu werden, begab sich Ham, getragen von seinen beiden Brüdern, zu seinem Vater und beichtete, was inzwischen bereits alle wussten: dass er eine Nische gebaut hatte. »Für den Zwerg«, erklärte er, doch die Lüge ließ ihn husten, bis er fast erstickte. Der Bauherr befahl ihm, zu seinem Krankenlager zurückzukehren und nicht länger über seine Tat nachzugrübeln. »Der Zwerg inspirierte uns zu Dingen, die wir nicht verstehen«, sagte er. »Auch für mich war die Versuchung groß, ihn auf die Arche zuzulassen. Doch er ist tot. Er war ein Bote und wird es bleiben, wenn auch in einer Gestalt, die wir nicht erkennen.«

Etwa zur selben Zeit sah ich Put im Gespräch mit Zedebab. Es stand noch eine zweite Frau dabei, Zedebabs Zwillingschwester, ihr völliges Ebenbild. Ich konnte sehen, dass sie Put einen Sack mit getrocknetem Mist anboten, hervorragendes Material für ein Feuer, das wir nicht mehr mit Holz machen durften. Ich ging zu ihnen um zu schauen, wofür er dieses Geschenk erhalten sollte.

»Wir bieten ihm das«, sagte Zedebab oder war es ihre Schwester, »und wir bieten dir das Doppelte, wenn ihr uns erzählt, wo sich die Nische befindet, die der

Schiffsbauer angefertigt hat.« Sie waren beide klein und dünn, sie trugen unzählige Ringe an den Ohren und bewegten sich auf dieselbe Art.

Put und ich sahen sie ungläubig an. Noch nie hatten wir zwei Menschen gesehen, die so gleich waren, die dasselbe zu sagen und zu denken schienen, nach einer kurzen Bemerkung von mir jedoch so in Streit gerieten, dass sie Flecken im Gesicht bekamen und aufhörten, einander zu ähneln, beinahe so, als hätten sie sich dazu entschlossen. Die Bemerkung, die ich gemacht hatte und die ihren Streit entfachte, war: »Was habt ihr von der Nische? Wer sich darin versteckt, wird sofort gefunden.«

Das Fest von Vorarbeitern und Kriegern

Es sollte ein Fest geben. Die Frauen sorgten für Kopfschmuck und Tuniken. Die Federn wurden sorgfältig nach Form und Farbe ausgewählt. Sie nahmen die vom Tukan, Trogon und Kranichvogel. Sie sammelten sie abends und befestigten sie mit Draht im Gewebe. Da es regnete, blieb der Vorhof leer und alle kamen im roten Zelt zusammen. Die Vorarbeiter setzten sich im Kreis auf den Boden und schlugen auf Trommeln. Der Bauherr ließ Wein bringen. Und da er jetzt die Wohltat eines Bades kannte, bat er mich, allen die Arme und Füße zu waschen und sie mit Öl einzureiben.

Das Zelt war zu klein für so viele Menschen. Ich bekam Beine angereicht, die ich lieb, ohne zu wissen, wem sie gehörten. Die Männer genossen die Pflege. Sie machten alle Scherze, die einem Rrattika einfallen, wenn eine junge Frau einen Mann einölt. Je mehr sie tranken, desto lauter sangen sie. Mein Vater füllte seinen Becher viele Male. Zu meinem Erstaunen kannte er nicht nur jeden Vorarbeiter, sondern auch alle Krieger beim Namen. Er war stolz auf das Bauwerk, ließ sich von den anderen auf die Schulter schlagen und gratulieren. Er bestand darauf, dass ich auch etwas trank. »Entspann dich, Re Jana«, flüsterte er mir zu. »Der Regen ist nicht mehr als ein Schauer. Es dauert Wochen, bis dieses Land überflutet ist.«

Erst weit nach Mitternacht konnte ich meine Sachen zusammenpacken. Ich hatte alles getan, worum sie mich baten. Der Wein hatte mich nicht fröhlich gemacht, nur schwindelig. Ham bemerkte es. Er nahm nicht an dem Fest teil. Er hatte seinen Vorhang hochgebunden und beobachtete die Anwesenden mit fiebrigem Blick. Ich hatte ihm Wein angeboten, um die Schmerzen zu lindern, doch sein Magen gestattete es ihm nicht, etwas anderes zu sich zu nehmen als das Wasser, das ich für ihn holte. Als ich mich zum Gehen bereitmachte, sagte er: »Warum schleppst du dich mit deiner Mutter ab. Lass sie hier, wir kümmern uns schon um sie. Sie wird keinen Durst leiden und auch nicht frieren.« Meine Mutter blinzelte begeistert mit ihrem Auge und so ließ ich sie bei Ham zurück.

Mitten in der Nacht wachte ich fröstelnd auf, von einer bangen Ahnung befallen. Wie hatte ich so etwas tun können, diese schöne Frau in einem Zelt

zurückzulassen, in dem gefeiert wurde? Mein Vater schnarchte laut neben mir, sein Schlaf war der Rausch, den ich bei ihm lange nicht mehr gesehen hatte. Ich stand auf und ging zu dem roten Zelt. An der Stelle, hinter der sie sich befand, legte ich mein Ohr an die Zeltwand. Ihre Atemzüge waren deutlich zu hören. Sie schlief. Um sie herum war es totenstill und ich war beruhigt.

Als ich am nächsten Morgen zurückging, um sie zu holen, war sie gewaschen und gekämmt. Im Zelt waren nicht mehr viele Leute, nur Sem, der ausgestreckt auf einem Stuhl saß; selbst der fiebrige Ham hatte endlich seine Matte verlassen.

»Wer hat sie versorgt?«, fragte ich mit derselben bangen Ahnung wie in der Nacht.

»Ich nicht«, antwortete Sem.

»Wer dann?«, fragte ich die Mädchen hinter dem Frauenzelt.

»Keine von uns«, sagten sie. Im Vorhof lagen Krieger zwischen den Pfützen, ich stieß sie an, bis sie die Augen öffneten, und fragte sie, wer meine Mutter gewaschen hatte.

»Meinst du das hübsche Ding da in der Ecke? Das willige Frauchen, das faucht, ohne zu kratzen? Gewaschen haben wir sie nicht, nein.« Sie lachten dröhnend.

Ich beugte mich über meine Mutter. Sie roch nach dem Öl, das ich bei Ham zurückgelassen hatte. Als ich sie fragte, was mit ihr passiert sei, antwortete sie mit einem Auge, das wegdrehte wie ein trudelnder Vogel, den der Pfeil in den Hinterkörper trifft statt ins Herz.

Der Wille meiner Mutter

Mein Vater konnte sie nicht trösten und ebenso wenig ihren Zorn besänftigen. Sie fand die Wahl des Zwerges am besten. Unsere Ahnung äußerten wir nur flüsternd, wir wollten nicht, dass sie es hörte. Wir wisperten es, während um uns herum das Mandelpulver aufstob, das der Wind aus meinem Mörser schöpfte. Wir taten so, als sprächen wir von nichts Besonderem, nur über die Unbilden des Windes, doch wir sagten: »Sie will beweisen, dass sie noch einen Willen hat. Den Willen zu sterben.«

Mein Vater und meine Mutter redeten tagelang miteinander. Sie hielten den Inhalt ihrer Gespräche vor mir geheim, vor mir, die so oft ihr Sprachrohr gewesen war, die immer ihr Bestes getan hatte, um sie nah beisammen zu halten. Wenn an schwülen Nachmittagen die Unruhe meines Vaters groß war und er sich verzweifelt an ihr rieb, hatte ich an ihrer anderen Seite gelegen und ihm meine Arme über sie hinweggereicht. Mit geschlossenen Augen hatte er das Gefühl, meine Finger und Hände wären die ihren. Dann stöhnte er bei der Berührung, bis aus dem Stöhnen ein Schluchzen wurde.

Sie bat meinen Vater, ein Boot aus Papyrus zu bauen, ein längliches mit hohen Schanzkleidern, so eines, auf dem bei uns zu Hause die Toten verbrannt wurden. Er nahm mich zu den Lagern mit und wählte aus den durch Matten geschützten Schilfvorräten aus. Es gab biegsame Bündel zum Abdecken von Käfigen und zur Einteilung von Räumen, dünne Stiele für die Sitzstangen von Vögeln, aber auch Bambus, so dick wie ein Arm, für Käfige, in denen die großen, gefährlichen Tiere untergebracht werden sollten. Mein Vater baute ein Boot aus Papyrus, wie er in seinem Leben bereits mehrere gebaut hatte: eines für seine Mutter, eines für seine beiden Brüder, die zusammen umkamen, und eines für meinen kleinen Bruder, der am Ufer ertrank. Er stellte sich nur bei Schauern unter, sobald die Sonne durchkam, nahm er seine Arbeit wieder auf.

Immer wieder versammelten sich Leute um sein Bauwerk. Sie wussten nichts von der Tragkraft von Schilf und lachten über sein Treiben. Manche hielten es für einen Akt der Rebellion, mit dem der Bauherr und seine Krieger lächerlich

gemacht werden sollten. Doch als das Papyrusboot fertig war, betrachteten sie es voller Bewunderung. Niemand von ihnen dachte beim Anblick der Gondel an den Tod.

Mein Vater bat mich und Put, ihm dabei zu helfen, das Boot weit in die Hügel hineinzutragen, bis zu den dickfingrigen Sträuchern. Er hatte den Ort gewählt und vorbereitet. Er hatte Reisigbündel gesammelt und eine große Kanne Öl im Gebüsch versteckt.

Put, der arme kleine Junge, der nichts von alledem begriff, schleuderte zum ersten Mal in seinem Leben eine Ente aus der Luft. Die kochten wir fernab von allen anderen und hielten den Topf sorgfältig geschlossen, sodass der Duft nicht entweichen konnte. Wir stampften das Fleisch zu Brei und fügten Salz und Kräuter hinzu.

Mein Vater stützte meine Mutter im Rücken und fütterte sie Bissen für Bissen. »Weißt du noch«, fragte er, »wie deine Küken ins Wasser gingen?« Sie blinzelte. Ich hatte es miterlebt. Wenn die Küken, die sie ausgebrütet hatte, reif genug fürs Wasser waren, stieg sie in ihren Kahn und ließ sie hinter sich herkommen. Mein Vater fand es einen schönen Moment, er klatschte dann jedes Mal in die Hände. Doch wir Kinder befürchteten das Schlimmste. Wir wussten, dass manche Küken überhaupt nicht schwimmen konnten. Mitunter hatte eines in der Reihe Schlagseite. Dann hing das ungeschickte Ding minutenlang kopfüber im Wasser. Die Großen unter uns konnten schon ein Floß steuern. Selbst wenn es spät war und schon kalt, schrien wir, um dem Küken helfen zu dürfen. Doch meine Mutter verbot es uns. Sie wollte wissen, wie viel Kraft das Junge hatte. Manchmal warf sich eines wieder herum. Dann erschien sein Köpfchen erlösend über Wasser und es schwamm etwas schneller, um seine Nestbrüder einzuholen. Doch ab und zu sahen wir auch, wie die Versuche schwächer und die Bewegungen der Flügel und Beine hölzerner wurden, nicht mehr als ein kraftloses Geplantsche, das schließlich ganz endete. Dann wurde das Küken von den Fischen geholt.

Put weinte, als mein Vater über früher sprach, und ich auch. Wir fingerten an unseren Gürteln herum, zogen die Beine an und legten das Kinn auf die Knie. Meine Mutter regelte noch ein paar Dinge. Sie machte meinem Vater deutlich, dass ich ihre Wünschelrute bekommen sollte, ungefähr das Kostbarste, das sie

besaß. Ich grub meine Hände in die Erde. Ich wusste, dass ich auf einen Schmerz wartete, der tiefer ging, als ich ausloten konnte, und fühlte die Angst in mir hochsteigen. Während des Wartens war es schwer, nicht die alten Argumente zu wiederholen: Wir hatten noch das Boot meines Vaters. Es war nicht schlimm, auf engem Raum zu leben. Vielleicht kam das Wasser nicht einmal.

Doch jedes Mal, wenn über das Wasser oder das Boot auf der Wiese gesprochen wurde, selbst flüsternd, damit sie es nicht hörte, füllte sich das Auge meiner Mutter mit Schrecken. Die Brunnen, die stiegen, die Tümpel, die über die Ufer traten, die Steine, die glitschig wurden, und die Hügel, die so viel grüner waren als zuvor, ließen sie ängstliche Blicke um sich werfen. Sie war hierher gekommen, damit sie nie mehr an einer Wasserlinie stehen musste. Sie hatte die Reise durchgestanden, weil man ihr versprochen hatte, sie nie wieder auf ein schwimmendes Gefährt zu tragen. Doch wenn die ganze Welt überflutet wurde, wie konnte sie dann entkommen? Sie auf das Steigen der Gewässer warten zu lassen, war zu grausam, sie auf ein Boot oder eine Arche zu tragen ebenfalls.

Deshalb brachte sie mein Vater nach einem langen Nachmittag mit essen, reden und schweigen zu dem Ort in den Hügeln, an dem er das Papyrusboot gebaut hatte. Ich blieb mit Put zurück, er an mich gedrückt und verstummt. Es dauerte endlos, bis wir die Rauchsäule sahen. Wildenten kamen vorbei, allerhand Wasservögel, die in einem Bogen um den Rauch herum flogen. Und am nächsten Morgen, nach einem ermattenden Schlaf unter einem klapprigen Schutzdach, mit nichts anderem als Träumen von meiner Mutter, hingen lange, glänzende Fäden über dem Zeltlager. Sie verbanden die Bretter mit den Felsen und die Pfahlzäune mit den Maurerkellen, es waren die Fäden der Seidenraupen, die mein Vater in den Wind geworfen hatte.

»Es ist perfekt gebaut«, sagte mein Vater hinterher. »Es ist das schönste Papyrusboot, das meine Hände je gemacht haben.« Meine Mutter hatte nicht gewollt, dass er sie an Bord trug. Nie mehr auf ein Boot, hatte sie deutlich gemacht, weder tot noch lebendig. Er hatte sie direkt auf die Reisigbündel legen müssen.

Hier kannte ich keinen Ort für meinen Kummer. Zu Hause an den Sümpfen wusste ich sofort, wo ich mich hinsetzen wollte, nachdem ich gehört hatte, dass

meine Großmutter tot war oder meine Onkel, die, von Eberschweinen zugerichtet, nur einen Tag nacheinander ihren Verletzungen erlagen. Dort hatte jeder von uns seinen eigenen Platz und wir schwärmten in der Sicherheit aus, uns gegenseitig nicht zu stören. Auf der Werft des Bauherrn wusste ich nicht, wohin, hier war es überall so voll, in den Hügeln hausten die wilden Tiere und so setzte ich mich unter den Raupenkäfig.

Neelata kam fast unverzüglich zu mir. Die Sträucher waren so niedrig, sie boten dem, der groß war, keine Deckung, und so wusste ich, lange bevor sie mich gefunden hatte, dass sie sich näherte. Sie hatte ein Kissen dabei, auf das sie Rosenmotive stickte. Sie fragte, ob ich das Kissen schön fände. Es sei für mich, sagte sie, später, wenn es fertig war.

Sie stickte, während ich über meine Mutter sprach. Ich stützte mich auf ihre Trage, die ich aus Gewohnheit weiter hinter mir herzog. Durch die jahrelange Benutzung konnte man ihre Körperform noch darin erkennen. Neelata schaute nicht von ihrer Arbeit auf, während ich redete. Das war gut so, denn dadurch fiel mir das Erzählen leichter. Ich sprach über das Leben meiner Mutter und über das, was ihr zugestoßen war. Ich sagte: »Sie schrieb alles ihrem Mangel an Willenskraft zu. Sie dachte, dass sie, wenn sie nur den Willen gehabt hätte, aus dem Kahn hätte steigen können, um meinen Bruder zu holen.« Neelata ließ die Fäden durch ihre Finger gleiten. Ich beugte mich vor, biss vorsichtig in die Haut auf meinem Handrücken und sprach mit meiner Mutter. Ich weinte, dass sie zurückkommen solle.

Neelata war gerade erst hinter den Sträuchern verschwunden, als ich Ham kommen sah. Er hatte eine Decke für mich dabei, ein wollenes, tröstendes Tuch, das er mir um die Schultern legte. Die Wolle kratzte an meinen Wangen, die nass und glasig waren.

»Weine nicht«, sagte er, »sie hat dich vor einem viel größeren Verlust bewahrt.«

»Welcher Verlust kann größer sein als dieser?«

»Ein Tod gegen ihren Willen. Ein Tod, der langsam kommt wie steigendes Wasser.« Das Fieber hatte einen rosigen Rand auf seiner Lippe hinterlassen. Er schaute von mir weg, als ich von ihr erzählte. Ich wusste, dass er es gewesen war, der meine Mutter nach der langen Nacht im Zelt gewaschen hatte. Er hatte sein

Bestes getan um die Spuren, die die Krieger auf ihr hinterlassen hatten, zu beseitigen. Schuld trug er keine, die Krieger hatten sie von ihm weggeholt, während er schlief.

Wir machten einen Gedenkstein. Ham suchte die Umgebung ab um einen geeigneten Stein zu finden. Als er ihn gefunden hatte, brachte er ihn zu der Stelle, die ich ihm zeigte. Er meißelte eine Seeschwalbe hinein, den Glücksvogel meiner Mutter.

Dann nahm er mich in die Hügel mit. Er wolle von dem Raupenkäfig weg, behauptete er, und das so weit wie möglich. Fernab von allen Plätzen, die uns vertraut waren, baute er eine Steinsäule, es gab keine befiederten Krieger, die ihm halfen. Er sagte: »Ich habe Neelata zur Frau genommen, weil sie zu mir gehört. Sie stammt aus einem Geschlecht, das unser Volk groß gemacht hat.« Er stellte sich hinter mich und umschlang meinen Hals, den Ellbogen auf meiner Brust und die Hand in meinem Nacken. »Aber bist du nicht meine rechtmäßige Frau? Habe ich mich nicht lange, bevor Neelata kam, neben dir zur Ruhe gelegt?« Er zeigte auf die Säule. »Die errichte ich für dich.« Seine Schulter berührte meinen Rücken, doch ich entfernte mich von ihm.

Ich streifte durch die Hügel und traf nur scheue Tiere, die mich mitleidig ansahen. In den Sträuchern stand noch immer das Papyrusboot, für die Reise in die Unterwelt geschmückt, durch den Willen meiner Mutter jedoch nicht verbrannt. Nirgendwo auf den ausgedehnten Hügelrücken fand ich einen geeigneten Platz für meinen Kummer.

Die Reue

Nach dem Tod meiner Mutter verwandelte sich mein Vater in einen Mann, den ich nicht wieder erkannte. Er mischte sich unter die Rattika. Krieger kamen zu ihm, Männer, von denen ich wusste, dass sie in jener Nacht bei meiner Mutter mit dabei gewesen waren, doch mein Vater griff nicht zu seinem Dolch um sich zu rächen; im Schein des Feuers unter seiner Teekanne wechselte er leise Worte mit ihnen. Sein Verhalten alarmierte mich. Ich dachte, er hätte den Verstand verloren. Erschreckt stellte ich fest, dass ihm die Dinge, die sie aßen, ihm zu schmecken begannen.

Er wurde ein Ratgeber, wie die Rattika noch keinen gekannt hatten. Er stachelte sie an, einen Plan zu schmieden. »Es ist wichtig, dass die meisten weiter glauben, es gäbe genug Platz für alle«, sagte er. »Doch um wirklich einen zu erobern, wird es Kraft und Geschicklichkeit brauchen. Darauf müsst ihr euch vorbereiten.«

Erst viel später habe ich begriffen, was er im Schilde führte. Er handelte nicht aus Bestürzung. Er ließ sich aufnehmen. Er tat, was er nie zuvor getan hatte: Er drang in die Welt dieser Menschen ein, nicht, weil er Gesellschaft suchte, sondern weil er an einer Lösung arbeitete. Er versuchte unser Leben zu retten. Und er hegte Rachegefühle.

Das Wasser im Tümpel stieg, mehr Zelte mussten umgestellt werden, Reisende kamen mit Berichten über Überschwemmungen weit weg. Die Hügel saugten sich voll Wasser, sie glichen riesigen Schwämmen, auf die man nur einen Fuß zu setzen brauchte, um die Feuchtigkeit aus ihnen zu drücken. Um uns herum begannen die Menschen, alles zu hamstern, was treiben konnte. Sie bauten Flöße. Sie liefen weite Strecken, um Zweige zusammenzuzurren und mit Zeltplanen zu umspannen. Andere bewaffneten sich überreichlich. Sie bildeten kleine Milizen, die auf den Feldern trainierten. Es waren die Emsigsten unter den Rattika, Menschen mit Unternehmungsgeist und dem Mut, sich gegen die etablierte Ordnung zu erheben. Sie wussten, dass sie alle etwas verbochen hatten, wodurch ein Platz auf dem Schiff für sie nicht selbstverständlich sein würde.

Auch unter die, die keine Waffen und Kriegsgewänder trugen, mischte sich mein Vater. Ihnen gab er einen ganz anderen Rat. Er wurde Mitglied von Geheimbünden. Sie tagten tief in der Nacht. Zusammen mit Männern und Frauen mit unterschiedlichem Hintergrund ärgerte er sich über die Leute, die nur schliefen, um den Regen nicht sehen zu müssen. Wir sind so müde, sagten sie, wir haben so viel zu tun gehabt. Er fiel auf mit seiner dunklen Haut, es dauerte nicht lange, bis er die Werft nicht mehr überqueren konnte, ohne zehn-, fünfzehn Mal angesprochen zu werden. Er bat die Menschen, nicht länger zu schlafen, als die Nacht dauerte. Er rief sie zum Handeln auf. »Rettet euch. Fügt euch nicht einfach in euer Schicksal. Überlistet den Unnennbaren und trotzt ihm eine zweite Chance ab. Baut ein Boot und deckt euch mit Vorräten ein.«

Selbst jetzt, wo die Arche fertig war, verstanden nur wenige, wie man das machte. Sie waren weiter geneigt, zuerst einen Rumpf aus vielen kleinen Stücken anzufertigen und dann erst die Spanten und Duchten hinzuzufügen. Mein Vater zeigte ihnen, dass man zuerst den verstärkenden Kiel machte und danach den Aufbau daran befestigte. Zum ersten Mal in seinem Leben genoss er den Luxus, Boote aus den teuersten und härtesten Holzsorten herzustellen, Sorten, die er nie zuvor in den Händen gehalten hatte und die nach Notaufrufen von angesehenen Kriegern für viel Geld und Silber von Karawanen hierher gebracht worden waren. Er bekam Hilfe, sehr viel Hilfe von Holzarbeitern, die jetzt, nachdem der Bau der Arche beendet war, nichts mehr zu tun hatten. Wenn ein Boot fertig war, wurde es tief in der Nacht zu einem geheimen Ort in den Hügeln getragen. Die Auftraggeber handelten diskret. Sie hatten Angst vor der Meute, wenn das Wasser kam.

Und mein Vater machte ihnen vor, wie man Reue zeigt. Er zog als Erster ein Bußgewand an und gab seine letzten Besitztümer weg. Er behielt nur noch die Dinge, die er für seine Pläne brauchte: sein Messer, einen Haken, seine große Reuse, Seile, vier Krüge, die nahtlose Decke meiner Mutter und einen Trichter. Doch von seinem Joch, den Koffern und Speeren, ja, selbst von dem Beutel mit Katzennägeln trennte er sich. Manche Werftbewohner hörten auf seinen Rat und folgten seinem Beispiel. Was sollten sie sonst tun? Von ihren eigenen Weisen hatten sie nicht viel. Denn die Weisen der Rrattika, sie, die immer alles so gut

wussten und die bei früheren Gelegenheiten wertvolle Gegenstände für ihren Rat entgegengenommen hatten, verkrochen sich wie Mäuse in ihren Löchern und rührten sich nicht. Nur bei meinem Vater fanden die Menschen Hilfe, da er der Einzige war, der noch sprach. Sie schoren sich die Köpfe kahl und legten die Haare auf einen großen Haufen, Zöpfe, krause und glatte Strähnen, alles durcheinander. Auf einen anderen Berg warfen sie ihre Kleider, auf einen weiteren die Schuhe. Wie sie dort standen, mit ihren dünnen Beinen, die unter den Decken herausragten, alle mit denselben kurz geschorenen Köpfen, sahen sie anrührend aus und man konnte sich nicht vorstellen, dass sie Unheil auf sich herabgerufen hatten.

Der Bauherr ließ seinen Blick über die Bußübung schweifen und sagte: »Was ihr macht, ist kein wirklicher Ausdruck von Reue. Ihr opfert, ihr tut, was ihr immer für eure alten Götter getan habt. Würdet ihr Reue empfinden, dann würdet ihr euch die Haare schneiden und euer Herz ändern. Ihr schneidet euch nur die Haare.«

Der Gesang der Arbeiter am frühen Morgen klang bekümmert. Einer fing den Ton des anderen auf und ergänzte ihn. Es hörte sich an, als würden die Hügel selbst klagend singen. Es war so schön, dass ich Missgunst gegenüber diesem Volk empfand, das durch seine gemeinsame Sprache und seine Bräuche, seine Zusammengehörigkeit und seine Gefügigkeit auf der ganzen Welt überleben konnte. Sie waren immer unter Artgenossen und überall zu Hause. Doch ihre Brüderlichkeit hatte ihnen nicht viel genützt. Der Gott, den sie gewählt hatten, gewährte ihnen keinen Aufschub.

Mein Vater sagte: »Mit dem Bauherrn habe ich mitgearbeitet, doch seinem Gott arbeite ich entgegen. Ich baue Boote für die Krieger, sodass sie überleben, völlig gegen seinen Willen. Die Boote sind nicht groß, wichtig ist vor allem, dass sie treiben. Das Unheil wird nutzlos sein, Re Jana, und dafür werde ich gesorgt haben.«

Auch Ham büßte. Er verzichtete auf seinen Platz im roten Zelt und lebte wie wir, ohne Haus, nur mit einem Schutzdach gegen den Regen und einem Stein als Kissen für seinen Kopf. »Ich bin gekommen, um das Boot fertig zu bauen«, sagte

er zu meinem Vater, als er mit seinem Ranzen bei uns erschien. Er besorgte uns so viel Holz, wie wir brauchten.

Die Entdeckung des trossenverstärkten Bootes

Sem und Japheth bekamen Wind davon, dass an vielen Stellen in den Hügeln geheime Boote gebaut wurden. Wie konnte es auch anders sein, es war fast unmöglich, das Schlagen der Hämmer nicht zu hören. Als Erster wurde natürlich mein Vater verdächtigt. Wir waren nicht erstaunt, als die beiden Brüder eines späten Morgens bei uns auftauchten. Sie gingen um das Boot herum und betrachteten jedes Detail. Vier Kojen waren gezimmert worden, zwei auf jeder Seite. Zwischen dem Gesicht des Schlafenden und der Oberseite der Koje war weniger als eine halbe Armeslänge Platz.

»Das hier muss niedergerissen werden«, sagte Sem. »Wie soll der Plan des Unnennbaren gelingen, wenn wir so etwas gestatten?«

»Sie sind freie Menschen«, antwortete Ham, der den Mund noch voller Nägel hatte. »Sie können ein Boot bauen, wenn sie es wollen. Der Unnennbare hat uns nicht den Auftrag gegeben, die Boote anderer zu zerstören.«

»Aber ihre Arbeit ist unsinnig«, sagte Sem mit dem reglosen Blick von jemandem, dessen Wimpern versengt sind. »Wir befinden uns in einer Steinwüste. Wenn Menschen hier ein Boot bauen, kann es nur einem einzigen Zweck dienen: Sie versuchen damit, dem Zorn des Unnennbaren zu entgehen. Sie äffen seinen Auftrag nach. Sie machen ihn lächerlich. Es ist eine List des Schiffsbauers aus den Sümpfen, siehst du das denn nicht? Zuerst überzeugt er unseren alten Vater davon, dass alle gewarnt werden müssen. Nur dann gebe man den Leuten Zeit, Reue zu zeigen, sagt er. Und jetzt, wo alle wissen, was bevorsteht, beginnen sie, Boote zu bauen, statt zur Einkehr zu kommen! Du weißt, was demnächst geschehen wird. Wenn die Flut kommt, werden die Nefilim auf die Boote stürmen. Im Nu bevölkern sie die neue Welt und der göttliche Plan ist vereitelt, denn die Tragezeit der Kinder, die sie zeugen, beträgt nicht vierzig Wochen, sondern vierzig Etmale.« Seit einigen Tagen war auch die Klippe sumpfig. Zum Vergnügen stieg man den Pfad nicht hinauf, dazu war er jetzt viel zu glitschig. In Sems Ausführungen lag deshalb auch ein großer Ernst, er war schlammverschmiert und hatte kein Verständnis für einen Bruder, der an diesem Unternehmen mitwirkte. Er nickte

Japheth zu. Der sah sich kurz um, ging zu Hams Werkzeugkorb und ergriff das Beil, mit dem schon vor langer Zeit der letzte Baum aus der Umgebung gefällt worden war.

Ham begriff als Erster, was er vorhatte. Er schoss auf seinen Bruder zu, um ihn zurückzuhalten. Mit ausgebreiteten Armen stellte er sich vor das Boot und sagte: »Lass die Finger von dem Boot, das meine Rettung wird. Wenn du es leckschlägst, ertrinke ich genauso. Ich gehe nicht mit auf die Arche unseres Vaters.« Hams Windhund jaulte durchdringend. Japheth ließ das Beil sinken, bis die Spitze den Boden berührte.

»Sei nicht albern, Ham«, sagte Sem ärgerlich. Seine Schuhe waren für dieses Wetter nicht geeignet. Sie sogten Wasser auf und verrutschten über seinem Spann.

Doch Ham machte keinen Scherz. Selbst mir wurde das erst klar, als er sagte: »Die Arche ist verdammt. Wie kann ich an die Rechtschaffenheit meiner Brüder glauben, wenn sie es zulassen, dass eine lahme Frau in ihrem Zelt missbraucht wird? Einige von uns werden gesegnet werden, andere verflucht, hat das Orakel gesagt. Ich werde den Segen verdienen. Ich gehe auf dieses Boot.«

Mein Vater und ich waren sprachlos. Der Windhund kläffte. Sem und Japheth verließen die Wiese. Japheth hatte kein Wort gesprochen, doch das war bei ihm nichts Ungewöhnliches. Sem sagte ebenfalls nichts mehr, was uns hätte warnen müssen. Doch wir waren durch Hams Entschluss so gerührt, dass uns ein Teil des Geschehens entging.

Am selben Abend ließ sich Ham einen Ring in Form einer Schlange, die ihren Schwanz verschlingt, durch die Nase stechen. Das Zeichen meiner Unbeugsamkeit, behauptete er. Mit uns zu fahren statt mit seinem Vater, schien ein logischer Entschluss. Er war davon überzeugt, dass der Unnennbare unser Boot verschonen würde, wenn er wollte, dass er lebte. Auf rührende Weise war er davon überzeugt, dass jetzt nichts mehr schief gehen konnte. »Unser Boot ist genauso gut wie ihres«, sagte er. Sogar besser, überlegte er einen Augenblick später, wendiger, übersichtlicher und einfacher zu steuern. Worauf mein Vater mit dem Nachdruck desjenigen, der zu viele Kräuter gekaut hat, sagte: »Wenn nicht, werden wir mit all unserer Kraft den Tod erwarten.«

Sem und Japheth ließen unser Boot nicht beschlagnahmen. Es wurde natürlich eine Übereinkunft getroffen, auch wenn ich keine Ahnung hatte, welche, doch ich konnte sehen, dass mein Vater wie ein Gefangener an ein Abkommen gefesselt war. Plötzlich sprach er nicht mehr mit jedem und ließ sich auf der Werft nicht mehr blicken.

Sem, Ham und Japheth gingen zu ihrer Mutter und flehten sie an: »Bring Vater dazu, dass er uns segnet. Lass ihn nicht warten, bis wir auf dem Schiff sind. Dann ist keine Zeit mehr.« Sie wollten den Segen für alle drei gleichzeitig, sodass er niemanden verfluchen konnte.

»Die Segnung hat noch Zeit, ich bin noch nicht tot«, antwortete der Bauherr und schickte Zaza zu ihren Söhnen zurück.

Neelata wusste von Hams Absicht, mit uns zu fahren, wenn das Wasser kam.

»Es ist gut«, sagte sie, »es ist ein guter Plan.«

»Aber wir sind nicht zusammen«, sagte ich.

»Ich behalte Put bei mir, nimm du Ham.«

»Put gehört zu uns, er ist unser Kind.«

»Lass Put bei mir. Ich habe große Vorräte an Honig und Datteln. Er ist bei mir besser aufgehoben als bei dir.«

Wir gingen davon aus, dass unsere Trennung nur vorübergehend war. Wir hatten einen unangemessen festen Glauben an unsere Chance zu überleben. Dennoch litten wir einen Kummer, der mit der Nacht nicht vergeht. Das Einzige, das ihn uns vergessen ließ, war die Schönheit der Arche. Sie war makellos, sie war vollkommen. Ihr Umfang entsprach göttlichen Dimensionen. Es war kein Schiff, sondern dessen himmlisches Abbild. Ihr Anblick spendete uns Trost.

Camia

Wir mussten wieder umziehen. Mein Vater und ich waren daran gewöhnt, mit einem steigenden Wasserpegel umzugehen. Wie oft hatten wir an den Sümpfen in unseren Booten übernachten müssen, weil es so stark regnete. Wir hoben Gräben aus und säuberten sie nötigenfalls täglich von Gestrüpp. Doch nach einer Weile wurde es in der Grube trotz unserer Vorsorge zu schlammig und so kühl, dass wir zwei Bußgewänder übereinander trugen. Wir lebten in einem ständigen Zwiespalt: Wasche ich den Schlamm aus meinen Kleidern, wenn ja, wie bekomme ich sie dann wieder trocken? Die Vorräte verderben, Werkzeuge rosteten und Wunden heilten nicht mehr. Wer noch unten wohnte, packte seine Sachen und zog in die Hügel. Selbstverständlich gingen wir zu unserer Wiese zurück.

Noch mehr Leute hatten sich am Hang niedergelassen, die kleine Camia zum Beispiel und ihre blinde Mutter. Ihre Augen waren entfernt worden, was uns misstrauisch stimmte, da wir wussten, dass für einen Teil der Völker, die wir kannten, das Ausstechen von Augen die Strafe für Verrat war, doch sie war so lieb und herzlich zu dem Kind, dass sie schnell unsere Freundschaft gewann. Sie schien eine seltsame Ruhe darin gefunden zu haben, dass alle dasselbe Schicksal ereilen würde. Sie nahm ihrer Tochter die Angst, indem sie eine Geschichte über einen schönen, blauen Fluss erfand, der alle Menschen mitführen würde, man brauchte nur die Augen zu schließen und sich treiben zu lassen und vor allem keine Angst zu haben, wenn sich das Wasser über einem schloss, denn das war nun einmal der Sinn. Unter Wasser reiste man schneller. Dort war es still. Man wurde leichter und die Haare bewegten sich in der Strömung. Die blinde Frau machte entsprechende Bewegungen, sie warf Camias Haare hoch und ließ sie langsam wieder fallen.

Put fand in dem kleinen Mädchen eine Spielgefährtin. Einer kannte die Gedichte des anderen, die Worte unterschieden sich manchmal, doch der Rhythmus war derselbe. Das Mädchen schien in der nassen Umgebung außerordentlich gut zu gedeihen. Wie ihre Mutter schnupperte sie ständig an der Luft; wir alle mussten uns an den Geruch von Feuchtigkeit gewöhnen und an die Winde, die aus anderen

Richtungen wehten als zuvor. Sie kam durchnässt, aber anmutig bei uns vorbei um Worte zu rufen, die uns zum Lachen brachten, da selbst Put sie nicht verstand. Es war seltsam zu erfahren, wie anders man Menschen betrachtet, wenn man weiß, dass sie bald sterben.

Der Regen

Stellen, an denen man früher mühelos rennen konnte, waren glitschig und unerreichbar. Steine und Felsspitzen dienten nicht mehr als Halt, da sie wackelten. Überall wurden eilig Gräben geschaufelt, doch zu meinem Erstaunen baute niemand Brücken. In den Sümpfen hatten wir Stege, die alles miteinander verbanden. Hier lagen nur vereinzelt Bretter, die nach einiger Zeit im Schlamm versanken. Alle begannen, auf Erhöhungen zu schlafen. Aus Bambus und dem spärlichen Holz wurden Pfahldörfer errichtet. Da das Wasser jetzt in Rinnsalen von den Hügelrücken hinunterlief, bewegte man sich zurück zur Arche. Es war egal, wohin man zog, nass wurde man überall. Morgens erwachten wir mit dickem Hals. Die Kinder erkälteten sich und bekamen eitriges Ohren, sie weinten die ganze Nacht. Mein Vater watete durch die Felder, auf denen seine Hirse verfaulte. Die Feuchtigkeit kam nicht nur vom Regen. Sie kam von unten und von der Seite, sie stieg aus allem auf. Die Erde rutschte unter uns weg. In den Feuerstellen wuchs Moos. Es entstanden Pfützen und Bäche. An Stellen, an denen wir noch nie Grün gesehen hatten, blühten Blumen. Der Abfall, der die ganze Zeit auf Haufen geworfen worden war, begann zu gären, die Essensreste und die Exkremente, alles verwandelte sich in einen großen Brei. Die Fliegen stachen. In den Hügeln schienen die Schwalben im Flug den Boden zu berühren. Die Amseln in den Zweigen strichen ihre Federn glatt. Die Hühner scharrtten im Schlamm. Das Vieh versammelte sich auf einer Seite des Krals, die Köpfe dem Wind entgegengestreckt. Manchmal überfiel uns der Regen mitten in der Nacht. Dann warteten wir durchnässt und zusammengerollt auf den Morgen. Immer wieder kam er als Verrat. Es war Feuchtigkeit, die wir nicht auch noch brauchen konnten. Zaza blies das Widderhorn. Zuerst bemerkten wir es gar nicht. Es war ein vertrautes Geräusch, das sich in allen anderen verlor, doch es setzte etwas in Bewegung. Aus den Hügeln kamen Tiere. Sie rückten sumpfund näher, zögerten dann jedoch wieder. Vor der Landungsbrücke blieben sie schließlich stehen. Sie schnaubten und keuchten, ihr Fell war verfilzt. Da begriffen die Werftbewohner, dass der Ruf des Widderhorns das Zeichen gewesen war. Die Endzeit wurde

eingeläutet, die Stunde der Wahrheit war angebrochen. Zu Dutzenden, Hunderten stellten sie sich um die Arche, ihre Habseligkeiten in Säcken auf dem Rücken, das Vieh und die Tiere, die sich um sie herumdrängten, mit Stöcken vertreibend. Doch die Luke öffnete sich nicht, bis es dunkel war. Gegen Abend standen sie in einem Brei aus Exkrementen.

Nach Einbruch der Dunkelheit erschienen der Bauherr, Sem und Japheth auf dem Deck. Sie ließen eine Landungsbrücke herab, auf die nur Tiere zugelassen wurden. Die meisten gingen willig in den Schiffsraum. Wegen des Schlammes an ihren Pfoten bewegten sie sich vorsichtig, auch die Tiere, die daran gewöhnt waren, im Gebirge herumzuklettern. Die Krieger standen am Fuße der Landungsbrücke, um zu verhindern, dass ungebetene Gäste an Bord gingen. Die Menschen wurden müde, sie begriffen, dass sie noch stundenlang warten müssen, wenn die Tiere zuerst an die Reihe kamen, und da Taneses und Zedebab noch in ihren Zelten schliefen, zogen auch sie sich zurück, um sich zur Ruhe zu legen.

Die Tiere dagegen strömten unvermindert herbei. Die Nacht verlieh der Einschiffung etwas Ingeniöses, es wurde ein Ereignis, von dem man sonst nur in Geschichten hörte. Es war eine heilige Bewegung von Pfoten auf Planken, eine Bewegung von Gleichgewicht und Angst, als klänge ein Rhythmus aus ihr heraus, der nicht vergessen werden durfte. Die Zusammenstellung der Passagiere glich einem alten Rezept: sieben von den reinen Tieren, zwei von den unreinen. Sie wurden nach ihrem Gewicht über das Schiff verteilt. Es gab Tiere, die der Geruch anderer verrückt machte; sie wurden voneinander getrennt. Und es gab widerspenstige Gesellen wie zum Beispiel das Kamel. Sem fasste es an seinem Halsstrick und das Tier spie seinen Mageninhalt über ihm aus. Der Schlange wurde der Zutritt zum Schiff verweigert. Sie hatte eine der Urmütter der Rrattika verführt. Ihrem Kopf nach zu urteilen, hatte sie sich in all den Jahren nicht wesentlich verändert und führte sie noch immer nichts Gutes im Schilde, deshalb wurde sie mit Stöcken zurückgetrieben.

Es stellte sich heraus, dass es nicht genug Käfige gab. Ham wurde von uns weggerufen, damit er half. Er schleppte Pfähle und Stäbe herbei. Im Eiltempo machte er die Käfige noch kleiner. Japheth trug Tiere in den Schiffsraum, jene, die

so klein waren, dass man sie in Krügen aufbewahrte, und solche, so faul oder langsam, dass sie ohne seine Hilfe eine halbe Nacht unterwegs gewesen wären.

Von jeder Art nahmen sie die Größten und Stärksten. Sie schienen nicht zu begreifen, dass die Herde um jeden Preis folgen wollte, sobald das Leittier an Bord war. Sie mussten die Landungsbrücke einziehen und warten, bis sich die Tiere beruhigten, damit sie die Einschiffung fortsetzen konnten. Auf der Wiese am Hang konnte man sie rufen und immer wieder zählen hören.

Zaza schlurfte über die Werft. Bis zum allerletzten Moment schüttelte sie Samen aus Blumen und legte getrocknete Früchte in Kisten voll Stroh. Neelata hatte ihre Sachen den Zofen übergeben. Sie blieb jetzt Tag und Nacht an Bord. Sie hatte ihre Teppiche und Wandbehänge ausgebreitet und ein Nest gemacht. Taneses harrte, solange es noch ging, in ihrem Zelt aus, genau wie Zedebab. Zedebab hatte ihres mit Seilen und Keilen verstärkt. Sie ließ niemanden mehr hinein, bis auf ihre Zwillingschwester, die sie bald zurücklassen musste.

Wir schliefen vor Erschöpfung, jedoch nicht lange. Wir wurden von Menschen geweckt, die unten schrien. Ihre Matten waren vom Wasser angehoben worden. Sie zogen schnell ihre Zeltvorhänge hoch, in der Hoffnung, das Wasser würde einen Weg nach draußen finden. Erst da merkten sie, dass es von draußen hereinkam. Um sie herum trieben die Reste der Werft, Bambusstücke vom Gerüst, Zweige und Krüge. Die Arche stand noch felsenfest verankert. Das Wasser leckte vorsichtig am Kiel. Wir versuchten, gegen Morgen noch etwas zu schlafen. Dicht genug beieinander liegen, kein Leck in der Plane zulassen, unter der wir lagen, und möglichst trocken bleiben schien viel wichtiger als die Einschiffung unten.

Der Regen strömte jetzt unaufhörlich, Stunde um Stunde. Die Decken, die wir als Mäntel um unsere Schultern trugen, wurden bleischwer und wir unbeweglich, als hätten uns die Tropfen an unseren Säumen an den Boden genagelt.

Immer mehr Zelte wurden abgebrochen, hauptsächlich von Arbeitern, die wegzogen. Sie verließen die Werft, kamen nach einigen Tagen jedoch schon wieder zurück. »Der Bauherr hat Recht«, sagten sie. »Das Wasser überflutet die ganze Welt.« Sie waren erschrocken, diese einfachen Seelen, sie hegten keine Hoffnung, auserwählt zu werden. Sie waren die Allerärmsten, die Ungesittetsten, sie wussten, dass sie keine Chance hatten. Sie versuchten, so gut es ging, ihre

Zelte wieder aufzuschlagen und ihre Kinder trocken zu halten. Sie klagten nicht. Die Frauen wuschen noch jeden Abend ihre Kinder. Sie taten ihr Bestes, um zu verhindern, dass sie sich in ihren klammen Kleidern erkälteten. Sie versuchten noch Hirse zu kochen. Es hat keinen Sinn, Hunger zu leiden, selbst dann nicht, wenn man weiß, dass man ertrinken wird. Mit ihnen reden konnte man nicht mehr. Sie hatten den Blick schon ganz in sich gekehrt und zeigten, dass das Warten auf den Tod in vollkommener Einsamkeit geschieht.

Doch auch jene, die dachten, sie würden auf die Arche zugelassen, wurden misstrauisch, vor allem, als die Krieger gut dreißig blinde Passagiere, die sich an verschiedenen Stellen im Schiff versteckt hatten, mit Peitschen und Stöcken nach draußen jagten. Wenn so viele Tiere zugelassen wurden, blieb für Menschen wenig Platz. War es denkbar, dass man ihnen die ganze Zeit Sand in die Augen gestreut hatte und dass nur die Söhne und Neffen, die Krieger mit ihren Wollröcken zu den Auserwählten gehörten? Die Brutalität der Krieger, der Hochmut, mit dem sie die armen Teufel von Bord jagten, ließ vermuten, dass um einen Platz auf dem Schiff gekämpft werden würde. Darauf bereiteten sich alle vor, auf Handgemenge und Gedrängel. Habseligkeiten wurden von neuem gemustert, Überflüssiges wurde weggeworfen und das, was wirklich unentbehrlich war, in noch kleinere Säcke verpackt. Man fragte sich, was diese Leute mit durchweichtem Brot zu tun gedachten, mit frisch gewaschenen Kleidern, die so nass waren wie die an ihrem Körper, mit kleinen Werkzeugen, Bündeln und Beuteln, die sie sofort zu Boden sinken lassen würden. Wir hörten sie fragen: »Warum dürfen die Tiere zuerst aufs Schiff? Sind sie wichtiger als die Menschen?« Wenn ich vorbeiging, konnten es manche nicht lassen zu sagen: »Das ist die Rache der Toten. Auf Vorschlag von Fremden haben wir ihr Grab geschändet und ihr Wasser gestohlen. Mit Wasser vergelten sie's uns.«

Noch immer wurden unaufhörlich Gegenstände auf das Schiff geladen. Unsere Wanne zum Beispiel wollte der Bauherr unbedingt mitnehmen, koste es, was es wolle. Das Verladen musste so schnell gehen, dass der Inhalt der Krüge und Körbe nicht länger überprüft wurde, Japheth achtete höchstens darauf, ob jeder, der das Schiff betrat, es auch wieder verließ. So kam es, dass jemand flache Körbe an Bord brachte. Niemand hörte oder sah es, doch später wurde es erzählt: Der

Träger habe beim Betreten der Arche Verwünschungen ausgestoßen. In den Körben befanden sich die Schlangen, denen der Zutritt zur Arche verweigert worden war. Außer Gegenständen wurden an jenem Tag wieder nur Tiere zugelassen. Am Eingang, kreuz und quer durcheinander, mit den Füßen im Wasser, standen erschöpfte Menschen, die ihren Platz nicht mehr zu verlassen wagten.

Am nächsten Morgen war das rote Zelt abgebaut. Die Holzpflocke waren aus dem Boden gezogen worden, die Plane lag wie eine tote Fledermaus im Schlamm. In der Ferne ertönten leise, brummende Geräusche einer Brandung. Die Winde brachten den Geruch von Sturm und Unheil mit, sie kamen aus allen vier Himmelsrichtungen gleichzeitig. Dann schwoll das Brummen zu einem Trommeln an, einem Rhythmus, der ein Ausdruck von Wut sein musste, das Schlagen von Göttern gegen die Wände der Käfige, in denen sie eingesperrt waren. Die Erde begann zu beben, ich merkte es an dem Wasser in meinen Krügen. Es führte ein eigenes Leben. Es kräuselte sich und auf den Rändern erschienen Spritzer. In den Hügeln erklang das Hufgetrappel anstürmender Herden. Verwehende Blätter trieben wie Ausgestoßene vor dem Sturm her.

Put war die ganze Zeit tapfer gewesen. Doch jetzt sah er, wie Neelata, getrieben vom heulenden Wind, Lamas und Kamele an Bord brachte. »Ich will zu ihr«, schrie er, »hier habe ich viel zu viel Angst!« Wir ließen ihn gehen, seine Taschen mit Nüssen und Datteln gefüllt, und er rannte den Hügel hinunter, wie ein wildes Hündchen, mit schiefen Beinen und verschrecktem Gesicht.

Der Bauherr war nirgendwo zu sehen. Mein Vater spannte die Plane über unser Boot und schrie über das Tosen hinweg: »Warum opfert der Mann nicht? Wer immer sein Gott auch sein mag, er muss ihm jetzt seine Opfergaben darbringen!« Er goss Milch auf den Boden für unsere Götter, insbesondere für den Gott des Sturmes mit seinen riesigen Flügeln. Doch die Erde nahm die Milch nicht an. Sie war schon mit Feuchtigkeit gesättigt.

Das Öffnen der Himmelsschleusen

Es war der siebzehnte Tag des zweiten Monats. Alle Brunnen der Tiefe brachen auf. Begleitet vom Heulen des Sturmes, fiel das Wasser in dichten Vorhängen herab. Nicht nur Regen, auch Hagel fegte über das Land. Die Bäume bogen sich im Wind, die Hühner auf den Stangen wurden bei lebendigem Leibe gerupft, die Zelte rissen sich los, Bretter und Planken flogen herum, Stapel kippten um. Die Toten trieben aus den Grotten, in denen sie begraben worden waren.

Unser Schutzdach riss. Das Stück, das übrig blieb, war gerade groß genug, um mich trocken zu halten, doch mein Vater saß im Regen. Von dort, wo wir gegen den Wind kämpften, konnten wir sehen, was mit den anderen geschah. Die große Gruppe Wartender am Fuße des Schiffes wurde durch das Ungewitter aufgeschreckt. Die Landungsbrücke lag noch da, doch sie war von so vielen Kriegeren mit langen Schwertern besetzt, dass derjenige, der einen Fuß darauf setzte, sofort zurückgeschlagen wurde. Zu dem Zeitpunkt gab es schon viele Tote, Menschen, die von der Menge auf die Landungsbrücke gestoßen und von selbst von den Speeren aufgespießt wurden. Doch noch schien es, als wären sie Opfer eines Unfalls, noch schienen die meisten zu glauben, dass die Luke jetzt bald geöffnet würde. Manche Leute hatten sich bewaffnet und die Bestürmung des Schiffes in den Hügeln geübt. Jetzt kamen auch sie herbei, sie bildeten kleine Gruppen, die mit Leitern und Stricken um die Arche herumliefen, um sie von einer unbewachten Seite her anzugreifen. Doch das Chaos war schon zu groß. Milizen mit einem ausgeklügelten Plan wurden zerschlagen. Das Ungetüm, das sie besteigen wollten, war hoch und der Wind parteiisch. Zusammen mit Scharen anderer flüchteten sie die Klippe hinauf. Sie gingen davon aus, dass das Wasser diesen hohen Punkt nie erreichen würde. Das Land überblicken zu können, gab ihnen die Sicherheit, nicht überrascht zu werden. Doch sie kämpften mit dem Wind. Sie mussten sich hinlegen, um nicht in die Tiefe geblasen zu werden.

Wir sahen, wie Krieger Zedebabs Zwillingschwester vom Schiff wegführten. Und wir sahen Ham die Klippe hinaufkommen! Wir hatten lange Zeit auf ihn gewartet. Das Licht wurde dämmrig und die Landschaft veränderte sich. Wir

hatten uns Sorgen gemacht, wie er in diesem Sturm den Weg nach oben finden sollte, und jetzt dachten wir, es sei so weit. Doch wir irrten uns, nicht wir, sondern die Sträucher ein ganzes Stück unter uns waren sein Ziel. Tastend suchte er einen Knorren, an dem er den Hund festband. Das Tier ließ den Kopf hängen und troff vom Regen. Ich sprang auf, mein Vater schnell hinter mir her, um mich zu schützen, und rief: »Jetzt komm doch, Ham. Das Unheil ist da! Was hält dich zurück?«

Doch Ham hörte mich nicht. Ohne sich nach dem Hund umzusehen, der wie verrückt an dem Strick zog, lief er den Hang wieder hinunter.

Hier und dort erschienen Boote in der Landschaft. Wie unseres hatten sie die ganze Zeit unter Reisigbündeln gelegen. Doch in ihnen herrschte große Aufregung. Ich erkannte die Bewegungen der Insassen. Sie schöpften Wasser aus dem Fahrzeug. »Sie sind undicht, Vater! Schau nur, was für Boote du gebaut hast!«

Mein Vater lehnte wie ein nasser, formloser Sack an mir. Er antwortete: »Die Boote, die du da unten siehst ... sie sind alle leck. Eine Zeit lang wird es den Passagieren gelingen, das Loch zu dichten. Doch am Ende werden sie sinken, wie Sem es von mir verlangt hat. Das musste ich tun, mein Mädchen, um uns zu retten. Nur dann durfte ich unser Boot behalten.«

Das Prasseln des Hagels und das Tosen des Windes machten es schwer, über seine Worte nachzudenken. Ich war wie durch einen Stockschlag betäubt, der die Schmerzgrenze überschritt. Ich saß vornübergebeugt unter dem Stück Plane, das mein Vater hochhielt, reglos, als müsse ich nur abwarten, bis alles vorbei war. Es gab nichts mehr, das darauf hindeutete, dass dies wirklich geschah, dass die Welt überflutet wurde, dass die Boote dort unten durch das Zutun meines Vaters leck waren.

Doch während ich reglos verharrte, entstand auf der Werft eine neue Bewegung. »Sie schiffen sich ein!«, sagte ich matt. Mein Vater ließ die Leinen los. Der Wind heulte und die Plane flatterte wie ein aufsteigender Vogel hinter uns weg. Er fasste mich bei der Hand. Zusammen liefen wir zu unserem Boot und entfernten die Reisigbündel. Es war gut gebaut, unser Boot, es hatte ein Oberdeck mit einer verschließbaren Luke gegen den Regen und gegen Menschen, die beim Anblick

unseres Schiffes versuchen würden hineinzugelangen. Auf dem Boden lag Sand für das Holzfeuer und an allen erdenklichen Stellen standen Wasser- und Proviantvorräte.

»Die Köpfe der Archefahrer stecken voll seltsamer Gedanken«, sagte mein Vater, während wir einen Platz im Schiffsraum suchten. »Ihre Vorfahren haben eine Frucht gegessen, durch die sie zwischen Gut und Böse unterscheiden können. Gut ist Gehorsam, Böse Ungehorsam. Weiter kommen sie nicht. Doch sieh mich an! Ich mache ein Leck in die Boote und finde Gefallen daran, mich für das zu rächen, was sie meiner Frau angetan haben. Trotzdem bin ich nur gehorsam und führe das aus, was mir die Auserwählten Sem und Japheth befohlen haben!«

Erneut schallte Hörnerklang aus dem Zeltlager zu uns herauf. Wir hörten Hufgetrappel auf der Landungsbrücke, manchmal gefolgt von einem Aufklatsch im Wasser. Wir hörten das Knallen einer Peitsche. Es mussten die letzten Tiere sein, die Arten, die von weither kamen und es im letzten Moment geschafft hatten. Der Bauherr wird gesagt haben: »Es ist Zeit.« Der wild um sich schlagende Varan wurde, wie ich später vernahm, von Ham auf der Schulter hineingetragen, zusammen mit anderen Reptilien, die widerspenstig oder träge waren.

»Lass mich schauen«, flehte ich meinen Vater an.

»Wir müssen die Luke schließen, Re Jana. Sei nicht waghalsig.«

»Aber es ist so viel Lärm. Was, wenn Ham kommt und wir hören ihn nicht?«

Da ich so drängte, öffnete er die Luke einen Spalt. Aus dem Windschatten heraus sah ich, wie Camias Mutter ihre Tochter verlor. Sie war blind und in gewissem Sinn war das ihr Vorteil. Sie war daran gewöhnt, sich tastend ihren Weg zu suchen. Sie rief ruhig nach ihrem Kind, doch Camia rannte vor Angst in die falsche Richtung. Das war das Letzte, was ich sah. Der Himmel wurde schwarz wie ein härener Sack. Die Finsternis machte das Chaos um die Arche herum vollkommen. Blindlings bestürmte man das Schiff, Wut- und Schmerzensschreie ertönten, viele wurden zertrampelt.

Erschreckt schlossen wir die Luke. Wir hockten uns dicht beieinander und warteten. So saßen wir lange Zeit, während das Herz meines Vaters an meiner Schulter klopfte. Er murmelte Gebete, die ich noch nie gehört hatte. Wir lauschten dem Tumult draußen, den Schreien von Mensch und Tier, dem Tosen des Sturms.

Plötzlich krachte etwas gegen den Rumpf. Es klang wie splitterndes Holz. Abgerissene Äste, dachten wir, oder andere herumtreibende Gegenstände. Einen Augenblick hofften wir, es sei Ham, doch sein Gesicht zeigte sich nicht an der Luke. Wir hatten schon so viele Geräusche gehört, dieses schien nicht anders oder Unheil verkündender als alle übrigen.

Nicht viel später vernahmen wir schließlich doch Hams vor Heiserkeit verzerrte Stimme. Wir schoben den Riegel zurück um ihn hereinzulassen. Doch er kam nicht in den Schiffsraum. Er streckte seinen Arm durch die Öffnung, packte meine Hand und rief wieder. Ich versuchte ihn zu verstehen, doch bei all dem Lärm um uns herum war das unmöglich. »Was?«, schrie ich, doch er sagte schon nichts mehr. Die Finger wie Klauen um mein Handgelenk gekrallt, zog er mich aus dem Schiffsraum. Er legte meinen Arm um seinen Hals und hob mich hoch. Ich hörte das saugende Geräusch seiner Füße im Schlamm. Ich verstand nicht, was er wollte, und riss mich los, doch er packte mich noch entschlossener und warf mich über seine Schulter.

»Schau! Schau doch!«, brüllte er und zeigte auf den Schiffsrumpf, in dem ein breites Loch klaffte. Daneben lag ein Werkzeug, nur der Griff war im Schlamm noch zu sehen, doch ich konnte erkennen, dass es ein Beil war. »Das hat Sem gemacht! Um mich daran zu hindern, mit euch zu fahren! Jetzt muss ich auf die Arche meines Vaters!«

Der strömende Regen, der tosende Sturm, das polternde Geröll in den Hügeln umgab uns auf allen Seiten. Ham trug mich durch die entfesselten Elemente zum Schiff. Es regnete Steine, sie schürften meine Schultern und Waden auf. Die Erde dröhnte. Und doch war es nichts verglichen mit dem, was ein Stück weiter geschah. Es gab Momente, in denen alles hell erleuchtet war, heller noch als bei einem Blitz: Die Sterne fielen vom Himmel. Ham warf sich zu Boden. Krater entstanden und wurden durch den Einschlag neuer Himmelskörper gleich wieder ausgelöscht. Noch bevor sich Ham aufgerichtet hatte, regnete es Blut. Die Tropfen brannten auf unserer Haut wie Skorpionbisse. Doch er ließ mich nicht los, trug mich weiter mit meinem neuen Gewicht aus Wasser und Schlamm.

Ich sah, wie mein Vater aus seinem Boot in den Morast sprang und zu dem Loch im Rumpf ging. Ich schrie, doch er hörte mich nicht. Um uns herum pflügten

Dromedare, Kamele, Esel und Hirsche wie toll durch den Schlamm. Sie schlugen mit den Köpfen, um in dem Morast vorwärts zu kommen. Für den Bruchteil eines Atemzugs sah ich die weiten Nasenlöcher und die feuchten Augen, die dunkelgrün glänzten. Es gab keinen anderen Ort mehr als die Arche, jetzt, da das Ende der Welt gekommen, wo die Wut des Gottes des Bauherrn unumkehrbar war. Große Erdbrocken brachen aus dem Hügelrand, Felsblöcke stürzten herab, von Menschenhand errichtete Steinsäulen fielen der Länge nach um, Sträucher wurden weggespült. Als wir die Landungsbrücke erreichten, ließ mich Ham los, riss sich den Mantel vom Leib und stülpte ihn mir über den Kopf. Noch immer standen die Krieger auf der Landungsbrücke. Wenn es einem Rattika noch gelang, sich aus dem Schlamm zu erheben und die Brücke zu finden, wurde er sofort von ihren Speeren und Peitschen zurückgedrängt. Sie verabreichten Schläge, die man nur austeilen kann, wenn man sich vollkommen überlegen fühlt. Ham hielten sie jedoch nicht zurück. Ich war so schlapp in seinen Armen, dass ich wie ein totes Tier oder ein Stoffballen ausgesehen haben muss.

Der Eingang der Arche war ein klaffendes Loch, in dem weder eine Lampe noch eine Fackel brannte. Ein durchdringender Geruch nach Exkrementen schlug uns entgegen, noch übertönt von dem Angstgeruch des Stinktiers. Hier spürte man den stechenden Regen nicht mehr, doch die Geräusche waren abschreckend und auf ihre Art schmerzhaft. Ich hörte Hufgetrappel und Geschrei wie von Kindern, das von Katzen, Affen oder Vögeln stammen musste. Ich hörte das Spucken von Eidechsen, das Greinen von Pelikanen, das Heulen von Füchsen und Dingos. Und in der Ferne erklang Sems Stimme. Er versuchte die Tiere zu beruhigen, schaffte es aber nicht, Herr seiner eigenen Erschütterung zu werden. Ham bewegte sich schnell, jemand rief seinen Namen, doch er drehte sich nicht um. Weit hinten auf der Galerie befreite er mein Gesicht, doch im Schiff war es so dunkel, dass ich noch immer nichts sah. Er stieg eine Treppe oder Leiter hoch; ich fühlte, wie er die Beine anhob und vor Anstrengung stöhnte. Dann ging es durch lange Gänge. Er hätte mich auf den Boden stellen und mir befehlen können zu laufen, doch das tat er nicht, er hielt mich wie eine Kostbarkeit fest.

Sobald es möglich war, mit meiner Stimme die Geräusche um mich herum zu übertönen, fragte ich: »Und mein Vater?«

»Warte, ich hole ihn«, rief er zurück. Er betrat einen Seitengang und beim dritten oder vierten Käfig stellte er mich auf die Füße um ihn zu öffnen. Die Gittertür aus Bambus drehte sich von uns weg nach oben und ich begriff, dass ich mich bücken musste. Ich betrat einen Käfig mit Tieren, sah jedoch nicht, welche es waren; ich konnte ihre dunklen Gestalten an der Wand erkennen. Sie wirkten ängstlich und erschöpft. Ich hörte sie gluckernde, fast hustende Kehllaute von sich geben, als beruhigten sie sich gegenseitig. Ham betrat nach mir den Käfig. Er zwang sie mit einem Ksss, zur Seite zu gehen. In der Mitte stand eine Hütte, die als Schlafplatz für die Tiere gebaut zu sein schien. Er legte seine Hand auf das Brett an der Seite. Ein Klicken von Holz auf Holz ertönte. Er zog an mir und ich verstand, was er meinte. Mit den Füßen voran schob ich mich in den Kasten. Ich passte genau hinein, wie in einen Sarg. Danach hörte ich, wie sich seine Schritte auf der Galerie entfernten.

Die Hütte war von einem Dilettanten gebaut worden, es gab genügend Ritzen, durch die ich hinausschauen konnte. Die Tiere neben mir nahmen ihre Plätze wieder ein. Sie machten kollernde Geräusche wie Truthähne. Ihre Angst vor dem Unwetter half ihnen zu vergessen, dass ich mich so dicht bei ihnen befand. Neben mir lag ein Kissen, ich griff danach und fühlte, dass es Neelatas war, die Vorderseite war mit Rosen bestickt. Im Schiff herrschte noch immer großer Tumult. Ich konnte hören, wie Plätze zugewiesen wurden, wie Tiere aus einem Käfig verjagt und andere hineingetrieben wurden. Draußen erklang das Geschrei der Arbeiter, die beim Tragen der Bretter, dem Aufbau des Gerüsts und dem Rühren des Pechs geholfen hatten. Sie erkannten, was der Bauherr die ganze Zeit gemeint hatte, wozu er seine Arche brauchte und warum am Ende so viel Eile geboten war. Noch immer waren die Krieger damit beschäftigt, Leute davon abzuhalten, auf die Landungsbrücke zu stürmen. Sie taten es fachmännisch und gezielt, mit entschlossenen Gesichtern. Als mein Vater zum ersten Mal mit seinen Nachtfaltern umging, wusste er noch nicht, dass er sie am untersten Flügel festhalten musste. Stattdessen hatte er auf ihren zarten Körper gedrückt und sie getötet. Doch hatte das bedeutet, dass er schlecht war? So wenig, wie mein Vater damals von den Faltern wusste, so wenig wussten die Krieger von den

Handwerkern, die sie von der Reling wegschlugen. Sie glaubten zu tun, was getan werden musste.

Sehr lange wurde noch hin und her gelaufen. Ich wartete angespannt. Schließlich hörte ich, wie Ham nicht weit von mir entfernt einen Käfig betrat und sich mit jemandem unterhielt. Noch ein Käfig mit einer Schlafhütte, dachte ich, und ich merkte, dass ich zum ersten Mal seit langem wieder ruhig atmete.

Dann geschah, was geschehen musste. Die Leinen wurden losgeworfen. Der Bug schrammte an der Landungsbrücke entlang, ich hörte sie fallen und das Schreien der Krieger riss mich aus der Betäubung, unter der ich meine Einschiffung erlebt hatte. Mit nie vermuteter Kraft trat ich das Brett an der Seite los. Die Käfigtür hatte Ham in seiner Eile nicht richtig verschlossen, sie schwang sofort auf, als ich dagegen stieß. Ich suchte mir einen Weg nach oben. Ich kletterte Treppen und Leitern hinauf und erreichte das Deck über eine der Schutzklappen, wahrscheinlich nicht der gebräuchliche Weg, doch das Schiff schwankte zu sehr, um nach einem anderen zu suchen. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten, der Wind zerrte an mir und ich musste mich mit beiden Händen an Behältern festhalten, in denen Regenwasser stand.

Unter der Landungsbrücke lagen Krieger. Viele hatten sich zu Tode gestürzt. Von denen, die unten standen, kam ein Teil um, weil ihnen der Sturm einen Stein an den Kopf schlug oder einen Holzspan durch den Körper jagte. Sie gehörten zu den Glücklichen; sie starben schnell und durch eine Ursache, die sie in ihrem letzten Augenblick begreifen konnten. Die jetzt noch lebten, wurden von Verzweiflung gepackt. Die Angesehenen, die Vornehmen, die Krieger, die Handwerker, alle bestürmten die Arche. Sie hämmerten mit ihren Fäusten gegen die Flanke, sie schrien Verwünschungen, die bis tief ins Schiffsinnere zu hören waren, sie pressten sich wie Hunde an den Bug. Und die Kinder, die unzähligen Jungen und Mädchen, die früher immer um das Schiff herumlungerten in der Hoffnung, eine Pechpuppe zu erhaschen, kreischten wie Tiere.

Als sich das Schiff vom Boden löste, erklang im Inneren noch lauter als zuvor das Geschrei von Wesen in Todesangst. Noch nie hatten sie den Boden unter ihren Pfoten bewegen fühlen. Sie waren nicht an den Widerhall ihres Blökens, Bellens Brüllens und Zwitscherns gewöhnt. Und die Donnerschläge folgten einander jetzt

so schnell, dass sie Echos voneinander zu sein schienen. Durch den Sog der Arche rissen sich die Boote von ihren Trossen los und gerieten ins Treiben. Sie schlugen leck oder kenterten. Überall trieben Flöße, an denen sich Menschen festklammerten.

Der Bauherr rief ihnen zu: »Der Unnennbare, der keine Reue kennt, wurde zur Reue getrieben. Es tut ihm Leid, dass es so weit kommen musste.« Danach schloss sich die Luke.

Da öffnete der Gott des Bauherrn die Himmelsschleusen. Das Land, das er bei seiner Schöpfung vom Wasser getrennt hatte, wurde jetzt wieder mit ihm vereint. Das Wasser kam aus dem Osten und Westen, dem Süden und Norden. Es entstanden Strudel und Mahlströme, Wasserwolken stäubten durch die Luft, Massen von Schlamm und Schaum rollten auf uns zu. Die Luft wurde salzig. In der Ferne brachen die Deiche und die Flüsse stiegen ungezügelt an. Das Wasser pulverisierte Steine und Felsbrocken. Das anrollende Meer strömte ins Land. Die Arche schlingerte und krängte. Die Menschen spülten von der Klippe. Alles, was sich außerhalb des Schiffes befand, verschwand.

Das stäubende Wasser nahm mir die Sicht. Ich wusste, dass mich eine neue Flutwelle vom Deck spülen würde. Ich musste zurück. Doch ich bekam keine Zeit, die Leiter hinabzugehen, durch das Treppenloch stürzte ich in die Tiefe. Robbend erreichte ich den Käfig. Ich wollte in die Hütte zurück, im Nachhinein betrachtet war es der beste Platz. Doch die Arche stampfte und schlingerte so heftig, dass es mir nicht gelang, mich durch die kleine Öffnung zu winden. Sobald ich es versuchte, rollte ich gegen meine Käfiggenossen, die kreischten, wild mit den Flügeln schlugen und mich mit ihren Schnäbeln und Nägeln verletzten. Hätte ich nur das Kissen, dachte ich, doch ich konnte es nicht erreichen. Mal prallte ich mit dem Kopf und den Schultern an die Backbordwand, dann wieder an die Steuerbordseite.

Endlos dauerte das Unwetter. Wenn das Dröhnen einen Augenblick aussetzte, gab es immer noch ein dumpfes Grollen. Dann hörte man Menschen, die riefen: »Hier! Hier bin ich!« All diese Menschen ertranken, sie, die dachten, dass es ihnen anders ergehen würde, denen nicht bewusst war, dass nicht immer

Ausnahmen möglich sind. So begabt, so geschickt, so eigenwillig im Denken sie auch waren, sie ertranken. Es gelang mir, mich festzuhalten. Ich hakte meine Hände und Arme in das Gitter. Das Wasser schlug gegen den Schiffsrumpf und ließ die Planken der Außenhaut zittern. Die Füße gegen einen Spanten gestemmt, erlebte ich, wie das Wasser seine Kräfte sammelte und erschöpfte, von neuem sammelte und erschöpfte, in einer Bewegung müheloser Geduld.

Das Blitzen und Grollen hörten auf. Zurück blieb eine fassungslose Stille, zusammen mit dem säuerlichen Geruch von Erbrochenem. Ich hörte nichts außer dem Tosen des Windes und dem Donnern der Wellen gegen den Bug. Meine erste Trauer hatte nichts mit meinem Vater oder Put zu tun, ich war davon überzeugt, dass sie sich auf der Arche befanden. Meine erste Trauer galt Camia, dem kleinen tanzenden Mädchen, das jetzt irgendwo im Wasser trieb. Ich erhob mich mühsam und unter Schmerzen und kehrte zum Deck zurück. Es war Nacht, doch da noch immer brennende Teilchen aus der Luft fielen, sah ich genug. Es gab Tiere, die schwimmen konnten und die dem Schiff noch lange folgten: Hunde, Biber, Gänse, Nilpferde und Krokodile. Menschen, die schwimmen konnten, gab es nicht, wohl ein paar, die sich an den Kähnen, die hier und dort im Wasser trieben, festgeklammert hatten. Die Reichen hatten die besten Boote. Sie waren aus gutem Holz gebaut, mit Zwischenwänden, die das hereinströmende Wasser zurückhalten sollten. Nützen tat es wenig, denn auch sie waren leck und gingen schließlich unter. Die Eltern sprangen über Bord, um die Kinder zu retten. Doch selbst ihr Gewicht konnten die Boote nicht tragen. Und so kam es, dass am Ende vor allem Kinder auf dem Wasser trieben, die sorgfältig verarbeitete wollene Kleider und Perlenarmbänder um die Handgelenke trugen.

Früchte

Ich träumte, Ham würde neben mir stehen. Er hatte eine Fackel in der Hand, die mich blendete. Er sah aus wie jemand, der augenblicklich Hilfe braucht. Seine Haut war mit Blut und Tierexkrementen beschmiert.

»Hat dich der Varan verletzt?«, fragte ich ihn. Ich wusste, dass es nicht sein Blut war, sondern das der Menschen, die er mit einer Mistgabel von sich weggeschlagen hatte, um die Leinen der Landungsbrücke zu erreichen. Er bestand darauf, dass ich es so schnell wie möglich von ihm abwusch.

»Und mein Vater?«, fragte ich, doch Ham war schon verschwunden und ich erwachte zum so und so vielten Mal aus einem kurzen, ruhelosen Schlaf.

Nach langen Stunden bemerkte ich ein schwaches Licht. Eigentlich konnte man es kaum Licht nennen, denn es war nicht mehr als ein kleiner Bruch in der Dunkelheit, eine zarte Ahnung, dass dort oben, da draußen, die Nacht vorbei war, dass eine Dämmerung die Himmel kaum merklich erblassen ließ. Es fiel nicht durch die Seitenwand des Schiffes, denn die war mit Pech abgedichtet, das verkrustet aus den Ritzen hervorquoll; wenn ich nicht aufpasste, blieben meine Haare daran kleben. Es kam von einer anderen Seite. Mein Vater hatte mir erklärt, wie er Licht und Luft in das Schiff bringen wollte. Er ließ über die volle Länge Aussparungen unter dem Dachrand anbringen. Falls nötig konnten Holzbretter davor geschoben werden. Das würde inzwischen wohl geschehen sein, denn fürwahr, es war nötig gewesen! Hatte sie jemand wieder entfernt? Und war das nicht etwas voreilig? Wie sicher wusste man, dass der Sturm nicht erneut anschwellen würde?

Außer dem Blick durch die Gitterstäbe hatte ich nur meine Ohren, um herauszufinden, was draußen vor sich ging. Ich lauschte auf jedes Geräusch. Es war ermüdend, ich musste unterscheiden, welche Laute von Menschen und welche von Tieren stammten. Irgendwo war ein Pferd oder ein anderes Huftier, das mit seinem Fuß auf den Bretterboden schlug. Es klang, als würde sich ein Mensch mit einer Krücke nähern. Der Bauherr mit seinem Stock? Einer der Brüder, der sich in der vergangenen Nacht im Tumult verletzt hatte? Durch die

Geräusche erfuhr ich, dass der schwache Schimmer kein Tageslicht war. Der Schein, den ich gesehen hatte, stammte von Fackeln, die näher gebracht wurden. Und das Schwappen kam nicht allein von den Wellen draußen, sondern auch von Eimern, die leer gegossen wurden, in Trinkgefäße, wie ich vermutete, und ich ging davon aus, dass nur Menschen so etwas machten. Trotzdem stellte sich bei mir noch keine Erleichterung ein. Ich, die so oft mit einem Boot gefahren war und die nach den Erzählungen meines Vaters als Neugeborenes nur schlafen konnte, wenn Wasser unter mir wogte, empfand diese Rettung wie eine Gefangenschaft, eine Prüfung oder einen Streich.

Dank des schwachen Lichteinfalls konnte ich sehen, dass ich mich im Käfig der Dodos befand. Mit ihren reichlichen Fettvorräten schienen sie auf schlechte Zeiten vorbereitet. Ihre Laute hatten sich verändert. Sie legten die Köpfe auf die Seite, sodass es so aussah, als stellten sie sich gegenseitig Fragen oder als überlegten sie, was sie in dem kleinen Raum, in dem es keinen Zweig oder Stein gab, anfangen sollten. Sie machten mir keinen Platz, als ich mich, so schnell ich konnte, in meine kleine, aber sichere Schlafhütte schob; wir hatten zusammen den Sturm überlebt und sie betrachteten mich, als sei ich eine von ihnen. Ich lag verkrampft auf dem Rücken, mit angezogenen Knien und auf die Ellbogen gestützt, die einzige Haltung, die es mir erlaubte, durch die Ritzen zu spähen. Durch die Schaukelei der vergangenen Nacht hatten sich unzählige Splitter in meine Unterarme gebohrt.

Das Licht wurde stärker und ich hörte Stimmen. Jemand kam näher, Kübel wurden abgesetzt, Käfige geöffnet, Futter mit einem Klatschen hineingeworfen, die Türen wieder verschlossen. Die Dodos wurden unruhig, sie hackten mit ihren Schnäbeln auf die Bretter ein, als erwarteten sie, dass Samen daraus hervorspringen würden. Meine Arme zitterten vor Anstrengung, doch schließlich sah ich, wie auch unser Käfig geöffnet wurde. Eine Hand warf Früchte herein, die von den Tieren kollernd verschlungen wurden. Es blieb einen Augenblick still auf der Galerie. Dann ging die Tür noch weiter auf. Mit einer schnellen Bewegung schlüpfte jemand durch den Spalt, ohne ein Geräusch von Gewicht auf Holz, ohne ein Stöhnen der Anspannung.

Es war Ham. Er hatte noch mehr Früchte dabei, die er blitzschnell in meinen Schlupfwinkel warf. Er beugte sich kaum vor und es gab zu wenig Licht, um sein Gesicht richtig zu erkennen. Ich sah nur seine Augen, Höhlen gleich. »Meine Brüder sind in der Nähe. Ich kann nicht mir dir sprechen. Aber ich komme wieder, so schnell ich kann«, sagte er.

»Warte!«, flüsterte ich. »Komm zurück.« Meine Stimme war heiser von der erlittenen Kälte. Die klammen, verschlammten Kleider, die ich schon so lange am Leib trug und die das Holz unter mir getränkt hatten, hatten mich nicht wärmen können. Draußen erklang schon eine ganze Weile ein Rufen vom Wasser hinauf. Es war eine hohe, jammernde Stimme, die ich nicht kannte.

»Wer ruft da?«, fragte ich.

»Ein alter Mann hat Kork in seine Kleider genäht. Mein Vater erlaubt nicht, dass er aus dem Wasser gezogen wird.« Er verließ eilig den Käfig und sperrte ihn hinter sich ab. Das Licht wurde schwächer und verschwand.

Das Warten begann von neuem. Der Regen strömte unablässig weiter, ich hörte ihn an den Bug trommeln. Und nach und nach begriff ich, dass ich dem Tod entronnen war. Ich durfte mich nicht bewegen, auf diesem Schiff gab es kein Mitleid. Vom Schlafen auf der Arche bekam man schmerzende Glieder, das war das Erste, was ich lernte.

Mein Vater

Sie kamen zurück, viel später, als ich schon des Öfteren wieder eingeschlafen und vielleicht ein ganzes Etmal vergangen war. Wieder hörte ich das Geräusch von Wasser, das in Trinkgefäße plätscherte. Wieder hörte ich die Stimmen und Schritte. Das Füttern ging schneller als beim ersten Mal, die einzelnen Handgriffe schienen reibungsloser zu verlaufen und es wurde weniger geschrien.

Diesmal kroch ich nicht in meine Schlafhütte. Ich saß mäuschenstill zwischen den Vögeln. Ich sah, wie sich Sem und Japheth kurz und schnell vor den Käfigen bewegten, Sem mit einem kleinen Affen auf der Schulter und Japheth, den Bart und die Haare am Hinterkopf zusammengebunden. Statt Mänteln trugen sie nun dünne Hemden direkt auf der Haut, die mit wenig Wasser gewaschen werden konnten und Läusen nicht viel Platz boten. Ham betrat den Käfig und machte die Tür hinter sich zu. Ich rührte mich erst, als er den Einstieg zur Hütte geöffnet hatte.

Durch seinen Körper fuhr ein Ruck, als er mich hinter sich bemerkte. »Aah«, sagte er und schloss die Augen, als er mich erkannte. Er sah müde aus. Sein Gesicht war an verschiedenen Stellen verletzt. An seinem Haaransatz entdeckte ich Spuren geronnenen Blutes, die Folge von Kämpfen mit widerspenstigen Tieren. Ich sah sofort, was zu tun war, wo die Wunden betupft werden konnten und welche Öle die Blutergüsse verschwinden lassen würden. Ich wollte nur schauen, doch ehe ich's mich versah, hielten wir uns an den Händen fest, die Finger ineinander verschlungen wie alte, unentwirrbare Knoten.

»Wir haben es geschafft«, sagte ich, »wir leben«, und ich küsste die Quetschungen in seinem Gesicht.

Er wehrte mich ab und drückte sich an die Wand, dort, wo es völlig dunkel war. Ich fühlte, wie er bei jedem Geräusch im Gang erstarrte und sich noch enger an die Wand presste.

»Du musst in der Hütte bleiben. Ich hätte auch jemand anders sein können. Dann würden wir jetzt beide ins Wasser geworfen, ich genauso gut wie du.«

»Die Hütte ist so klein. Lass mich hier sitzen, wenn keiner in der Nähe ist.«

»Es sind Schlangen an Bord. Wir haben zwei flache Körbe gefunden, aus denen sie entwischt sind. Sie winden sich durch die Gitter. In der Hütte bist du sicherer.« Auch Ham trug nur noch ein Hemd, das anscheinend extra für die Reise entworfen worden war. Es hatte eine Kapuze gegen den Staub, doch da es hier keine Sonne gab, hatte man an der Länge der Schöße gespart. Dadurch war es so ärmlich, dass es ihn erniedrigte.

»Eine Schlange wird meinen Vater nicht in einer kleinen Hütte halten. Er hat vor diesen Tieren keine Angst. Du hast doch wohl etwas Größeres für uns, etwas, in das wir alle hineinpassen, auch mit Put?«, fragte ich.

Er trat einen Schritt zur Seite und wandte sich von mir ab. Seine Brüder waren weitergegangen, die Finsternis war zurückgekehrt und das hätte ihn beruhigen müssen. Doch er zitterte am ganzen Körper, und als ich ihn berührte, fühlte ich kalten Schweiß auf seiner Haut.

»Ist er weit von hier weg?«, fragte ich. »Wahrscheinlich nicht, denn ich habe gehört, wie er hereingebracht wurde.«

Er schob mich an den Schultern zur Hütte. Ich begriff, dass ich zurückmusste, mit Schlangen in der Nähe war es tatsächlich sicherer und er musste wieder auf den Gang, bevor seine Brüder kamen, um nachzusehen, wo er blieb. »Stell mir nicht diese Fragen, Re Jana«, sagte er mit einem Schluchzer in der Stimme. »Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll.«

»Was ist denn?«, fragte ich, während ich gehorsam in die Hütte kroch. Ich nahm wieder meine verkrampfte Haltung ein, um etwas von ihm sehen zu können, während er durch die Öffnung am Ende zu mir sprach. »Hast du das Unheil nicht gesehen? Es war das Hundertfache von der Gewalt, die wir erwartet hatten. Ich kam nicht mehr zu ihm durch. Dein Vater ist in der Flut zurückgeblieben.«

Das Gewicht seiner Worte schlug meine Ellbogen unter mir weg. »Und Put?«, fragte ich.

»Neelata hat ihn auf den Rücken des Dromedars gebunden. Er ist auf dem Schiff, doch er lässt sich nicht blicken. Er ist ein ängstliches Kind, er braucht Zeit, um sich einzugewöhnen.«

»Dann bring mich zu Neelata«, sagte ich, noch einen Augenblick die Ruhe bewahrend.

»Halt Neelata aus dieser Sache heraus. Oder willst du, dass der Fluch meines Vaters sie trifft?«

Ich fiel der Länge nach zurück in die Hütte, die zu klein war, um den Kopf kräftig gegen die Wand zu schlagen. Meiner Kehle entwich ein Laut, der dem der Dodos ähnelte. Er muss weggegangen sein, auch wenn ich nicht weiß, wann. Ich schenkte ihm keine Beachtung mehr.

Ich machte Lärm, nicht mit meiner Stimme, denn die hatte ausgesetzt. Ich warf mich herum und hämmerte mit den Füßen an die Wand. Es war ein schwaches Geräusch, das kaum das Getrappel der unzähligen Tiere übertönte. Mein Körper verfiel in ein wildes Zittern, das die Planken um mich herum beben ließ. In meinen Mund kamen Geschmäcke, die ich nirgendwo her kannte. Meine Zähne klapperten, mein Brustkorb hob und senkte sich mit der Schnelligkeit eines Finken. Was hatte sich abgespielt, als mein Vater ertrank? Er konnte gut schwimmen, auch wenn er es fast nie tat. Ein Schiffsbauer schwamm nicht, er benutzte sein Boot. Wenn keines vorhanden war, band er lieber zwei Bretter aneinander, als durch das Wasser zu kraulen. Es passierte mehr als ein Mal, dass sich die Schwimmer seines Kahns während der Fahrt voneinander lösten. Bei solchen Gelegenheiten hatte ich gesehen, wie schnell er war, wie kräftig die Schläge seiner vom Rudern geübten Arme. Nie gab er seinen Fang auf, er schleppte das Netz durch den Schlamm hinter sich her. Meine Vermutung, dass er noch sehr lange geschwommen war, erhöhte den Druck auf meinen Brustkorb. Mein Körper zuckte dadurch auf und ab wie ein Fisch am Seeufer. Denn was gab es für mich noch auf dieser Arche? Wenn Put an Bord war, war er dann jetzt nicht mehr denn je das Kind, das sich verplappert hatte, der Auslöser für den Tod meines Vaters? Meine Finger krümmten sich, ich kratzte die Fasern aus den Planken, da mich das Leben selbst vergessen zu haben schien. Ich verletzte mich und ließ die Blutstropfen wie Blütenblätter um mich herum fallen.

Ham brachte mir Essen, doch ich verweigerte es. Er sagte: »Du musst deine Trauer überwinden. Du musst jetzt an uns beide denken. Dein Lärm wird uns verraten. Hör auf damit. Meine Brüder fragen mich schon, welches Tier so

unruhig ist. Sie bitten mich um einen Grundriss vom Schiff, weil sie denken, ein Tier würde vor Hunger wimmern.«

Es gelang mir nur langsam. Meine Arme und Beine glichen Tentakeln, die nicht zu mir gehörten. Ich konnte sie höchstens still halten, während die Dodos gefüttert wurden. Doch danach kehrte das Zittern und Hämmern zurück, bis auch die Dodos unruhig wurden und ich mich aus Sorge um sie still verhielt.

Das Papyrusboot

Tagelang hintereinander aß ich nichts, es schien sinnlos. Eine Weile machte ich mir Sorgen über die Wunden auf meiner Haut. Ich spürte Hunger, doch auch das ging vorbei. Ich lag so lange in meinen Exkrementen, dass ich aufhörte nach Wasser zu verlangen. Ab und zu veränderte ich meine Körperhaltung. Ich drehte mich um und verschob Neelatas Kissen. Ich ließ die Zeit, die mir nichts mehr wert schien, verstreichen, indem ich schlief.

Nach Tagen wurde ich von einem Geräusch hinter der Wand geweckt. Ich spürte, wie jemand das Brett neben meinem Kopf entfernte, und erkannte die Hände, die mich an den Schultern aus meiner Höhle hoben.

Zuerst wusste ich nicht sicher, ob ich nicht fantasierte. Ich fühlte mich krank. Doch die Wärme des anderen Körpers war so direkt, so echt, dass es kein Traum sein konnte. Wieder aufrecht zu stehen, wieder zu spüren, wie ich mich dem Boden gegenüber verhalten musste, ließ das Blut in meinen Ohren rauschen. Ich wollte gern stehen, den Rücken strecken und den Kopf hochhalten, doch meine Beine waren nicht in der Lage dazu. Kraftlos fiel ich gegen den Mann, der mich hochgehoben hatte.

Er fing mich auf und trug mich nach draußen auf den Gang. Jeder Seufzer, jedes Husten der Wiederkäuer, das Scharren des Gürteltiers, das Flügelschlagen der Fledermäuse ließ ihn erstarren. Tastend bewegte er sich vorwärts. Licht spendende Augen von Nachttieren in aufeinander gestapelten Käfigen wandten sich uns zu. Der Mann zog die Knie hoch, offenbar trug er mich eine Treppe hinauf. Als wir eine Weile gegangen waren, spürte ich zu meinem Erstaunen Wind und Regen auf meinem Gesicht. Wir waren an Deck.

Die Luft brachte mich wieder zur Besinnung. Der blasse Mann neben mir trug einen Nasenring. Ich erkannte den Geruch, der ihn umgab, er roch nach Entsetzen, aber auch nach Kassia. Er stellte mich auf die Füße, ohne mich loszulassen. Der Wind war kalt von dem dunklen Wasser mit seinen Schaumkronen und Strudeln. Auf dem Schiffsdach saßen Vögel, kleine, aber auch Kraniche, Reiher und Adler.

Sie waren todmüde vom Fliegen und drängten sich auf dem Rand der Wasserbehälter.

Ich atmete flach, um mir nicht selbst wehzutun. Ich zitterte vor Fieber. Ham spürte es, doch er führte mich nicht an einen wärmeren Ort. Aufgeregt blieb er stehen und ich begriff, dass es etwas gab, das ich sehen sollte. »Da, schau doch!«, sagte er, während er nachdrücklich auf das dunkle, weite Wasser zeigte. Dort trieb so viel herum. Ich starrte auf die glänzende Oberfläche, auf das Spiel von Schwarz auf Schwarz und den mondlosen Himmel, der einem umgekehrten Meer glich, und konnte nicht anders, als mich zu fragen, wo die Werft geblieben war und wo die Hügel. Wo waren die Rattika mit ihren Zelten und Kindern?

Doch dann fiel mein Blick auf etwas, das ich erkannte. Ich sah ein Boot aus Papyrus, so eine Gondel, auf denen bei uns zu Hause an den Sümpfen die Toten begraben wurden. Ich klammerte mich an Hams Arm fest, ich starrte auf das Wasser, bis ich es sicher wusste: Es war das Papyrusboot meiner Mutter. Alle Boote waren untergegangen, doch dieses war weitergetrieben, das Boot, das eigentlich dazu bestimmt war, verbrannt zu werden! Niemand hatte sich die Mühe gemacht, das Boot leckzuschlagen, da kein Rattika glaubte, dass es treiben würde. Ich krallte meine Nägel, die vom untätigen Liegen lang geworden waren, tief in Hams Haut.

»Warum zeigst du mir das? Quäl mich nicht so!«, stöhnte ich. Ich fühlte mich fiebrig und mir war kalt, ich war der Erinnerung an den Verlust meiner Mutter nicht gewachsen, nicht jetzt, wo ich ständig an den meines Vaters denken musste.

Doch er zeigte wieder auf das Wasser. »Schau! Schau doch!«, sagte er.

Ich spähte in die Dunkelheit. Als ich mich näher an den Rand stellen wollte, verstärkte Ham seinen Griff. Auf dem Boot bewegte sich etwas. Eine menschliche Silhouette zeichnete sich ab. Jemand war während des Unwetters zu den dickfingrigen Sträuchern gerannt, um sich in dem Papyrusboot zu verschanzen. Jemand hatte es unversehrt durch den Sturm gelotst. An einem Stock hing wie eine große Flagge ein Tuch, das ich erkannte. Es war die nahtlose Decke meiner Mutter, die mein Vater bis zum letzten Tag bei sich getragen hatte. Sie war es, die mich überzeugte. Das Papyrusboot trug meinen Vater wie ein Schwan sein Junges. So weitsichtig war meine Mutter bei ihrem Tod gewesen. Sie hatte die

Entdeckung, vielleicht sogar die Vernichtung unseres trossenverstärkten Boots vorhergesehen und dafür gesorgt, dass ein zweites Boot für uns bereitlag.

»Siehst du es?«, rief Ham begeistert. »Er ist es, er lebt, er hat es geschafft.« Er hüpfte von einem Bein aufs andere, während ich nur auf das Wasser starren konnte. Er hob mich hoch und trug mich weg. Wir gingen an dem Schacht vorbei, den mein Vater entworfen hatte, damit den Tieren des darunter liegenden Decks von hier oben aus Futter zugeworfen werden konnte. Aus Angst, jemanden zu wecken, bewegte sich Ham ganz vorsichtig, doch ich spürte seine Erregung, die Erleichterung über die Nachricht, die er mir gebracht hatte.

Ich selbst konnte keine Freude empfinden. Wovon soll er leben?, fragte ich mich. Was soll er essen, wenn die drei Brote alle sind, die ich kurz vor der Flut auf einem kleinen Feuer für ihn gebacken hatte? Will er sich die ganze Zeit von Fischen ernähren? Will er das Flutwasser trinken? Es wird ihn krank machen, verschmutzt, wie es ist mit ertrunkenen Leben.

Das Bad (2)

Ham brachte mich wieder zu meinem Versteck zurück, das glaubte ich zumindest, doch ich irrte mich. Er trug mich über eine Vielzahl von Gängen und Leitern zum Herzen der Arche, dem Platz, wo gespielt und auf Sand ein Feuer in Gang gehalten wurde. Endlich ein Ort, an dem es Licht gab. Um uns herum standen Reihen von Krügen. Sie enthielten gluckerndes Wasser, von dem ein Teil auf den Boden geschwappt war. An den Wänden lag Proviant für eine monatelange Reise aufgestapelt. Sie kochten noch immer auf getrocknetem Mist, wie ich sah, obwohl viel Reisig an Bord gebracht worden war und sie den Passagieren den erstickenden Qualm ersparen konnten. Ham reichte mir einen Becher und schaute zu, wie ich trank.

Nachdem ich meinen Durst gelöscht hatte, führte mich Ham zu einer anderen Ecke des Raumes. An der Seite stand die Wanne meines Vaters, zu Dreiviertel mit klarem Wasser gefüllt, und auf dem Boden daneben lagen ein kleines Tuch, ein Schwamm und Öl.

Ham tauchte einen Zipfel des Tuches ins Wasser und wickelte ihn um seine Finger, wie er es bei mir so oft gesehen hatte. Er sagte: »Enthaltung, hat mein Vater gepredigt. Wir müssen uns enthalten. Des anderen, aber auch des Wassers. Es darf nur zum Trinken benutzt werden, nicht, um uns zu waschen. Und das, obwohl es noch nie so viel Wasser gab.« Auf den Knien kam er auf mich zu, das Ölfäschchen in der linken Hand. Ich wollte Tuch und Öl annehmen; ich dachte, ich wüsste, was von mir erwartet wurde.

Doch wieder irrte ich mich. Er löste das Tuch nicht von seinen Fingern. Er beugte sich über mich und wusch mir die Stirn. Er strich meine Haare zurück und betrachtete mein Gesicht im flackernden Feuerschein. Er wusch mir den roten Regen von den Händen und Armen und machte es so, wie ich es unzählige Male für ihn getan hatte. Das Wasser hatte genau die richtige Temperatur. Es war kein Sand darin und es scheuerte nicht in meinen Wunden.

Als er fertig war, warf er Kräuter in die Wanne. Dann legte er mich hinein. Zum ersten Mal, seit ich auf der Arche war, spürte ich keine Schmerzen.

»Wir werden deinem Vater Nahrung besorgen«, sagte er, während das Wasser meinen Körper leicht machte und das Fieber sank. »Wir geben ihm Salz und Öl. Vielleicht sogar Neelatas Nüsse, ich vermute, sie treiben.«

Das Wasser nährte mich wie Brot. Nach einer Weile hatte ich die Kraft, mich in der Wanne aufzurichten. Ham half mir beim Stehen. Ich betrachtete meinen Körper, meine Hüften sahen aus wie ein fantasievolles Webmuster aus karminrot, purpur und unwetterhimmelblau. Meine Beine waren voll gesprungener Adern, die Unterwasserpflanzen glichen, und über meine Schultern schlängelten sich Blumengirlanden. In der Spiegelung des Wassers unter mir sah ich, dass meine Haare ein filziger Busch waren, der fröhlich nach oben stand wie bei einem jungen Dachs, der in untiefes Wasser gefallen ist.

»Das ist nicht nötig«, sagte ich. »Wir holen ihn heute Nacht an Bord. Wir verstecken uns zusammen.«

Ham legte mir mein klammes Kleid wieder um die Schultern. Meine Haare waren schwer vor Feuchtigkeit. Er schüttelte den Kopf. »Dann muss er näher kommen. Und das macht er nicht, es sei denn, um uns zurechtzuweisen und uns die Leviten zu lesen.«

Verlangen

Jeder Nacht folgte eine neue, die Himmel schienen auf ewig verfinstert. Es regnete ohne Unterlass. Wenn es ruhiger wurde und sich nur noch die Nachttiere bewegten, kam Ham zu mir. Er brachte mir Stroh und Rohr, woraus ich einen Korb flocht. Ich schmolz Pech aus der Schiffswand und strich den Korb damit ein. Auf die Esswaren, die Ham zusammensuchte, stellte ich eine Öllampe mit einem Flachsdocht und darüber montierte ich ein Schutzdach; anschließend ließ Ham das Ganze an einer langen Leine zu Wasser. Wir wussten, wie gut mein Vater steuern konnte. Selbst mit einem treibenden Sarg konnte er noch einer Flamme folgen.

Jedes Etmal machten wir ein neues Paket fertig. Doch im Laufe der Zeit ging der Vorrat an Öllampen zur Neige; ich musste Kübel umbauen und hoffen, dass das Meer ruhig blieb. Sie trieben tatsächlich, die Nüsse mit der süßen Flüssigkeit und dem Fleisch, das weißer war als Muscheln. Ham warf sie nacheinander ins Wasser, wo sie eine lange, sanft schaukelnde Perlenschnur bildeten.

Wenn die Archebewohner wach waren, verhielt ich mich mäuschenstill. In meiner Hütte lauschte ich dem Murmeln der Tropfen, die gegen die Schiffsflanke schlugen. Dann war es, als könne man es hören, das Gären der Exkreme in den Käfigen und das Verrotten des Daches dort oben, das der anhaltende Regen immer mehr angriff. Ich gewöhnte mich an den Geruch von Knoblauch und Oliven, von den Melonenschalen und Dattelnkernen auf dem Boden, von nasser Wolle und dem mit Sauerampfer gewürzten Futter, das die Tiere bekamen. Ich dachte an meinen Vater, der draußen auf seinem kleinen Boot schlief, und konnte nur warten, bis auf dem Schiff wieder Ruhe eingekehrt war und Ham zu mir kam.

Ham war nicht der Einzige, der in den stillen Stunden durch das Schiff irrte. Er hörte Taneses und Zedebab beim Trichter behaupten, draußen gäbe es Licht spendende Fische, die um das Schiff herumschwömmen. Sie sprachen auch von einer Gondel aus Schilf, die nicht zu sinken schien und einen Menschen an Bord trug. »Der Unnennbare entscheidet, ob er am Leben bleibt«, sagten sie gelassen. In ihrem Körper lud sich eine Spannung auf. Beide verlangten nach ihrem Mann. In ihrer Enthaltung lag keine Ruhe, ganz im Gegensatz zu den Dodos. Die bauten

ein Nest und legten gleichmütig erbsengrüne, unbefruchtete Eier hinein, die ich raubte, um sie in den Korb meines Vaters zu legen. Die Flut dauerte auch so viel länger, als die Frauen erwartet hatten. Keine von ihnen verstand den anhaltenden Regen. Bei jedem Erwachen gingen sie davon aus, dass er aufgehört hatte. An ihren Blutungen merkten sie, dass schon mehr als ein Monat verstrichen war. Was war der Sinn dieses Überflusses? Ein Tod durch Ertrinken dauerte ein paar Minuten, für gute Schwimmer ein paar Stunden. Bestand vielleicht ein Zweifel, dass alles richtig und für immer ausgelöscht war?

Ham schien unermüdlich. Ich verlangte unaufhörlich nach ihm, ich wünschte ihn neben mir wie früher unter der Zuchthütte der Seidenraupen. Ich wollte ihn streicheln, bis sich sein Hintern glasig anfühlte. Ich wollte ihn den Kopf in den Nacken werfen sehen.

Doch er hatte einen Bund mit seinem Vater. Von Zeit zu Zeit kam er mit Wasser, Öl und Schwamm zu mir. Es war gutes Wasser, noch aus meiner eigenen Quelle. Das Wasser in den Behältern an Deck war enttäuschend, braun und voller Schutt, der die Haut reizte. Wie eine Lahme musste ich liegen bleiben. Sobald ich meine Arme nach ihm ausstreckte, stieß er sie von sich weg. Ich legte meinen Fuß an seinen, doch er schob ihn zur Seite.

Durch seine Unerbittlichkeit und weil ihm der Bund mit seinem Vater offenbar viel mehr wert war als unsere Liebe, reifte tief in mir ein grimmiges, unermüdliches Plädoyer, das sich an niemand anderen richtete als an mein Wesen. Ihm erzählte ich nichts, da es nichts gab, das ich in verständliche Worte gefasst bekam. Das Schweigen fiel mir zur Last. Ich wollte mich sagen hören, was diese Reise meiner Meinung nach werden würde, wie ich die Isolation zu überleben hoffte und die Trennung von meinem Vater. Doch was konnte ich mit ihm bereden?

Mein Schweigen machte ihn anhänglich. Ich drehte mich um, wenn er mich darum bat, hielt die Arme dorthin, wo er sie gern hatte, und bewahrte mein Lächeln. Seine Atmung war jetzt so viel freier, seine Haut schuppte sich kaum noch in der feuchten Umgebung. Während er mich an sich zog, mir durch die Haare strich und mein Kleid ordnete, wuchs in mir das Gefühl der Einsamkeit. Ich kroch in meine Hütte und grollte. Als er wieder zu mir kam, einen vollen Becher

Ziegenmilch in der einen Hand und ein Dutzend Feigen in der anderen, behielt ich das, was ich sagen wollte, für mich.

Die Begegnung

Aus Angst vor den Schlangen wagte ich es nicht, meine Hütte oft zu verlassen. Ich hatte es erlebt. Ein Mädchen bestieg vor der Morgenröte sein Boot. Darin lag eine fette Schlange, die es sofort in den Fuß biss. Das Mädchen fiel und blieb liegen. Wir zogen sie aus dem Boot. Wir versuchten ihr zu sagen, dass sie sich vor allem nicht bewegen dürfe und möglichst langsam atmen müsse. Doch sie schrie und trat um sich, wodurch das Blut durch ihren Körper jagte und das Gift in kürzester Zeit ihr kleines Herz erreichte. Kurz darauf wurde ihr Gesicht schwarz, und als wir sie aufrichteten, floss Blut aus ihrer Nase. Noch lange, nachdem sie tot war, durchtränkte es die Tücher, die wir immer wieder im Sumpf ausspülten. Der Anblick des verfärbten Wassers rund um unser Boot hatte mir eine tiefe Angst vor Schlangen eingeflößt. Doch mit dem Verstreichen der Wochen wurde meine Einsamkeit zu groß. Ich kroch aus meiner Hütte und streckte einen Arm durch die Gittertür des Käfigs. Meine Hand reichte bis zu dem Riegel, mit dem sie verschlossen war. Es dauerte eine Weile, bis es mir gelang, ihn zurückzuschieben. Doch ich schaffte es, die Erbauer hatten nicht mit langarmigen Dodos gerechnet. Ich lief auf den Gang. Ich hörte die Tiere schnauben, manchmal spürte ich die Wärme ihres Atems, doch ich sah sie nicht. Ist es das, was sie ruhig hält, fragte ich mich, und zu Enthaltbarkeit bewegt, auch wenn jedes nach seiner Art zusammenhaust in dieser langen Nacht? Indem ich mich mit einer Hand an der Wand entlangtastete, fand ich die Galerie, die nach oben führte. Hier war ich schon einmal gewesen; dass ich den Entwurf gesehen hatte, war meine Rettung, auch wenn ich mit etwas Licht durch die Ritzen der Deckplanken gerechnet hatte. Doch durch sie kam nur Bugwasser, Schlamm und Wind. Wegen des Drecks auf dem Boden hätte ich mir Schuhe gewünscht. Oder bessere Augen, als sich die Nachttiere unvermutet bewegten und mich maßlos erschreckten. Ich wusste, dass das Risiko bestand, gesehen zu werden. Doch ich fürchtete mich nicht. Meine Haut war dunkel, selbst wenn jemand meinen Weg kreuzte, konnte ich mich unsichtbar machen, indem ich mich still verhielt. Ich würde sie schon

kommen hören; die Archefahrer bewegten sich wie Vieh durch den Schiffsraum. Außerdem hatte ich keine Angst entdeckt zu werden. Ich ging fort.

Tastend fand ich eine Strickleiter, die zum Deck führte, und kletterte hinauf. Auf dem Deck lag ein Schiffstau, so dick wie ein Arm. Es war mit einem festen Knoten an der Reling vertäut. Ich warf es über Bord, wo es sich tanzend am Bug entlang entrollte und ein paar Meter über der Wasseroberfläche hängen blieb. Ich schlug mit meiner Hand in den Wasserbehälter, wartete eine Weile und schlug von neuem. Als ich es lange genug getan hatte, lief ich an der Reling auf und ab, während ich die Schöße meines hellen Mantels schwenkte, als wären es Fahnen.

Zuerst hörte ich das leise Geräusch von Rudern, die durchs Wasser gezogen wurden. Anschließend sah ich das Papyrusboot meines Vaters. Er saß nur halb geschützt vor dem Regen neben der Deckhütte, die er einst für den toten Körper meiner Mutter gebaut hatte. Er ruderte vorsichtig, so, wie er zu Hause an den Sümpfen ein Eberschwein im Schilf mit einem Boot beschlich.

Als er sich unter dem Tau befand, ließ ich mich daran hinab. Das Tau war vom Regen glatt und die Pein vom brennenden Gleiten fuhr von meinen Händen in meine Schultern. Bis auf eine kleine Lampe an Deck des Papyrusbootes war es völlig dunkel. Der niederprasselnde Regen erzeugte einen Schleier feinsten Tropfen über der Wasseroberfläche. Ich muss einem unirdischen Wesen geglichen haben, die Haare und Kleider klatschnass, das obere Ende des Taus durch die Dunkelheit dem Blick entzogen, wie ein müder Vogel ein paar Meter über ihm schwebend, doch für meinen Vater bestand kein Zweifel, dass ich es war. Er zog einen Papyrusstrang aus dem Boden seines Bootes und hielt ihn in seine Lampe. Der Schiffsraum hellte sich auf und ich konnte ihn sehen: mager und knochig war er, seine Augen lagen tief in den Höhlen. Er trug einen Hut mit abstehenden Seiten, der aus Federn und anderem Abfall gemacht war, den er auf dem Wasser gefunden hatte. Die Kopfbedeckung schützte ihn vor dem Regen, der Nerven zermürend auf ihn herabprasselte. Auf dem Deck lagen sein Trichter und Krug, ein paar Netze und Angelhaken. Der Bug war verfärbt, doch die Blätter waren nicht schwarz, was bedeutete, dass das Riedgras nicht übermäßig viel Wasser aufsog. Mein Vater hielt den brennenden Strang so hoch, wie er konnte, und musterte mich aufmerksam.

»Wie rundlich du bist«, sagte er. Seine andere Hand umklammerte den Staken. Er hatte jede Bewegung seines Fahrzeuges unter Kontrolle. Keine Welle würde ihn überraschen, die Lage seines Bootes wurde jeden Augenblick durch seine Hand bestimmt. »Deine Beine sind mollig, dein Gesicht ist voll. Du hast es gut dort an Bord.«

»Hilf mir Vater, hol mich hier herunter!«

»Warum willst du die Arche verlassen? Sorgt Ham nicht gut für dich?«

»Ham liebt seinen Vater mehr als mich. Ich habe lange nachgedacht. Auch ich liebe meinen Vater am meisten.«

Er senkte den Kopf und seufzte. Dann schaute er wieder zu mir hoch. »Hier ist kein Platz für zwei Menschen.«

»Das Tau tut mir weh. Hilf mir.« Ich hatte einen Krampf im Fuß, der auch nicht verging, als ich mein Bein nicht so fest um das Seil klammerte. Mein Glück war, dass sich eine Verdickung darin befand, die mir Halt bot. Ich fühlte sie an meiner Fußsohle und stellte mich darauf, was es einfacher machte, den Krampf jedoch nicht löste.

Er machte keine Anstalten, mich aus meiner misslichen Lage zu befreien. Er sagte: »Ich will dich nicht bei mir an Bord. Was sind wir beide zusammen anderes als eine sich im Sande verlaufende Spur, ein langsam aussterbendes Geschlecht? Es gilt zwischen meiner Einsamkeit jetzt oder der deines Kindes später zu wählen. Denn sieh dich doch an. Dein Körper wird trotz der Entbehrungen, die du erleidest, fülliger. Dein Leben nach der Flut hat schon begonnen. Du trägst ein Kind.«

»Aber Vater«, schrie ich fast, »ich will bei dir sein. Wenn du mich nicht bei dir auf dem Boot willst, dann komm mit mir auf die Arche. Ich bin einsam. Ham lässt mich nicht zu Neelata und Put hält sich versteckt.«

»Wenn ich überlebe, dann allein«, antwortete er. »Nicht mit diesem Tierbändiger, der sein Geschlecht über alle anderen erhoben hat. Nicht mit Sem, der sein Wort brach. Nicht mit Ham, der mich aus Angst zurückließ. Und am allerwenigsten mit Japheth.« Seine Stimme war fest. Nach all den Entbehrungen, die er erlitten hatte, hatte ich ihn heiser erwartet, doch er klang hell und rein wie ein Sänger.

Mir war eiskalt. Ich konnte nicht glauben, dass er mich auf meinen Zustand hinwies und im Übrigen nur erlaubte, dass das Wasser, das an mir abperlte, auf sein Deck tropfte. Es war eines Mannes, der einen Teil seines Lebens für eine Lahme gesorgt hatte, unwürdig. Es war nicht ehrlich, es war schändlich, doch als ich es ihm sagen wollte, hatte meine Stimme meine Kehle schon wie eine aufgeschreckte Fledermaus verlassen.

»Schick mir nicht länger deine Körbe mit Nahrung«, fuhr er unbeirrt fort. »Sie verführen mich und ich kann mich nicht enthalten, sie an Bord zu holen. Doch sie machen mich abhängig. An dem Tag, an dem du nichts mehr schickst, verhungere ich. Ich kenne die Regeln in schlechten Zeiten. Die erste lautet: Kümmere dich nicht um die anderen. Wir können nicht füreinander überleben. Hilfe schwächt einen. Hungern geschieht in Einsamkeit.«

Er musste aufhören, so dicht unter mir zu fahren. Wenn ich fiel, stürzte ich auf sein Deck und sein Boot kippte um.

»Vergiss deinen Groll auf die Archefahrer, Vater. Benutze ihr Schiff.«

»Ich muss in meinem Papyrusboot bleiben. Der treibende Sarg, auf dem du fährst, ist stabil, doch er schenkt keine Sicherheit. Ich habe es von Anfang an gesagt: Um die Menschheit zu retten, braucht man eine Flotte, nicht ein einziges Schiff. Welcher Gott trägt denn all seine Eier in einem Korb?«

Ich begann zu verstehen, warum er sein Boot die ganze Zeit genau unter mir hielt. Wenn er zur Seite wich, konnte ich mich ins Wasser werfen. Er vermutete wohl, dass ich so verzweifelt war, dass ich sogar den Raubfischen trotzen wollte.

»Ich brauche nicht viel Platz. Ich gehöre zu dir. Die anderen sind mir fremd.«

»Denk an dein Kind. Du bist nicht länger allein.«

»Ich will, dass es wieder wie früher ist, als ich mit Mutter und dir an den Sümpfen wohnte, Boote baute und fischte.«

»Ich weiß, mein Mädchen. Dies ist die Zeit, die du nicht durchmachen willst. So unerträglich wie der Gedanke, dass nach unserem Tod das Leben einfach weitergeht, ist das Wissen, dass unser Leben einfach weitergeht, nachdem alles zerstört ist. Du willst, dass die Gegenwart vorbei ist, doch du wirst keine Sprünge machen, weder in die Vergangenheit noch in die Zukunft. Du wirst jede Stunde dieser Strafe erdulden müssen.«

»Warum benimmst du dich so, Vater, was ist geschehen?«

»Hast du gesehen, wie mächtig ihr Gott ist? Siehst du noch einen unserer alten Götter? Sie sind verschluckt worden, Re Jana, es gibt nur noch den Unnennbaren. Dass ich mich auf diesem Papyrusboot befinde, verdanke ich ihm. Dass du auf der Arche bist, verdankst du ihm. Tu nichts, das ihm missfällt, wir sind ihm nicht gewachsen. Vergiss, was ich dir beigebracht habe, und füge dich seinen Wünschen.« Seine Stimme war kalt wie das Wasser, das mir über den Rücken lief. Meine Kraft ließ nach. Es fiel mir immer schwerer, mich festzuhalten.

»Aber was wirst du essen, Vater? Was wirst du trinken?«

»Sorgen macht man sich nur am Anfang einer Reise. Nach einer Weile weichen sie einer wohltuenden Gleichgültigkeit.« Seine Fackel zischte, als er sie im Wasser löschte. Er packte seine Ruder und fuhr von mir fort. Ich blieb wie geschlagen hängen.

Es gab Leute, die mir gesagt hatten, jedes Leben sei die Fortsetzung eines anderen. Warum hatte ich dann das Gefühl, völlig von vorn anfangen und noch alles lernen zu müssen? Nach Wochen der Sehnsucht hatte ich meinen Vater endlich erreicht und er schickte mich zurück. Das Einzige, das er tat, war zu bestätigen, was ich ahnte: dass ich ein Kind trug, dass mein Platz demzufolge auf der Arche war. Ich konnte mich an keine Einsamkeit, keinen körperlichen Schmerz wie diesen erinnern. Wo war das Wissen, das ich in meinem vorigen Leben angehäuft hatte, geblieben?

Meine Füße rutschten von der Verdickung ab und ich schoss nach unten. Ich klammerte meine Beine um das Ende. Der Knoten rieb das Salz der aufsprühenden Tropfen in meine Haut und drückte in meine ohnehin schon empfindliche Schamgegend, doch er trug mich. Ich hing da wie erhängt.

Am Tau nach oben zu klettern erschien mir dasselbe wie zum Meeresgrund hinabzusteigen: Es bot nicht die geringste Aussicht. Loslassen war das Einfachste, in der Tiefe verschwinden, den vielen anderen in den Schaum folgen. Doch als ich diese Möglichkeit erwog, war es, als würden Händchen in mir erschrocken um sich greifen, und so baumelte ich weiter an der Außenseite des Schiffes, das mein Vater verschmähte.

Ich rief. Ham würde mich längst suchen. Er würde mir vergeben und mich zurücknehmen. Doch es war Japheth, der mich hörte, ausgerechnet er, der Schielende. Er schlief nicht, auch er hatte seine nächtliche Beschäftigung. Vielleicht hatte ich Glück; er hatte die stärksten Arme und den nachgiebigsten Charakter. Ohne den leisesten Seufzer zog er mich hoch. Er fasste mich unter den Achseln und hob mich behutsam über den Bugrand. Er wollte mich auf die Füße stellen, doch ein Krampf schlug meine Beine unter mir weg. Hilflos wie ein Fisch fiel ich auf das Deck.

Japheth

Ich sagte kein Wort, ich glaube, dass ich nicht einmal stöhnte. Japheth half mir aufzustehen. Mürbe und durchgefroren ging ich zu dem Ort, an den ich gehörte: dem Käfig der Dodos. Dort legte ich mich in das klamme Heu. Nicht für lange natürlich, denn Japheth kam in den Käfig und riss sein Gewand hoch. Er lag auf mir und öffnete den Mund, als würde er schreien. Ich kringelte meinen Körper, um das Leben, das in mir wuchs, zu schützen, das Becken widerwillig windend und die Rippen wie einen Panzer um mich herum. Doch Japheth war schwer und kräftig.

Ich hatte nicht das Gefühl, dass er mir Böses tun wollte. Er war eher verzweifelt und verlegen. »Es tut mir so Leid, ich kann nichts dagegen machen«, sagte er. »Bei den Tieren kommt die Enthaltbarkeit von Natur aus. Ihren Trieb zu töten und sich zu paaren hat der Unnennbare vorübergehend abgeschafft. Warum dann nicht bei uns? Warum erleiden wir etwas, das selbst den Tieren erspart wird? Ich hoffe, ich tu dir nicht weh, und wenn doch, so vergib mir.« Er löste sich von mir und strich mir die Haare aus dem Gesicht. Er ordnete meine Kleider und half mir aus meiner unglücklichen Lage hoch. Ich hatte ihm schon vergeben, bevor seine Schritte verklungen waren.

Kurz darauf war er zurück. Er sprach mit jemandem, den ich nicht sehen konnte.

»Leg dich neben sie und fühl, wie schön sie ist«, sagte er.

»Ja«, antwortete der andere. »Ich lege mich neben sie.«

»Tu es jetzt«, sagte Japheth schrill.

»Ja, ja, beruhige dich, ich verrate dich schon nicht.«

Der andere betrat den Käfig. Es war Sem, der zum großen Entsetzen meiner Käfiggenossen seinen Affen bei sich hatte. »Und jetzt geh, bitte«, sagte er zu Japheth, der zusah, wie er sich neben mich setzte. Japheth verschwand im Gang.

Sem wollte, dass ich mich vor ihm hinkniete und nach vorn beugte. Er drückte mein Gesicht in das Heu, wodurch ich kaum Luft bekam. Auch gut, dachte ich, so verletzt er mich wenigstens nicht mit seinen Perlen aus Markknochen. Doch die Schmerzen wurden nicht geringer durch den Gedanken an die vermiedene Pein.

Auch bei Sem dauerte es nicht lange. Er wird noch anderes zu tun gehabt haben, die Tiere wurden allmählich wach und brüllten nach Futter.

Ein Etmal später waren sie zurück. Der Reihe nach betraten sie den Käfig. Sie waren rührend in ihren Versuchen, sich zu entschuldigen. Offenkundig unterschätzten sie meine Genugtuung. Sie durfte ich wenigstens anfassen, sie zwangen mich nicht wie Ham, reglos dazuliegen. Die Erlaubnis zu streicheln tat gut, auch wenn mich ihr Körper kalt ließ. Ich wusste, wo man einen Mann berühren musste und wie lange es dauerte, bis er seinen Kopf zurückwarf und einem seinen Hals anbot. Japheth erschöpfte mich mit seiner ständigen Bitte, Kraft auszuüben und rau und ohne Mitleid mit ihm umzugehen. Ich vermutete, dass seine Haut zu dick war. Doch er sah mich auf jeden Fall an, auch wenn er wenig sagte. Sem dagegen schaute an mir vorbei. Sein Genuss war von Abscheu erfüllt, vielleicht dachte er wie ich an das mit Trossen verstärkte Boot, das er zerschlagen hatte. Von der Liebe kannte er nur die Bewegungen.

Ham holte mich wie gewöhnlich in den stillen Stunden. Ich weigerte mich, einen Korb zu flechten, und als er Essen für meinen Vater neben mich stellte, aß ich es selbst auf. Er bat mich, meine Wut beiseite zu schieben. »Sei wieder wie früher, erzähl mir, was du denkst«, doch ich konnte ihm nicht erzählen, was tagsüber mit mir geschah. Noch weniger konnte ich ihm sagen, dass mir mein Vater einen Platz auf seinem Papyrusboot verweigert hatte. Ich konnte nur noch singen, Lieder von früher, Lieder zum Rudern, zum Schleppen von Lasten, zum Einholen der Netze. Ich sang sie aus voller Kehle, während ich in der Schlafhütte der Dodos lag:

*Wohin fährt das Boot,
das sich auf dem Wasser verzieht,
das dahinrast wie das Feuer,
wer sitzt in ihm am Ruder?*

*Wie viel kostet ein Netz,
Wie viel ein Laken?
Wie viel ein Garten aus Dorn und Stein?
Wie viel die Augen zwischen dem Schilf,*

Mit denen du nach mir spähst?

Während ich sang, zog ich sorgfältig jeden Faden aus Neelatas Kissen. Ich fand es Sünde, ich wollte es nicht, doch meine Finger bewegten sich immer wieder dorthin. Die Fusseln flogen durch die Luft und drangen mir in Mund und Nase. Da die Geräusche um mich herum nicht verstummten, sang ich noch lauter; ich hoffte, dass ich bis in Puts Versteck zu hören war. Nur ab und zu schwieg ich, um den Vögeln zu lauschen, die ihre Schnäbel an den Gitterstäben wetzten, als bereiteten sie sich auf ein Gefecht vor. Was ich tat, war gefährlich. Doch ich konnte nicht damit aufhören, meine Stimme sumnte weiter, auch als ich die Lippen zusammenpresste und mit aller Kraft die Hände auf meinen Mund drückte.

Der Segen des Bauherrn

Zaza brauchte nicht lange, um zu merken, dass sich ihre Söhne in großer Not befanden. Als sie eine Frauenstimme zwischen den Käfigen hörte, ahnte sie, was dort geschah. Sie ging zum Bauherrn und sagte: »Die Tage sind lang und es ist Zeit genug, die Jungen zu segnen. Warte nicht, bis ihnen etwas zustößt, tu es jetzt.«

Der Bauherr war nachgiebig. Die Fieberanfälle blieben schon eine Weile aus und er war mit dem Verlauf der Reise zufrieden. Noch am selben Abend verabredete sich die Familie in ihrem Aufenthaltsraum. Sie würden weder spielen noch musizieren, ihre ganze Aufmerksamkeit würde sich auf den Segen und das Gespräch mit ihrem Gott richten. Ich wusste ganz genau, wann es stattfinden sollte: Die Archefahrer fütterten die Tiere viel schneller als sonst und ihre Bewegungen verrieten eine Nervosität, die ich seit der Abfahrt nicht mehr gesehen hatte. Sie waren natürlich besorgt, die Worte des Orakels schrillten noch durch ihren Kopf.

Ich war sicher, dass Ham verflucht werden würde. Er entwendete jeden Tag Essen für mich, er verschwendete Wasser, er geisterte durch das Schiff, wenn alle schliefen. Indem ich mich abgeseilt hatte, hatte ich ihn betrogen, ich hatte schamlos sein Leben und das seines Kindes aufs Spiel gesetzt und seine Liebe enttäuscht. Er war gut zu mir gewesen. Gewiss, er hatte Fehler gemacht, bei meinem Vater wie bei meiner Mutter, doch nie aus Boshaftigkeit. Auf mich wirkte er rechtschaffen und er verdiente den Fluch am wenigsten. Sem und Japheth hatten die wirklichen Fehltritte begangen. Deshalb öffnete ich an jenem Abend den Käfig der Dodos und verließ mein Versteck. Ich stellte mich vor ihre Tür und lauschte. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich alle hörte. Sie sangen und bereiteten sich auf den Segen vor. Ich drückte beide Hände auf den Griff und ging hinein.

Der Schock, den ich auslöste, war im ganzen Raum zu spüren. Zaza sprang auf, um mich zurückzuhalten. Zedebab stieß einen Schrei aus, hoch und schrill, als müsse ein Aasvogel verjagt werden. Neelata stellte sich schnell in eine dunkle

Ecke, Taneses im Schlepptau. Sem und Japheth gelang es, keine Miene zu verziehen und mit verschränkten Armen reglos stehen zu bleiben. Sobald mich Ham erkannte, begann er, sich auf die Brust zu schlagen. Seit er auf der Arche war, trug er eine Mütze mit einem weiß-orange-blauen Muster. Er riss sie sich vom Kopf, hustete hinein und setzte sie wieder auf. Mit den Fingerspitzen strich er sich über die Augen, als wolle er mein Bild auslöschen.

Der Einzige, der ruhig blieb, war der Bauherr. Nachdem er mich aufmerksam durch die Wimpern gemustert hatte, fragte er: »Bist du es, die in der letzten Zeit so singt?«

Ich sagte nichts, nickte jedoch.

Japheth ließ die Arme sinken. Er kniete sich vor seinen Vater, als er sagte: »Ich habe sie an Bord gezogen. Es tut mir Leid, ich verdiene Euren Segen nicht.«

Augenblicklich ließ sich auch Sem auf die Knie fallen. »Er dachte, sie sei eine der Sirenen, von denen man hin und wieder hört«, sagte er gehetzt. »Er erkannte sie erst, als sie schon an Bord war, und er hatte zu viel Mitleid, um sie wieder zurückzuwerfen, der beste Beweis, dass er ein guter Mann ist, also verfluche ihn nicht.« Die anderen hatten sich mit dem Rücken an die Wand gesetzt, so weit wie möglich von der Lampe entfernt.

Der Bauherr sah mich wieder an. Er beugte sich zu mir und sagte mehr zu seinen Söhnen als zu mir: »Ist das nicht das Mädchen, das uns das Wasser gezeigt hat? Sie trägt ein Kind!«

Ich antwortete: »Das Kind hat Ham gezeugt, lange vor der Flut. Er hat nicht versagt. Er hat sich an den Bund mit Euch gehalten, das kann ich von Euren anderen Söhnen nicht behaupten.« Ich machte noch eine kleine Verbeugung, bevor ich rückwärts zur Tür ging. Die Stufe nahm ich vorsichtig, da dort kein Licht mehr hinfiel, doch als ich einmal auf dem Gang war, rannte ich los.

Ham wusste natürlich, welche Gänge und Leitern ich gewöhnlich benutzte. Er folgte mir und rief mir etwas nach, doch ich verlangsamte meinen Schritt nicht. Blitzschnell kletterte ich zum Deck hinauf. Dort stellte ich mich an den Bug, ungefähr an die Stelle, wo mich Japheth an Bord gezogen hatte.

Ich hörte Ham keuchend die Leiter hochkommen. Ich zog mich an der Reling hoch und hockte mich darauf, denn es gab nichts, woran ich mich hätte festhalten können.

»Re Jana«, sagte Ham flehend aus der Dunkelheit. Er wagte es nicht, näher zu treten, aus Angst, ich würde springen. »Was ist passiert? Erzähl es mir! Ist es das, was ich denke? Hieltest du Sem und Japheth in den Armen, so, wie du früher mich festgehalten hast?«

Ich starrte auf das schäumende Wasser unter mir. Es war schwarz und schmutzig. Der Regen lief von meinem Kragen aus meinen Rücken hinunter.

»Stimmt es, was du gesagt hast? Trägst du mein Kind?«

Ich nahm meinen Mut zusammen, um die Reling loszulassen.

Ham trat nicht vor, um mich zurückzuhalten. Er sagte nur: »Auch wenn das Kind von einem anderen ist, es hat keine Bedeutung. Bleib bei uns. Du bist die wahre Auserwählte.«

Neelata (2)

Ham kehrte zu den anderen zurück und teilte ihnen mit, dass ich mich ins Meer gestürzt hätte. Er tat sein Bestes, die Nachricht tragisch klingen zu lassen, sodass die anderen aufrichtige Reue empfanden, und es gelang. Die Segnung wurde abgesagt. Einen Fluch stieß der Bauherr genauso wenig aus, nicht einmal gegen die Schlangen, von denen er wusste, dass sie unter ihnen lebten.

Und ich verschwand erneut in den Eingeweiden des Schiffes. Zum zweiten Mal wurde ich unsichtbar, starb ich in ihren Köpfen. Ich schlich zu Neelatas Kammer und setzte mich zwischen die Kissen mit Kreuzstichen und die Kiste voll Kleidern ihrer Mutter. Beim Webstuhl, den Haufen von Fäden und den Bergen von Wolle wartete ich auf ihr Erscheinen.

Sie muss mich erwartet haben, sie erschrak nicht im Geringsten, als sie mich sah. Sie zog mich vom Boden hoch und drückte mich an sich.

»Wo ist Put?«, war das Erste, was ich sie fragte.

»Er ist auf dem Schiff«, sagte sie. »Ich habe ihn eigenhändig auf das Dromedar gebunden. Ich stelle ihm jeden Tag Essen hin. Er holt es sich ab, doch dann versteckt er sich wieder in der Dunkelheit. Das Kind muss sich an die neue Situation gewöhnen, gib ihm Zeit.« Sie legte mir eine Decke um die Schultern.

»Wie sauber du bist!«, sagte sie, als sie meine Haut fühlte. Neelata war schmutzig. Sie half beim Füttern und Misten, bekam jedoch kein Wasser, um sich zu waschen. Sie drückte mich auf den Boden, ich konnte mich wieder in ihre weichen Kissen setzen. Sie legte ihre Hand auf meinen Bauch, um die Wölbung zu fühlen. »Wie seltsam«, sagte sie, »unsere Zeit steht still, doch deine läuft einfach weiter.« Sie kämmte meine Haare. Sie legte die linke Hand auf die Wurzeln, während sie mit der rechten strich.

Sie erlaubte mir, ihre Haare zu kämmen. Danach durfte ich sie sogar einölen. Ich erkannte ihren Geruch, den ich vor der Flut so oft an Ham wahrgenommen hatte. Wie lange war es her, dass ich jemanden versorgt hatte, wie lange hatten meine Hände kein Öl mehr in eine Haut gerieben?

»Wie fandest du die Flut?«, fragte sie. »War sie nicht großartig? Wie habe ich die Reinigung genossen, den Gedanken, dass in der Ferne meine Mutter und ihr Bruder mit all ihren Reichtümern ertranken! Ich hätte so etwas nie von mir erwartet, ich dachte, ich wollte die Welt retten, doch der Anblick der Zerstörung bereitete mir Genuss.« Einen Moment lang konnte ich ihr vollkommen folgen. Wie beherrschbar schien plötzlich alles, wie übersichtlich und rein zu wissen, dass das Einzige, das man zu berücksichtigen hatte, sich innerhalb dieser Schiffswände befand. Die Erkenntnis ließ mich kurz lachen, zum ersten Mal seit langer Zeit.

Tagelang verließ ich ihre Kammer nicht. Stunde um Stunde redete sie mit mir und langsam gelang es mir, das zu tun, was mir mein Vater aufgetragen hatte: Ich machte keine Sprünge mehr, nicht in die Vergangenheit und nicht in die Zukunft. Ich saß jeden Tag meiner Strafe mit schmerzloser Geduld ab. Wir mussten so still sein, dass wir es lernten, uns mit Gebärden zu verständigen. Sie ließ mich Kleider ihrer Mutter anziehen, die auf der Arche verboten waren. Hinter einer kleinen Luke in der Wand bewahrte sie schwarze Perlen auf.

»Hans Vater hat es verboten«, sagte sie. »Nichts, was die Jungen verführen kann! Doch ich konnte sie nicht zurücklassen. Die Welt mag untergehen, aber das hier nicht.« Sie hängte mir die Perlen um den Hals und an die Ohren. Sie schmückte mich mit den Pfauenfedern, die sie auf ihrer Runde gesammelt hatte.

Wir redeten halbe Nächte lang. Wir überzeugten uns gegenseitig, dass es Dinge gab, die schlimmer waren als Einsamkeit. Flatterhafte Liebe zum Beispiel oder eine Liebe, die nicht bemerkt wird. Wir zählten die Dinge auf, die wir vermissten: Muscheln von der Größe einer Faust, Kiesel unter unseren Füßen, den Geruch von Sonne auf einem Zelt, Granatäpfel in den Schalen neben unserem Bett. Wir erzählten einander, wovor wir Angst hatten: dass Liebe zu groß wird für ein Herz, dass Liebe zerbricht, weil das Herz versagt. Wir sprachen über Put, über den Geruch von Milch und Keksen, der ihn immer umgab, über die Käfer und die glänzenden Steine, mit denen er spielte, über die Flecken auf seinem Gebiss.

»Weißt du noch, wie er mich gerettet hat?«, fragte sie. Sie erzählte, dass sie davon träumte, wie ich sie aus dem Loch zog und ihr die Rippen quetschte. In ihrem Traum war sie nie bewusstlos, sie hielt die Augen geöffnet, um meine Panik und Hilflosigkeit zu sehen. Zwischen unseren Gesprächen lauschten wir den

beruhigenden Lauten der Tiere. Es gab kein Geräusch, das uns nicht erreichte, vom Zwitschern der Spatzen bis zum heiseren Ruf des Kranichs. Wir kannten die Ängste der Tiere, das Anspannen der Nerven, wenn der Geruch aus dem Löwenkäfig die anderen Tiere erreicht. Doch wir selbst fürchteten uns nicht.

Einmal legte sie ihre Gewänder ab. Als das letzte Kleidungsstück, ein eng anliegendes Hemd, zu Boden fiel, sagte sie: »Das ist meine Haut.« Sie streckte ihre Arme nach mir aus. Sie sagte: »Öffne mich. Tu, was Ham nicht kann, lockere mich.«

Ich weiß nicht, womit ihre Berührung zu vergleichen war. Es war kein Streicheln, eher ein sanftes, unvermutetes Aneinanderstoßen von Haut gegen Haut. Sie legte ihre Hand in meine Seite und es war, als würde ich im Meer versinken: Schwärme silberner Fische strichen über meinen Rumpf und ließen eine Wolke von Luftblasen aufsteigen. Sie muss es auch gespürt haben, denn sie zerquetschte fast meinen Arm. Als sie ihr Bein hob, um sich mir zuzuwenden, lief ein Zittern durch meinen Körper. Mein Atem ging ganz unregelmäßig, doch ich atmete. Zum ersten Mal schien die Arche mehr zu sein als ein Sarg.

So hielten wir beide Wache, ineinander gerollt, umgeben von Spinnen fressenden Affen, die überallhin durften, um uns von dem Ungeziefer zu befreien. Die Gesichter einander zugewandt, schliefen wir ein. Ich öffnete immer wieder die Augen, um sie anzusehen, und sah, wie auch sie schläfrig die Augen öffnete, um mich anzuschauen. Im Halbdunkel sah ich vor allem den Glanz ihrer feuchten Lippen. Ihre Kehle bot sich mir verletzlich dar. Sie trug nicht mehr als eine Schnur mit Perlen um den Hals, eine ohne um die Taille und zwei Bronzeringe um die Knöchel. Ich schlief nicht ein, ohne ihre Hand zu suchen. Sie hielt ihren Daumen wie ein Kind im Mund.

Morgens hörte ich, wie zuerst ihr Bauch erwachte. Ihre Körpersäfte kamen in Bewegung, dann wälzte sie sich herum und schließlich öffnete sie die Augen. Wenn ich sie ansah, beschlich mich das Gefühl, dass sie ewig war und ich vergänglich. Ich durfte eine Weile bei ihr sein. Danach würde ich verschwinden, ein Verlust, der für sie keine Bedeutung besaß, da sie keine Vorstellung von Zeit hatte. Von allen Archefahrern war sie am leichtmütigsten, sie war die Einzige, die keine Reue empfand und sich nicht schuldig fühlte.

Ich bat sie: »Erzähl mir von eurem Gott!«

»Er ist ein Gott, der etwas für dich tut, wenn du nach seinen Regeln lebst. Er hält seine Hand schützend über deinen Kopf.«

Ihre Worte überraschten mich nicht. Dieser Gott hatte sie vor der Flut bewahrt. Unsere Götter waren launenhaft. Sie machten Herden unfruchtbar und überschwemmten Land. Sie erteilten keinen Auftrag, Boote zu bauen, wenn sie das Wasser steigen ließen, genauso wenig, wie sie einen darauf hinwiesen, dass Brunnen gegraben werden mussten, wenn eine Dürre kam. Einen Gott, der seinem Volk zur Seite stand und es liebte, so einen Gott wollte ich haben, das war ein Gott nach meinem Herzen. Füge dich seinem Wunsch, hatte mein Vater gesagt. Diesem Gott wollte ich mich fügen.

Sie fragte: »Gibt es noch andere außer dir und Put?«

»Meinen Vater.«

»Auf der Arche?«

»Nein, außerhalb, am Rande der Welt. Er hat niemanden, der für ihn sorgt.«

Sie streckte sich auf ihrer Matte aus, berührte mit den Fingerspitzen die Wand und sagte: »Ist der Mann in der Gondel dein Vater? Er füttert die Wasservögel, weißt du das? Der Unnennbare wird ihm beistehen, wenn du ihn darum bittest. Und wenn du seine Bedingungen akzeptierst.«

Ham

Also bezahlte ich den Preis. Ich weigerte mich, mit Ham mitzugehen, als er uns in enger Umarmung fand. Ich kämpfte wie ein Varan. Ich schlug ihn ins Gesicht.

Er packte mich bei den Schultern und schüttelte mich. »Ich habe dich an Bord gebracht. Du gehörst mir«, sagte er. »Du hast mit Japheth geschlafen, du hast mit Sem geschlafen. Jetzt schläfst du mit Neelata. Es reicht. Du kommst mit mir mit. Ich werde einen Käfig mit einem Riegel für dich finden, einen, in dem dich niemand suchen wird.«

Ich fasste seine Hand und biss in sie hinein, und während ich biss, durchströmte mich eine himmlische Wärme. Ich sprach zu ihm, zum ersten Mal seit langer Zeit. »Einst habe ich dich in deinem Zeltteil gefunden. Ich schaute dich an und sah, dass du wie ich reif warst für die Liebe. Ich bedeckte deine Blöße. Wir schlossen einen Bund, doch seit wir auf dem Schiff sind, wehrst du mich ab. Du pflegst meinen Körper, doch wenn ich für dich dasselbe tun will, erlaubst du es nicht. Der neue Bund, der mit deinem Vater, ist dir mehr wert! Du schöpfst Kraft aus deiner Enthaltbarkeit und denkst, dass du richtig handelst, doch die Wahrheit ist, dass du mich quälst. Du scheinst nicht zu begreifen, dass du mein Verlangen erregst und so mehr Schmerzen verursachst, als du mit Öl und Handauflegung lindern kannst. Hol mich nicht jetzt, wo ich auch vorhabe, eurem Gott zu gehorchen.«

Er fasste erneut meine Hand, doch ich krallte die Finger und zerkratzte die Haut, die ich so oft gepflegt hatte.

Neelata rührte sich in ihrer Ecke nicht. Sie hielt den Blick gesenkt, das Gesicht von uns abgewandt. Wir prusteten los, als er davonschlich.

In der nächsten Nacht versuchte er es wieder. Seine Schritte im Gang waren entschlossener und seine Hand auf dem Türgriff energischer. Der Lärm, den er machte, musste bis in die angrenzenden Räume zu hören sein. Taneses und Zedebab verließen ihre Kammer nicht. Sie dachten, es sei Neelata, die sich ihrem Schwager widersetzte.

Die Tür war nicht abgeschlossen, dafür hatten wir gesorgt. Wir wiederholten unseren Kampf wie einen immer wiederkehrenden, feenhaften Tanz, Nacht für

Nacht, gespenstisch beleuchtet von der flackernden, mandelförmigen Flamme aus der Lampe. Es wurde unser Glück. Die täglichen Schläge waren schön und süchtig machend, weil sie eine Antwort auf die Vorschrift des Unnennbaren bildeten und weil Neelata auf diese Weise meine Wunden hinterher betupfen und ich mich weinend fragen konnte, wer dasselbe für ihn tat, wer ihn wusch und pflegte.

Wir hielten es viele Tage durch. Neelata tat ihre Arbeit, sie fütterte die Tiere und mästete sie. Ich wartete auf ihre Rückkehr und vertrieb mir die Zeit mit Spinnen und Weben, auch wenn es viel zu dunkel dazu war und ich mir die Augen verdarb. Ich wusch sie und schlief in ihren Armen. Ham kam, um mich zu holen, doch ich ging nicht mit ihm mit. Meine Entschlossenheit schien dem Unnennbaren zu gefallen. Der Regen draußen wurde jeden Tag milder, die Tropfen wurden kleiner und schlugen nicht länger wie Steine auf das Wasser. Er verwandelte sich in einen eintönigen Schleier, der durch unsere Träume rauschte.

Das erste Licht

Ein Wandel stand bevor, das konnte man spüren. Vierzig Etmale waren verstrichen, seit sich die Arche vom Boden gelöst hatte. Die Veränderung machte die Tiere nicht unruhig, im Gegenteil, sie wurden unnatürlich still. Sie schienen die Ohren zu spitzen. Ich hörte nichts. Dann erkannte ich, dass es genau das war, worauf sie lauschten: auf die Stille, den fehlenden Lärm. Es hatte aufgehört zu regnen.

Der Himmel wurde dämmrig, ein Tag brach an, der erste nach langer Zeit. Zum ersten Mal, seitdem ich mich versteckt hatte, verließ ich Neelatas Kammer und stellte mich aufs Deck. Mir war kalt, doch die Sonne – die Sonne! – schien mich wärmen zu wollen. Sie war eine wässrige Scheibe, orangefarben und noch halb im Wasser liegend. Das Plankton unter der Wasseroberfläche wurde heller. Ich bekam einen Eindruck vom Umfang des Meeres. Gleich, wenn die Dunkelheit gänzlich verschwunden und das orange Licht weiß geworden war, würde ich meilenweit sehen können. Ich wartete, doch ich sah meinen Vater nicht. War er weiter weg, als das Auge reichte? War er am Ende dieser Wassermassen in den Abgrund gestürzt?

Die Tiere erkannten das Licht aus der alten Zeit. Nach der Stille brach ihr Freudengeschrei los. Der Hahn krächte wie ein Besessener. Die Vögel gerieten außer sich, sie zwitscherten, trillerten und piffen um die Wette. In den Schlafräumen erklang Gepolter. Ich erwartete Put; der würde jetzt doch sicher schnell zum Vorschein kommen, eingehüllt in den Kamelhaarsack. Doch es waren die anderen, der Bauherr und seine Frau, Sem, Japheth, Ham und ihre Frauen. Ich hörte ihre Schritte auf den Leitern. Sie wollten nach draußen, so schnell wie möglich an Deck, um die Sonne zu sehen.

Ich hastete die Leitern hinunter und stand deutlich sichtbar im Käfig der Kängurus, als sie vorbeikamen. Zum Glück achteten sie nicht auf mich, so eilig, wie sie es hatten. Es war das ingeniose Bauwerk meines Vaters, das mich so verletzlich machte. Dank seiner Lichtgalerie mit den verstellbaren Klappen fiel das Licht jetzt von vielen Seiten herein. Es erwies mir keinen großen Dienst. Es

beschien nur meine Aussichtslosigkeit. Denn wie konnte ich mich weiter verstecken, wenn jede Fußspur, jeder Händeabdruck, jede schemenhafte Bewegung dank der geöffneten Klappen bemerkt wurde?

In Neelatas Kammer wartete ich erschrocken auf ihre Rückkehr. Sie hatte einen Wandschirm mit geflochtenen Motiven aus verschiedenen Riedgräsern, den sie schon in ihrem Zelt auf der Werft dazu benutzte, um sich abzusondern. Ich stellte ihn zwischen mich und die Tür für den Fall, dass jemand einen Blick durch die Ritzen warf. Sie war lärmend wie ein Kind, als sie hereinkam, so ausgelassen, dass sie den Schirm einfach zur Seite stellte, ohne sich zu fragen, warum er dort stand. »Es ist vorbei, Re Jana«, rief sie. »Alles ist zerstört, noch eine Weile und die neue Welt beginnt.«

Doch das Ende des Regens bedeutete nicht das Ende der Fahrt. Das Wasser blieb hoch, Tag für Tag. Meine Haut und mein Kleid spannten um meinen Bauch. Neelata machte das Kleid weiter, sie setzte Stücke in die Nähte, sodass ich besser atmen konnte. Es half nicht. Nicht mein Kleid löste die Beklemmung aus, sondern der Raum, in dem ich eingesperrt war. Ich wollte mich bewegen, mich umsehen, mich auf das Deck stellen und Put mitsuchen, jetzt, wo es hell war.

Und ich wollte sehen, wie es Ham ging. Mein abweisendes Verhalten ihm gegenüber hatte eine Kehrseite: Er kümmerte sich nicht länger um mich. Er besorgte keine Extraportionen Essen mehr, gerade jetzt, wo mein Hunger so unstillbar schien. Neelata begab sich für mich auf Beutezug, doch sie war nicht besonders erfinderisch. Ich vermutete, dass sie vor allem nach Put Ausschau hielt und Nahrung nicht viel Beachtung schenkte. Es gab auch immer weniger. Das frische und getrocknete Obst, die Nüsse und der Käse waren alle. Die Milch, die es beim Vieh noch zu holen gab, erreichte mich nicht. Mein Magen forderte mehr als das, was Neelata für mich fand. Mein Appetit wurde so groß, dass ich mich abends nach Rückkehr der Dunkelheit selbst auf die Suche machte.

Die Arche stank und es war schwer, seiner Nase zu folgen. Doch als ich mich auf der Höhe der Dodos befand, nahm ich einen Geruch wahr, der nicht zu den Vögeln gehörte. Ich öffnete die Hütte, in der ich so lange gewohnt hatte, und entdeckte, dass der Platz als Vorratsschrank in Beschlag genommen worden war.

Ich sah Säcke mit Rosinen und duftenden Käse. Ich steckte, so viel ich tragen konnte, für Neelata unter meinen Mantel. Die Rosinen ließ ich vor Hams Tür fallen; er würde sie unter seinen Füßen fühlen, wenn er seine Kammer verließ.

Neelata schloss die Augen, als sie von dem Käse probierte. Um sie zu überraschen, kehrte ich in der nächsten Nacht zu dem Vorratsschrank zurück. Wie beim ersten Mal öffnete ich die Schlafhütte, indem ich das Brett an der Seite entfernte. Es war nicht einfach, dabei leise zu sein. Dodos werden ungemütlich, wenn man sie im Schlaf stört. Dann wiegen sie ihre Körper und schlagen mit ihren breiten Zehen auf den Boden. In jener Nacht schienen es plötzlich so viele zu sein, viel mehr als sieben. Da merkte ich, dass ich ertappt worden war. Es waren nicht nur Dodos, die dort an der Wand kauerten. Dazwischen saß eine Frau, die umfangreiche Gestalt Taneses'!

Sie richtete sich lärmend auf und hielt mich an den Handgelenken fest. Ich ließ das Brett fallen. »Neelata?«, fragte sie. »Zedebab?« Sie zerrte mich durch den Gang zu dem Schwanenkäfig ein Stück weiter, wo ihre Lampe stand.

»Du?«, fragte sie. »Ich dachte, du lägst auf dem Meeresgrund? Ich habe dich die ganze Zeit beneidet. Ich dachte, dir wäre diese Verdammnis erspart geblieben.«

Ich schüttelte schnell den Kopf. Ich muss mit meiner Angst vor der Kraft in ihrem Körper erschreckt ausgesehen haben.

Ihre Stimme wurde mild, als sie mich aus der Nähe betrachtete, Mitleid schwang in ihr mit. »Soll ich dich ins Wasser werfen, sodass alles vorbei ist?«

Ich schüttelte wieder den Kopf.

Sie schien ehrlich erstaunt. »Willst du nicht? Ich würde mir nichts lieber wünschen, als das mich jemand festbände und über die Mistplanke ins Wasser schöbe.« Sie lockerte ihren Griff. Sie wusste, dass ich nicht weglaufen würde, ich hatte keinen anderen Ausweg als das Wasser und jetzt wusste sie, dass ich dort nicht hinwollte. »Aber du kannst natürlich schwimmen. Das ist etwas anderes. Dann ist ein Tod im Wasser zu langsam. Und du trägst ein Kind.« Ihr Atem roch nach dem Käse aus der Schlafhütte. Ihre Taille war breiter als meine. Sie wirkte immer schwanger, sie war es vor der Abfahrt auch regelmäßig gewesen, doch ihre Kinder starben, sie fielen aus ihrem Körper wie Zwiebeln aus den Säcken. Als Frauen wussten wir, dass sie ihre Verluste vor Japheth verheimlichte. Mit ihrem

umfangreichen Leib und ihren geäderten Brüsten war es ihr gelungen, ihn glauben zu lassen, sie sei die beste Frau für ihn, wodurch sie ihr Leben rettete.

Sie ließ mich los. »Diese Reise lastet schwer auf uns Frauen. Sieh dir Zedebab an, ihre Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Ihre Zwillingschwester ist ertrunken. Die beiden glichen sich wie ein Ei dem anderen. Dennoch war Zedebab auserwählt und ihre Schwester nicht. Kann einer das verstehen?« Sie gab mir die Lampe und schob mich auf den Gang. Mit ihrem kräftigen Griff drängte sie mich wieder in den Käfig der Dodos.

»Ich werde dein Leben verschonen, wenn du mir etwas anderes dafür bietest. Ich brauche jemanden, der einen Vogel für mich schlachtet. Ihr tötet doch Enten, um sie zu essen?« Sie zeigte auf die Vögel um uns herum. Mir fiel auf, dass ihre Bewegungen denen der Dodos ähnelten. Auch sie hatte einen kleinen Kopf auf einem großen Körper und wie sie setzte sie ihre Füße vorsichtig auf, um den umfangreichen Leib nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen.

»Nein«, sagte ich, »nicht die Dodos.«

»Ich will einen Dodo«, beharrte sie. »Einer von ihnen hat sich an meinen Früchten vergriffen.« Sie zeigte mit dem Kinn auf das blaue Weibchen mit der traurigen Stimme. Dann öffnete sie die Schlafhütte und holte drei Bilder aus Alabaster hervor, Abbildungen von einem Stier und zwei Kälbern. »Danach rupfst du sie und schneidest sie in kleine Stücke«, fuhr sie fort. »Meine Götter fordern Opfer«, sagte sie, »doch mir ist das Töten von Tieren verboten. Wenn du die Tiere tötest, sind alle zufrieden, der Unnennbare und meine Götter auch.«

Mit beiden Händen hielt ich die Stäbe der Käfigtür fest. Ich wägte meine Chance ab zu fliehen. »Warum diese Götter, wenn du schon einen hast, der dich vor der Flut gerettet hat«, fragte ich.

Doch sie war wachsam. Ihr Griff um meinen Oberarm war kräftig und mit dem Bein hielt sie die Tür zu. »Diese Götter sind etwas ganz Besonderes. Sie versprechen etwas, das man nirgendwo anders bekommt. Ein Leben nach dem Tod, nicht in einem Schattenreich, sondern in einem Paradies. Ist das nicht schön und verlockend? Ist es nicht viel besser als das, was der Unnennbare versprechen kann: ein gutes und langes Leben hier auf Erden?«

Ich versuchte, mich loszuwinden. Doch sie drehte meinen Arm so hoch auf meinen Rücken, dass meine Schulter knackte. »Pack ihn oder ich bring dich zum Bauherrn«, sagte sie.

Der Dodo schlug ärgerlich mit dem Kopf und fauchte, als ich nach ihm griff. Ich musste ihm den Schnabel zuhalten, um zu verhindern, dass er mir die Augen aushackte. Taneses mahnte mich zur Ruhe, doch das half natürlich nicht. Sie gab mir ein Messer, das so scharf war, dass es gerade erst gewetzt worden sein musste. Das Geflatter hörte nicht auf, bis ich meinen Arm über die Flügel gelegt hatte. Ich brach dem Vogel schnell das Genick, um den Lärm zu beenden. Das Tier schloss seine Augen nicht, als es in meinen Händen still wurde.

Taneses sah zu, als würde sie sich jede Bewegung ins Gedächtnis einprägen.

Ich rupfte den Dodo sorgfältig kahl, entfernte die Farbenpracht, die unzähligen Federn, die alle verschieden aufleuchteten in dem sanften Licht. In der Pupille sah ich mein Gesicht.

»Hast du ein Tier geschlachtet?«, fragte Neelata, als ich zu ihr zurückkam. »Wie konntest du? So wirst du deinen Vater nicht retten.«

Ich legte meinen Kopf in ihren Schoß, sodass sie mich trösten konnte. »Ich rette mich selbst!«, sagte ich. Während sie mir das Blut von den Händen wischte, wuchs in mir die Trauer.

Zaza (2)

Die Anzahl der Streifen auf der Wand verdoppelte sich. Der Regen hatte aufgehört, doch das Wasser floss nicht ab. Das Heu in den Vorratskammern verfaulte, es begann zu gären und wurde schwarz wie Pech. Auch mit den Jahreszeiten stimmte etwas nicht. Plötzlich waren die Larven reif. Schon nach ein paar Tagen wurden wir von Mückenschwärmen überfallen, die auf uns herabregneten, sobald wir uns hinlegten. Nach einer Weile lernten wir es, sie zu vertreiben, indem wir Lumpen verbrannten, doch meistens schien uns der Rauch lange vor den Mücken zu benebeln.

Die Mücken brachten die Fledermäuse in Bewegung. Morgens fand ich sie im Geflecht der Netze und Zeltteile verfangen, die Neelata in ihrer Kammer zwischen die Deckenbalken gestopft hatte. Ich konnte es nicht lassen, sie herauszuholen und an die Wand zu werfen, wenn Neelata nicht da war. Und Blutsauger gab es auch noch. Sie setzten sich auf unsere Gesichter, Hände und Füße. Schließlich war unser ganzer Körper mit kleinen schwarzen Löchern übersät, vor allem an den Stellen, die der frischen Luft ausgesetzt waren. Aus dem Schlamm und Dreck wurden die Fliegen geboren, sie kamen aus dem Nichts und trieben das Vieh im Schiffsraum zum Wahnsinn.

In dem Maße, wie die Tage vorbeikrochen, sank die Hoffnung auf ein schnelles Ende der Reise. Das Fahren auf dem Schiff wurde zur Gewohnheit und es schien, als ginge das Ziel aus dem Auge verloren. Die Passagiere vergaßen die Flut. Wie bei mir schwand bei ihnen die Erinnerung an das vorige Leben und ebenso wenig wie ich konnten sie sich das künftige vorstellen. Ihre Sorge galt den alltäglichen Problemen, ein im Bau befindliches Wespennest an einer Stelle, an die niemand herankam, war plötzlich wichtiger als der Gedanke an ein neues Land. Aus Langeweile sangen sie Lieder, die sie selbst erfanden. Sie handelten vor allem von ihrer Einsamkeit. Und eines musste ich ihnen lassen: Singen konnten sie, reimen auch, in ihrer Sprache! Sie erzählten von der Eintönigkeit der Seefahrt und dem Geräusch des Wassers. Manchmal waren die Lieder traurig, manchmal so wild, dass die Hunde anschlügen und die Pferde zu trappeln begannen.

Ich tötete noch mehr Tiere für Taneses. Am Anfang vor allem Dodos, danach Schwäne und Gänse. Sie briet sie unter dem Trichter, da sich der Rauch dort schnell verzog. »Meine Götter sind zufrieden«, sagte sie, »du erobert dir einen ganz besonderen Platz in ihrem Herzen.«

Doch den anderen zeigte ich mich nicht.. Die Gemüter waren unruhig, ich hatte Angst davor, was geschehen würde, wenn sie mich entdeckten. Der Bauherr wurde wieder krank. Diesmal versank er in einen Zustand, der dem Wahnsinn nahe kam. Man dachte, er sei von einer Fledermaus gebissen worden, da er mit zusammengebissenen Zähnen und Schaum vor dem Mund durch den Schiffsraum lief. Sem und Japheth waren wütend auf die Fledermäuse. Sie schlugen mit Stöcken nach ihnen und es kümmerte sie nicht, wenn von manchen Arten Männchen wie Weibchen umkamen; es gab auch so viele, mit immer wieder anderen Kieferstellungen und Greiffüßen.

Ich kannte die Krankheit, an der der Bauherr litt. In den Sümpfen hatte ich Männer und Frauen langsam daran zugrunde gehen sehen. Ich wusste auch, welche Quecksilberzubereitung Erleichterung verschaffen konnte, vorausgesetzt, sie wurde richtig aufgetragen. Doch meine Dienste anzubieten, hätte meinen Tod bedeutet.

Denn es gab natürlich Vermutungen. Man fragte sich allmählich, warum diese Reise nicht zu Ende ging. Was lief schief, wer machte Fehler, was missfiel dem Unnennbaren, sodass er das Wasser nicht abfließen ließ? Immer öfter hörte ich Berichte über ein Kind, das, sobald man es sah, blitzschnell verschwand; keiner bekam es je fassen. Und das Verschwinden der Tiere, die ich tötete, blieb auch nicht unbemerkt.

Meine Angst machte mich kurzatmig. Tagsüber war die Wärme in der Arche unerträglich. Mit Fächern wedelte mir Neelata Kühle zu. Sie verließ mich nur, wenn es wirklich nötig war, weil sie arbeiten musste zum Beispiel, oder um essen zu gehen. Sie hatte kein Bedürfnis nach einem Spaziergang an Deck. Doch da ich so drängte, ging sie schließlich nach oben, um einen Blick auf die nasse Welt dort draußen zu werfen. Als sie zurückkam, erzählte sie aufgeregt von den sich teilenden Wolken, die sich im Wasser spiegelten. Doch ein Papyrusboot hatte sie selbst beim klarsten Himmel nicht gesehen.

Eines Nachts war ich damit beschäftigt, eine Wachtel für ein Opfer an Taneses' Götter vorzubereiten. Ich hatte dem Tier das Genick gebrochen und es gerupft. Das Feuer brannte schon, doch Taneses fand das Opfer zu mager und wollte ein zweites. Es war eine ungewöhnlich raue Nacht, es war, als würde sich irgendwo weit weg ein neuer Sturm bereitmachen. Das gab mir ein Gefühl von Sicherheit. Den Archefahrern wurde übel und sie legten sich auf ihre Pritsche. So erschrak ich dann auch, als ich jemanden auf den Gang treten sah. Ich duckte mich schnell, und als die Gestalt an mir vorüberging, erkannte ich Zaza. Sie bewegte sich zögernd, als hätte sie sich verirrt, und hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Eine Weile später hörte ich ihre Schritte auf dem Deck.

Ich wusste nicht, was sie vorhatte. Ein Spaziergang an Deck zu dieser nächtlichen Stunde war gefährlich. Der Boden war glitschig. Und sie hatte keine Lampe dabei. Was würde sie tun, wenn sie mich bemerkte? Würde sie schreien? Ich folgte ihr, ich konnte nicht anders. Ihre seltsame Art sich zu bewegen, zeigte mir, dass sie sich in größerer Not befand als ich.

Es war eine dunkle, Unheil verkündende Nacht. Auf dem Deck sah ich glänzende Spuren von Schnecken, die auf der Suche nach frischer Nahrung aus den verwelkten Blättern gekrochen waren. Ich merkte, dass sie ihren Gang hierher vorbereitet hatte. Am Bug stand eine Kiste mit Tritt an der Reling.

Sie erschrak nicht, als ich mich neben sie stellte. »Wie lange ist das her!«, sagte sie. »Ich dachte mir schon, dass du dich nicht ins Meer gestürzt hast, nicht mit dem Kind. Wie schön und rundlich du bist! Sorgen sie gut für dich, meine Kinder? Hältst du es noch aus auf dieser endlosen Reise?« Bei jedem Schritt, den ich machte, stellte sie sich weiter von mir weg, in wachsamer Haltung, die Zehen gespannt.

»Es dauert nicht mehr lange«, sagte ich besänftigend.

Sie stellte sich vor den Tritt und schaute über das Wasser, die Arme unter ihren Brüsten verschränkt. Das Meer war unruhig, aber nicht wild. Es wehte ein schwacher Wind. Wie ein Mutterschaf, das beim Anblick seines Scherers verstummt, schwieg sie.

»Der Vater meiner Kinder sagt«, begann sie nach einer langen Stille, » es käme ein neues Land, ein neuer Anfang. Doch er erzählt mir nicht, woher ich die Kraft dafür nehmen soll. Ich bin zu müde für sein Paradies.« Sie stieg auf den Tritt, stellte den linken Fuß auf die erste Stufe und den rechten auf die zweite.

»Warum habt Ihr ihn bei seinem Traum unterstützt?«

»Ein Mann muss etwas haben«, antwortete sie. »Und ein Traum ist besser als die Leere.« Sie stellte sich auf die Kiste. Ich ergriff ihre Hand, um sie zurückzuhalten, doch sie benutzte sie vor allem, um sich auf den Beinen zu halten.

»Wirf meine Schuhe nicht hinter mir her«, sagte sie. »Sie sollen nicht denken, dass es ein Unfall war.«

Es schien unmöglich, das Meer war nicht wild genug, um zu tun, was es tat: Es kam eine Welle, eine riesige, gierige Welle, die sie aufschaukelte und mich nicht einmal berührte. Ich spürte, wie sie sich von meinem Arm abdrückte; dann war sie verschwunden. Ihr Kleid trieb auf dem Wasser.

Ich klammerte meine Hand um die Reling und blieb stehen. Was war das? Was hatte es zu bedeuten? Ich hatte mein Bestes getan, ich war dem Unnennbaren zu Willen gewesen und von Taneses zu Ungehorsam gezwungen worden. Wo war mein Vater mit seinem Nichts von einem Boot? Schaute er zu mir hinauf, sah er mich hier stehen, schmutzig, den Bauch gewölbt vor Leben? Wirf deine Regeln, deine Manieren, deine Gewohnheiten über Bord, hatte er gesagt. Ich hatte mit all meinen Regeln gebrochen. Meine Lippen stellten ihm eine Frage. Was meinstest du, als du sagtest: Tu alles, was von dir verlangt wird? Was meinstest du, als du sagtest: Vergiss, was ich dir beigebracht habe? Gefügigkeit brachte nichts ein, nicht mehr als Ungehorsam. Mein Kopf war voller Wut, Wut, die stank wie Rauch. Das Schiff unter mir brannte. Ich hatte das Feuer beim Trichter nicht gelöscht.

Das Feuer

Das Feuer vernichtete die Vorräte und der Rauch erstickte eine unbekannte Anzahl von Tieren. Sem, Japheth und Ham griffen nach dem ersten Wasser, das sie fanden, dem süßen, kostbaren Trinkwasser aus meiner Höhle, um es zu löschen. Während sie die Krüge in die Fässer fallen und voll laufen ließen, riefen sie: »Wo ist Mutter? Wo ist sie nur?«

Zedebab trat mit ihren Füßen die Funken aus. Neelata warf ihren Wandteppich auf die Flammen, die unter dem Gewicht ihrer Stickereien erstickten. Ham zog sein Gewand aus, tauchte es ins Wasser und zog es wieder an. Klatschnass stürzte er sich in das Feuer, mit den Händen in die Flammen schlagend, auf der Suche nach seiner Mutter. Taneses rannte vorbei. In den Armen trug sie alabasterne Bilder von zwei Kälbern und einem Stier. Ihre Haut leuchtete durch das Feuer hinter ihr auf, sie wirkte genauso durchscheinend wie die Bilder, die sie trug. Anschließend verschwand sie in den Flammen.

Die Tiere schrien. Als sich die Gänge und Galerien mit Rauch füllten, gaben sie dieselben Geräusche von sich wie damals, als die Arche von dem Wasser hochgehoben wurde. Put!, dachte ich und rannte durch das Schiff. Doch der Rauch überwältigte mich. Es gab natürlich nur einen sicheren Ort. Mich vorwärts tastend, lief ich dorthin. Ich erkannte die Kammer des Bauherrn an dem Stock, der vor seiner Tür stand; wie damals bei den Zelten war dies das Zeichen seiner Anwesenheit. Er lag mit halb geöffnetem Mund auf der Pritsche an der Wand. Zu meinem Erstaunen war auch sein Zimmer von Rauch erfüllt. Ich stellte mich weit weg von ihm in eine Ecke, den immer dichter werdenden Rauchvorhang zwischen uns. Er sprach kein Wort, sondern bedachte mich mit einem Blick, der an Halluzinationen gewöhnt war.

Sein Gott hat ihn verlassen, dachte ich. Erst fiel ein Meer von Wasser vom Himmel und jetzt gibt es keinen Tropfen, um den Qualm von seinem Schlafplatz fern zu halten. Ich hielt mich bereit, um ihn von seinem Bett zu heben und an Deck zu tragen, als ich Schritte im Gang hörte. Die Archefahrer kamen ihren Vater holen und ich konnte nicht mehr weg.

Das Feuer beim Trichter war gelöscht. Sem und Japheth waren tropfnass. Zedebab hatte ihre Röcke zwischen den Beinen zusammengeknotet, wodurch es so aussah, als trüge sie eine Pumpe. Neelatas Haare waren an den Spitzen versengt. Ham hielt seine schwer verbrannten Hände vor sich hoch. Alle waren schwarz vor Ruß, man hätte sie für meine Brüder halten können.

Als sie mich bemerkten, starrten sie mich an, vor allem Zedebab, sie schien sich nicht mehr zu erinnern, woher sie mich kannte.

»Wo ist Mutter?«, fragten sie, als wüssten sie, dass ich die Antwort kannte.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

Sie erschrakten vor meiner Stimme, die plötzlich so laut und öffentlich auf diesem Schiff erklang. Um Luft zu bekommen, gingen alle an Deck. Zaza und Taneses fehlten. Durch die Sorge um Zazas Schicksal und die Trauer über Taneses' Tod waren wir seltsam verbunden, niemand fragte in jenem Moment schon: »Was machst du hier?«

»Taneses wollte ihre Besitztümer retten«, sagten sie zueinander. Sie trauerten offen um Japheths Frau – wenn auch vor allem, um nicht an die Schuhe denken zu müssen, die auf dem Deck lagen, und daran, dass es jetzt schon sehr lange dauerte, bis Zaza auftauchte – doch ich bewunderte sie. Sie hatte endlich den Schritt gemacht. Sie war ins Feuer gegangen, weil niemand sie ins Wasser stoßen wollte, und hatte so das Paradies ihrer Götter betreten.

Der Schaden war groß. Von den Frauenkammern war nur Zedebabs verschont geblieben. Der gemeinsame Aufenthaltsraum war zerstört. Die Archefahrer hatten keinen Platz mehr, an dem sie spielen und musizieren konnten. Die Nahrungsvorräte waren verbrannt. Ham hatte die Rollen, auf denen alle Kriege der Menschheit, ihre Daten und die Namen der Sieger verzeichnet waren, benutzt, um damit auf die Flammen zu schlagen.

Doch das war nichts verglichen mit Zazas Tod. Sie war die Mutter, die Versöhnende, die erfüllte, worüber keiner sprach. Auf den Gesichtern ihrer Söhne las ich das Entsetzen. Auch Neelata und Zedebab waren fassungslos. Sie hatten Zaza kennen und schätzen gelernt. Da es sonst niemanden mehr gab, hatte sie ihnen ihre eigene Mutter ersetzt. Sie nahm auch so viel mit, alles Wissen über die

Mutterschaft ging mit ihr verloren. In der neuen Welt würden sie das Gebären von mir lernen müssen, die nichts davon verstand.

»Lass mich deine Hände versorgen«, sagte ich zu Ham, doch er fand, dass er meine Pflege nicht brauchte.

»Die schmerzen nicht, es ist mein Herz, das schmerzt«, sagte er. Das mochte stimmen, seine Hände waren so verbrannt, dass sie gefühllos waren.

Sem war der Erste, der in der Lage war, die neue Situation zu überblicken. Er wies mir Taneses' Schlafraum zu. Die Wände waren versengt, ihr Bett und ihre Schränke zu Asche zerfallen und ihre Löffel von der Hitze verzogen, doch ich hatte ein Bündel Heu und eine Decke. »In dem neuen Land«, sagte er, während er auf die Wölbung meines Bauches zeigte, »wirst du Japheths Frau, die Trägerin seiner Nachkommenschaft.«

Japheth protestierte. Seine Gedanken seien bei Taneses. Ich könne seine Frau nicht ersetzen, sagte er, und für mich fühle er nichts. Er hatte nicht vergessen, dass ich den Segen seines Vaters verhindert hatte.

Doch Sem hatte keine Geduld mit seinen Einwänden. »Was ist dir lieber, Ham hat zwei Frauen und du keine oder die ehrliche Aufteilung, die ich vorschlage?«

Der Bauherr

Von jenem Tag an pflegte ich den Bauherrn. Neelata und Zedebab weigerten sich, es zu tun, Zaza und Taneses waren tot und Ham, der die Kunst der Pflege von mir gelernt hatte, konnte seine Hände nicht mehr benutzen. Die Nachricht, dass Zaza in den Flammen umgekommen war, hatte dem Bauherrn nicht gut getan. Er lag zitternd auf seiner Matratze, die Augen und den Mund halb geöffnet, unfähig zu sprechen. Im Licht der kleinen Öllampe war es erschütternd zu sehen, wie die Krankheit seine Haut angegriffen hatte. Es strömte kaum noch Blut durch sie hindurch, höchstens ein blasser Saft, der ihn am Leben hielt.

»Bleib bei ihm und tu alles, was nötig ist«, sagte Sem. Er ließ mich in der Kammer zurück, die dem Zelt ähnelte, das der Bauherr auf der Werft bewohnt hatte. In ihr herrschte dasselbe Durcheinander und da war auch wieder der harzige Geruch seiner Salbe, der ihn umgab. In einer Ecke stand ein kleiner, rechteckiger Altar aus Akazienholz mit vier Göttinnen der Jahreszeiten; er war mit Bronzeschrauben an der Wand befestigt. Am Anfang der Reise hatte der Bauherr hier zweifellos mit seinem Gott gesprochen, doch jetzt ermattete ihn die Krankheit und kein Unnennbarer konnte etwas daran ändern. Neben seinem Bett sah ich den Käfig mit der schmutzigen Taube und den Glöckchen unter dem Dach und auf einem Untersetzer eine Reihe unscheinbarer Pflanzen mit braunen, gekerbten Blättern in feuchter Erde. Auf dem Brett darunter Krüge, eine Presse und Siebe, auf die Asche von dem Feuer gerieselte war. Ich öffnete alle Gefäße, die ich finden konnte, und roch daran. Ich fand Krüge mit kleinen Weinresten und auch die Salbentiegel, die ich suchte. Ich kochte eine Kräuterbrühe, die ich ihm Löffel für Löffel einflößte.

Ich versorgte ihn jeden Tag. Er warf sich im Schlaf hin und her, da die Quaddeln auf seinem Bauch und seinen Lenden juckten.

»Wovon träumt Ihr?«, fragte ich, als er mich am dritten Tag ansah. Seine Iris zitterte unablässig in den Augenhöhlen, das Weiße darum herum war blutunterlaufen und in den Augenwinkeln hatte sich Tränenflüssigkeit gesammelt.

»Von den Neugeborenen«, sagte er. »Die Tiere sind gerettet, doch die Neugeborenen nicht. Das muss mir jemand erklären.« Auf seinem Kissen lagen vertrocknete Krümel Ohrenschmalz. Ich strich sie auf den Boden und pustete sie weg.

»Einmal hatte ich ein Gespräch mit einem Mann«, fuhr er fort. »Wir befanden uns tief in einer Totenhöhle.«

»Der Mann war mein Vater.«

»Seine Worte trafen mich tief ins Herz. Er sprach über das Zeigen von Reue. Was geschieht, wenn die Reue nicht aufrichtig ist?«

»Dann kommt das Unheil.«

»Das ist es. Dann kommt das Unheil. Aber was, wenn das Unheil zuerst kommt? Wenn es so schnell und unerwartet kommt, dass keine Zeit mehr für eine Bitte, eine Frage, eine Äußerung des Bedauerns ist? Zaza ist so schnell verschwunden. Sie starb zu früh und auf die falsche Art. Auf dieser Arche zerfällt das Leben nicht zu Asche. Es zerfällt zu Schaum. Schaum ist es, was wir werden müssen.«

Ich kannte seinen Schmerz, ich hatte meine Mutter verloren. Ich wollte ihm sagen:

»Das Feuer hat Eure Frau nicht verschlungen. Das Wasser hat sie geholt, weil sie es darum gebeten hat.« Doch welcher Mann hat in seiner Trauer ein Bedürfnis nach der Wahrheit? Und so sagte ich: »Euer unnennbarer Gott scheint nicht zu wissen, dass die Toten weiterleben. Sie treten in ein nächstes Leben ein.«

»Er hat uns aus Lehm gemacht. Leben hauchte er dem Lehm ein, Leben, das erlöschen kann. Wenn es erlöscht, ist alles vorbei. Dann kehren wir in unseren ursprünglichen Zustand zurück.«

»Aber dieser Atem, dieser Hauch, dieser Wind ist es, der weiterlebt. Er verlässt die Kehle und geht irgendwo anders hin. Ich muss es wissen, ich habe es gesehen, als meine Mutter in ihren Kahn fiel. Der Schrei, der ihr entfuhr, enthielt ihren Willen, nicht ihren ganzen Willen, sondern nur ein Stück davon, groß genug, um ihre gestutzten Lockenten fliegen zu lassen.«

»Davon hat mir der Unnennbare nie etwas erzählt. Ich weiß es nicht anders, als dass dieses Dasein vergänglich ist. Die Lebenden wissen, dass sie sterben werden, doch die Toten wissen nichts. Deshalb ist ein lebender Hund besser als ein toter Löwe und ist der Mensch im Tod den Tieren gleich.«

»Warum gibt es uns dann, wenn das Leben so begrenzt ist?«, fragte ich.

»Um anzubeten und zu opfern.«

»Dann ist der Unnennbare auf sich allein gestellt. Die Menschen werden sich gegen ihn wenden und ihn schnell vergessen. Ist Euer unnennbarer Gott ein guter Gott?«

»Er ist ein guter Gott.«

»Dann muss er trösten. Dann muss er seinem Volk die Sinnlosigkeit ersparen und ihm eine Aussicht bieten.«

»Der Trost ist schon da«, sagte er trocken. Er zeigte auf die Weinfässer.

»Es wird mehr sein müssen als das. Er wird etwas anbieten müssen, das man bei einem anderen nicht findet: das Versprechen, uns nicht auszulöschen, die Hoffnung auf einen besseren Ort und die Sicherheit, dass unser Leiden nicht sinnlos ist. Ein neues Leben in einem Paradies als Belohnung für den, der es verdient hat. Das ist es, was manche Alabastergötter erzählen. Ist das nicht schön? Ist das nicht etwas für den Unnennbaren, der gute Bedingungen so schätzt?«

»Ja«, sagte er, während er die Balken an der Decke betrachtete. Und kurz darauf noch einmal: »Ja, Recht hast du. Schön wäre es zu glauben, dass Zazas Atem irgendwo herumschwebt. Dass sie an einen Ort geht, an dem sie es besser hat als hier. Das werde ich tun, so werde ich es mir vorstellen.« Als er geraume Zeit später wieder die Augen öffnete, sagte er: »Ich weiß, wer du bist. Du bist der Zwerg in einer neuen Gestalt. Ich wusste es, als du mir das Wasser in der Höhle zeigtest. Du verschwindest und erscheinst, genau wie er.«

Ich kniete mich neben seine Pritsche. Ich senkte den Kopf, da ich es nicht wagte, zu ihm aufzuschauen, sicher nicht, als er sagte: »Bring mir deine Botschaft. Nenn mir die Bedingungen des Unnennbaren.«

In einem Gespräch, das ich einige Tage später mit ihm führte, ersann ich ein Jenseits, das mir angemessen schien, mit einem Ort für die Rechtschaffenen, der nur von reinen, schneeweißen Wesen bevölkert wurde. Doch daran dachte ich jetzt nicht, da mir etwas ganz anderes Sorgen bereitete.

»Der Mann, der Euch in der Höhle zum Weinen brachte, sitzt jetzt in einem Papyrusboot«, sagte ich. »Er schaukelt ganz allein auf diesem Meer herum.«

»Ist das so?«, fragte der Bauherr. Er sah mich an, seine Iris zitterte nicht länger, sondern fixierte mich. »Dann müssen wir ihm helfen.« Er bat mich, ihn an Deck zu bringen. Er war nicht schwer, kaum schwerer als meine Mutter, die ich so oft getragen hatte. Er hielt sich krampfhaft an der Reling fest, als ich ihn absetzte. An den Füßen trug er die Kaninchenfellschuhe meines Vaters. Er blickte über das Wasser, hob seine freie Hand und murmelte ein paar Gebete, die ich nicht verstand.

»Ich segne den Mann in dem Papyrusboot«, sagte er schließlich. »Möge ihm der Unnennbare in allem beistehen, was er unternimmt.«

»Und Ham?«, fragte ich, als er die Augen wieder öffnete. »Könnt Ihr ihn auch segnen?«

»Ham wird sich seinen Segen verdienen müssen«, antwortete er, »genau wie seine Brüder.« Er umklammerte mit beiden Händen die Reling. Ich trug ihn in seine Kammer zurück und blieb bei ihm, bis es dunkel wurde.

Der Hunger

Nach dem Feuer kam die Hungersnot. Mein Zahnfleisch schwoll an, meine Nägel brachen ab. Ein knurrender Magen macht rachsüchtig. Ein anderer soll seinen Kopf für die Leere im eigenen Bauch hinhalten, die einen glauben lässt, man würde von innen aufgefressen. Ich musste von den verschrumpelten Mandeln und dem schimmelnden Zwieback leben, den mir Japheth zusteckte. Außerdem bekamen wir unerwartet Probleme mit den Totenkopffäffchen, die uns alles, was wir zum Mund führten, aus der Hand rissen und blitzschnell damit verschwanden. Ihr Fell, das beim Einschiffen glatt gewesen war, wurde schmutzig und filzig und ihr rosiges Gesicht fahl.

Ich übernahm Taneses' Aufgaben. Die Tiere in den Käfigen reagierten gereizt. Sie mussten sich an die Stimme und die Bewegungen einer neuen Pflegerin gewöhnen. Jeden Abend ging ich allein in Taneses' dunkle, nach Rauch und Löschwasser stinkende Kammer. Es gab noch Tage, an denen die Arche nach etwas Essbarem roch, doch sie wurden immer seltener.

Da Neelatas Kammer ausgebrannt war, schlief sie bei Zedebab. Obwohl sich deren Raum gegenüber von meinem befand, bekam ich Neelata kaum zu sehen. Wie wir alle zog sie sich immer mehr in sich selbst zurück. Ihr Vorrat an Honig und Rosinen schrumpfte schnell. Die Datteln hatte sie noch mit mir geteilt, den Rest nicht mehr, da sie sah, dass ich einen Teil von dem, was sie mir zusteckte, dem Unnennbaren opferte. Sie betrat meine stinkende Kammer nicht mehr. Wir trafen uns beim Füttern und sie fragte: »Warum mache ich mir mehr Sorgen um mich als um dich?«

Ich antwortete: »Die Seele kennt viele Fluchtwege«, doch ihr Gesicht blieb unbeweglich wie die Nacht.

Sie sagte: »Ich mache mir keine Sorgen um dich, weil du nicht wankst und weichst. Du hättest Ham heiraten müssen, meine Anwesenheit hier ist ein Irrtum. Ich kann den Unnennbaren nicht ehren. Er ist nicht mehr als die versammelte Angst und Übelkeit von allem, was sich auf dieser Arche bewegt. Alles, was die

Männer nicht deuten können, haben sie den Unnennbaren genannt. An einen Gott wie diesen kann ich meine Datteln nicht vergeuden.«

Ich kniff sie in die Hand, um sie zu beruhigen. »Es ist besser, dir über mich keine Sorgen zu machen«, log ich. »Mir geht es gut.«

»Ich teile noch immer mit Put. Alles, was ich ihm hinstelle, holt er sich ab. Doch wie lange kann ich noch teilen, wenn ich Hunger leide?«

»Nicht mehr lange«, sagte ich, »hungern tut man in Einsamkeit.«

Sie lächelte und mit einem Schritt, der schleppender war als früher, fuhr sie mit ihrer Arbeit fort.

Mehr noch als mit dem Essen beschäftigten wir uns mit dem Schlaf. Wir schliefen immer öfter und länger. Wir verbrachten Stunden damit, unsere Laken zu ordnen und noch größere, weichere Kissen zu nähen; Federn gab es genug, die Vögeln mauserten sich. Wir scheuten die Sonne, da sie uns hungrig machte. Wir liebten den Mond, da er uns Nacht für Nacht den Schlaf brachte, nach dem wir uns so sehnten.

Die Tiere wurden krank. Kälte, Feuchtigkeit und Rauch hatten ihnen nichts anhaben können, doch der Hunger erschöpfte sie. Nur die Winterschläfer schienen wenig zu leiden, da sie es so machten wie wir: Sie verließen ihr Lager nicht mehr und schlossen die Augen.

Und wir hatten Durst. Das wenige Wasser, das übrig geblieben war, war faulig. Ob es nun aus den Amphoren kam oder Bodensatz aus dem Ösgatt war, man schmeckte keinen Unterschied. Das Vieh ging in die Knie. Wir mussten ihnen Wasser in die Nasenlöcher gießen, um sie wieder zu Bewusstsein zu bringen.

Ich litt unter der Hungersnot mehr als die anderen. Sie waren mit dem Glauben der Rrattika erzogen worden, dass man von wenig Essen nicht stirbt. Als Kinder wurden sie an das Gefühl nagenden Hungers gewöhnt. Mangel war nie mehr als ein Ungemach. Sie buken Brot aus Disteln und pressten Wasser aus Kakteen. Da es auf der Arche keine Disteln gab, benutzten sie Sauerampfer und Heu. Doch mein Magen vertrug ihr erfindungsreiches Backwerk nicht und meine Gedärme streikten. Fand sich doch noch etwas Brauchbares, wurde ich bei der Verteilung übergangen, ein Vorgeschmack darauf, wie ich später behandelt werden würde. Ich musste mir mein Essen selbst zusammensuchen und so stahl ich, was ich

finden konnte, ängstlich, erwischt zu werden, aber nicht so sehr, dass ich nicht erkannte, dass der Hungertod grausamer war als alles, was sie gegen mich unternehmen konnten. Ich trocknete das Fleisch der Tiere, die aus Nahrungsmangel umkamen. Ich musste es schnell machen, sonst verdarb es innerhalb eines Etmals. Da ich zu wenig Salz hatte, schnitt ich das Fleisch in dünne Scheiben, die ich über dem Feuer trocknete. Das letzte Stück, das ich auf meinen Stock spießte, war der Arm mit der geballten Faust eines Affen. Ich war sparsam damit und hängte es in einer dunklen Ecke an einen Nagel. Natürlich war es nach kurzer Zeit verschwunden, vermutlich von Artgenossen des toten Äffchens stibitzt, und ich hatte nichts mehr.

Die Tage verstrichen. Zu der Zeit zählte niemand mehr die Wochen und je länger die Hungersnot währte, desto stiller wurde es auf der Arche. Sem und Japheth verbrachten die Tage schlafend, Zedebab und Neelata versuchten, aus Nusschalen Suppe zu kochen. Ab und zu brachte ich noch etwas zum Bauherrn. Ich hatte fast nichts mehr für seine Brühe, jedes Mal nicht mehr als ein paar Tropfen Öl, einen halben Thymianzweig und eine Prise Salz.

Eines Abends kehrte ich nach der Arbeit erschöpft zu meiner versengten Kammer zurück. Noch bevor ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, spürte ich in der Ecke die Anwesenheit eines Lebewesens. Die Schlange, dachte ich, doch das, was dort saß, war umfangreich und keuchte. Ich hatte keine Lampe, die war zum Schlafen nicht erforderlich, deshalb wartete ich wie versteinert, bis sich die Kreatur bewegte.

»Schließ die Tür«, hörte ich es flüstern und ich erkannte Taneses' heisere Stimme. Ich tat, was sie von mir verlangte.

»Der Brand war meine Schuld, ich weiß«, sagte sie, ohne sich in ihrer Ecke zu regen. »Ich habe so getan, als würde ich ins Feuer laufen, um dem Auge des Unnennbaren zu entinnen. Es ist mir gelungen, glaube ich, doch jetzt scheint es so, als würde das ganze Schiff vor Hunger umkommen.«

Ich schob mich näher an sie heran, um etwas von ihr zu sehen. Ich sah, dass neben ihr auf dem Boden die drei Alabasterbilder standen. Sie glänzten in der Dunkelheit von dem Fett, mit dem sie sie eingerieben hatte, wahrscheinlich waren

es die einzigen Gegenstände auf dem Schiff, die noch gepflegt aussahen. Ich berührte sie und fühlte, dass sie warm waren, sie hatte sie unter ihren Kleidern hierher gebracht. Der Geruch, den sie verströmten, erinnerte mich an die kleinen Tempel zu Hause, in denen Priesterinnen wohnten, wie Taneses üppige Frauen, die ihre Bilder wie Kinder hegten.

»Selbst der kleine Junge ist schwach vor Hunger«, fuhr sie fort. »Wir müssen etwas tun, Re Jana. Wenn wir nichts unternehmen, kommen wir alle um, bis hin zu den Tieren.«

Ich zog meine Hand zurück. Ich konnte kaum noch in der Hocke sitzen, mir war schwindelig und mein Bauch straff gespannt. »Kleiner Junge?«, fragte ich, während ich tief Luft holte.

»Ich habe das Kind gefunden, das früher immer in deiner Nähe herumlungerte.«

»Put?«

»Ich lasse es kleine Aufträge für mich ausführen. Wie, glaubst du denn, hätte ich die ganze Zeit überlebt?«

»Warum hört er auf dich?«

»Es hat mich erstaunt, wie leicht er gehorchte. Ich brauchte ihn nicht einmal über die Reling zu halten, damit zu drohen, war schon genug.«

Ich sank zur Seite. Der Boden, dachte ich noch, das Feuer hat die Planken hauchdünn gemacht, ich falle durch sie hindurch. Doch ich sank nicht tiefer als gegen ihre Schulter.

Sie streckte die Arme aus, um mich zu stützen. »Geht es? Ist dir nicht gut?«, fragte sie. Ihr Kopf war dicht neben meinem. Sie flüsterte, als sie sagte: »Ich will das Kind nicht ausbeuten, ich bin kein schlechter Mensch. Doch es ist nicht immer leicht, wenn deine Götter viel verlangen.«

Ich zitterte wieder. Ich konnte riechen, dass ihre letzte Mahlzeit noch nicht so lange zurücklag wie meine. »Sind es deine Götter, die das Abfließen des Wassers verhindern?«

Sie half mir hoch. »Ich denke, ja«, antwortete sie matt.

»Ich weiß, was wir tun können«, sagte ich, als ich wieder stand. Ich schwankte noch, doch dank ihrer Hilfe blieb ich stehen. »Wir bringen deinen Göttern ein einzigartiges Opfer. Wir töten den kostbarsten Vogel dieses Schiffes für sie.«

An jenem Abend betrat ich wie gewöhnlich die Kammer des Bauherrn. Ich zündete seine Lampe an und salbte die Geschwüre in seiner Lendengegend ein. Der Bauherr war vergnügt, er roch nach Wein und meinte, dass er so gut wie keine Schmerzen mehr hätte. Das sei mir zu verdanken, sagte er, und meinen sanften Händen. Beim Weggehen nahm ich die schmutzige Taube aus dem Käfig und steckte sie unter mein Kleid.

»Ist es schon so weit? Muss sie sich auf die Suche nach einem Ölzweig begeben?«, fragte der Bauherr, als er sah, was ich machte.

Ich schlüpfte, so schnell ich konnte, zur Tür. »Dieses Tier ist unsere letzte Hoffnung«, sagte ich und lief zu Taneses' Kammer zurück. Dort tat ich, wovon ich glaubte, dass es gut sei. Ich tötete die Taube, entfernte ihre Federn und legte sie vor die Alabasterbilder, während Taneses zusah.

»Und jetzt das Kind«, sagte ich, als ich fertig war, »zeig mir, wo es ist.«

»Nicht so schnell«, antwortete sie, die Augen auf die Bilder gerichtet. »Zuerst will ich sehen, ob dieses Opfer Früchte trägt.«

Rückkehr zu Ham

Ham schaute hoch, als ich hereinkam. Seine Hände lagen in einer Schale mit Fett, das er mit seinen gefühllosen Fingern auf seine Haut zu streichen versuchte. »Du darfst nicht hierher kommen«, sagte er und fuhr fort, seine Hände einzureiben.

»Das weiß ich«, antwortete ich, »hier gibt es so vieles, das verboten ist.«

Er hatte die ganze Zeit getrauert. Ich sah es an den Haaren, die überall auf dem Boden lagen, wie ein Fell, das er abgeworfen hatte.

Ich schloss die Tür hinter mir und wollte zu ihm hingehen. Doch weit kam ich nicht. Ich machte einen Schritt und brach zusammen. Als ich wieder zu mir kam, stand Ham über mich gebeugt.

Er zog mich hoch, seine Unterarme unter meinen Achseln, legte mich auf sein Bett und deckte mich zu.

»Ich war stark, als ich diese Reise antrat«, sagte ich heiser, »doch alle Kraft wurde mir genommen. Angeblich durfte ich nicht auf dieses Schiff. Es gäbe keinen Platz für mich, doch siehe da, meine Anwesenheit wurde von allen sofort geduldet. Ich verstehe auch, warum: Ich bin zu eurem Vorteil hier.«

Ham schloss kurz die Augen und sagte nichts. Mit seinen verbundenen Händen kochte er Wasser für mich. Ich blieb Tag und Nacht auf seiner Matte liegen. Ich konnte mich nicht mehr aufrichten, um zu trinken, doch er hielt meine Lippen feucht. Morgen für Morgen gab ich mich auf, doch Morgen für Morgen war er es, der mich ins Leben zurückrief.

Er erzählte mir das, was ich seinen Vater schon hatte sagen hören: dass er mich zu einem Garten bringen würde, einem Ort, der frei von Kakteen, Disteln und Felsen war, mit einem Baum in der Mitte, der das Bewusstsein erweiterte. Ich schaute zu, wie er sich zum Schlafen fertig machte. Er versuchte, seine Füße zu säubern. Als ich sah, wie schmutzig das Tuch war, das er dazu benutzte, rappelte ich mich auf. Ich kniete mich vor ihn und bot ihm meine Haare an. Er hob mein Kinn und drückte mich sanft neben sich auf den Boden. Ich konnte mich mit dem Gestrampel in meinem Bauch nur schräg an ihn lehnen, ein Bein über seines gelegt, damit ich nicht das Gleichgewicht verlor. Wir heuchelten Zärtlichkeit, um

die frühere Gewalt zwischen uns zu vergessen. Er hob die Arme, doch seine Bewegungen führten zu nichts. Seine Hände waren verbunden und die Haut an seinen Unterarmen gefühllos; nur mit den Ellbogen konnte er ein Streicheln nachahmen. Er konnte mich nicht mehr mit seinen gekerbten Nägeln kratzen, sie waren irgendwo tief in seinen Fingerknochen versunken.

Ich hatte meine Hände noch. Ich ließ sie reuig über seinen Nacken und seine Schultern wandern und er schlug mich nicht weg. Vielleicht fehlte ihm zu jener Zeit auch schon die Kraft dazu.

»Schau«, sagten wir, »die Arche, die uns retten sollte, schließt sich wie ein Sarg.« Die Tiere riefen schon nicht mehr nach Nahrung, manche hatten sich hingelegt, andere blieben verstummt stehen, als hätten sie es nicht gelernt niederzusinken. Es bewegte sich fast nichts mehr. So lagen wir dort zwischen den Rollen, Teppichen, Mosaiken und Stoffen, mit denen Ham seine Kammer gefüllt hatte. Er hatte kaum Platz für sich selbst gelassen, da er davon überzeugt gewesen war, dass er mit dem trossenverstärkten Boot fahren würde. Hier glaubte ich zu enden, nach vielen Irrfahrten zurückgekehrt zu dem Jungen mit der hellen Haut. In einem lahmen, willenlosen Zustand wie meine Mutter. Wir hielten einander fest. Zusammen lauschten wir den Wellen, die gegen den Bug schlugen.

Der Ruf vom Wasser

Als das Schiff so still war, dass es schien, als hätten es alle in einem unbewachten Moment verlassen, schallte ein Ruf über das Wasser.

»Re Jana! Re Jana!«

Zuerst dachte ich, ich würde träumen. Ich öffnete kurz die Augen und schloss sie wieder. Doch der Ruf erklang von neuem.

Ich richtete mich auf. Die Arche schaukelte mehr, als man es von einem Schiff auf ruhigem Wasser erwarten kann, doch vielleicht kam es mir nur so vor, weil mir schwindelig war. Ich kletterte die Leitern hoch, stellte mich aufs Deck und lehnte mich über die graue, von Wind und Wetter ramponierte Reling. Eine Weile wunderte ich mich über das aufgewühlte Wasser. Alle Gerippe und Baumstümpfe, alles, was trieb, war gesunken oder über den Rand der Welt hinwegespült worden. Jetzt gab es Leben im Wasser, und es waren nicht nur Raubfische. An dem Glitzern und den schnell verschwindenden Querströmen im Wellengang erkannte ich Schwärme essbaren Fisches. Um den Kiel schwammen Aale mit gezackten Kiemen und träge dahinter eine Reihe von Plattfischen, die wir bei den Sümpfen Alpos nannten, eine vorzügliche Fischart, die, wenn sie gekocht wird, weiß und flockig ist.

Wieder erklang mein Name. Ich lief zu der Seite, von der der Ruf kam, und beugte mich über die Reling. Unter mir, dicht an der Arche, sah ich das Flattern unzähliger Flügel. Dutzende, ja, vielleicht Hunderte von Wasservögeln, darunter viele Seeschwalben, der Glücksvogel meiner Mutter, umkreisten einen treibenden Gegenstand, von dem nur die Bugspitze sichtbar war. Ich erkannte die weiße Decke und das Papyrusboot meines Vaters.

»Re Jana«, ertönte es wieder, »wirf ein Tau nach unten. Und sammelt eure Kräfte, ich hab etwas für euch.«

Von meinem Vater konnte ich nicht viel sehen, nur seine Hände, die ab und zu unter dem Schutzdach zum Vorschein kamen, damit beschäftigt, etwas aus dem Wasser zu ziehen.

Zedebab und Neelata verließen ihre Kammer. Sem, Japheth und Ham schlurften an Deck. Alle hatten den Ruf gehört.

»Er will ein Tau«, sagte ich. »Er hat etwas für uns.« Die Freude in meiner Stimme ließ sich nicht unterdrücken. Er lebte, dieser Mann, er war wohlauf.

Sem und Japheth warfen ein Tau aus und holten es mühsam wieder ein. Als das Ende das Deck erreichte, fiel die schwere Reuse meines Vaters mit einem Knall an Bord. Fische zappelten auf dem Boden. Die Archefahrer starrten verwundert darauf.

Ich sah den Ekel in ihren Blicken und sagte: »Sie werden köstlich, wenn man sie brät. Sie sind nicht warmblütig. Euer unnennbarer Gott hat das Verspeisen ihres Fleisches erlaubt.« Ich schaute wieder über die Reling. Mein Vater winkte mir zu. »Mach nur, du weißt, wie es geht«, rief er.

Ich schnitt die Köpfe ab, entfernte die Eingeweide und buk die Fische auf einem niedrigen Feuer. Niemand fragte sich, ob der Fisch schmackhaft war. Ich selbst hätte nie gedacht, dass ich Alpos einmal auf diese Weise essen würde, ohne die sauren Früchte und das Brot, das dazu gehörte. Doch die Archefahrer leckten ihre Schüsseln aus. Sie kamen nicht auf den Gedanken, den Bauherrn um Erlaubnis zu fragen; die Brühe, die ich zubereitete, wurde zu ihm gebracht. Sem und Ham warfen die Reuse und das Tau wieder über Bord. »Vielleicht kommt ja noch mehr«, sagten sie. Sie lachten wieder, das war eine Weile her.

Als die Reuse erneut nach oben kam, war sie noch schwerer als beim ersten Mal. Zedebab und Neelata schossen vor, um den Männern zu helfen.

Schon bald sahen wir, was das Gewicht ausmachte. Eingezwängt in das Netz, mit angezogenen Beinen, das Gesicht verwittert und die Haare steif vor Salz, saß mein Vater. Sem, Japheth, Neelata und Zedebab hielten in ihren Bewegungen inne. Sie waren so verdattert, dass sie gerade noch die Kraft hatten, ihn vor einem plötzlichen Fall zu bewahren.

Mein Vater spähte durch das Netz. Als er mich sah, gingen seine Mundwinkel kurz nach oben. »Re Jana, mein Kind«, sagte er. Dann musterte er die anderen auf dem Deck. Ich weiß nicht, ob er begriff, wie sich die Verhältnisse verändert hatten. Aufgedunsen und dreckig war ich, doch das waren die anderen auch. Auf

jeden Fall konnte er sehen, dass ich mich unter ihnen befand, vielleicht war das für ihn das Wichtigste.

»Es wurde so still auf der Arche«, rief er, nachdem er alle aufmerksam gemustert hatte. »Ich hörte kaum noch ein Geräusch. Und keine Bewegung mehr an Deck, das konnte nur ein schlechtes Zeichen sein.« Wieder zog er die Mundwinkel hoch. Es war kein Lächeln, eher die Grimasse von jemandem, der sich an ein Lächeln zu erinnern versucht. Ich machte mir Sorgen darüber, wie die vier das Tau festhielten. Sems Griff schien fest, doch seine Hände zitterten.

»Offenbar bekam ihr langsam etwas Hunger!«, fuhr mein Vater fort. »Ich dachte: Gib ihnen doch ein bisschen von deinem Überschuss ab. Oh, ich habe während dieser Reise noch mehr Gäste bedient, alles Vögel, die das Schwimmen Leid waren. Kurz nach der Abfahrt hatte ich sogar drei Marmorenten. Ich habe jeder von ihnen einen Namen gegeben, Sem, Ham und Japheth, hahaha. Sie haben nicht lange gelebt. Auf mein Brot konnte ich nicht verzichten und Fisch mochten sie nicht. Ich habe auch einen Albatros, doch den jage ich immer vom Dach, der muss schwimmen, er nimmt zu viel Platz ein.« Seine Stimme schrillte über das Deck. Ein seltsamer Geruch umgab ihn, an verschiedenen Stellen baumelten noch Fische, die in den Maschen hängen geblieben waren. Er saß auch nicht bequem mit den Knien unter dem Kinn, doch als störe ihn seine Haltung nicht, fuhr er fort: »Man braucht ein wenig Spitzfindigkeit, um unter diesen Umständen zu überleben. Was hat man von Rechtschaffenheit ohne Scharfsinn?«

Ich konnte sehen, dass Sem inzwischen am ganzen Körper zitterte. »Du schwingst noch immer das große Wort, Schiffsbauer«, sagte er ruhig. »Wir sind dir dankbar für deinen Fisch, aber wir haben dich nicht eingeladen.« Mein Vater schaute mit einem immer breiter werdenden Grinsen durch die Maschen. Die Fliegen, die er mitbrachte, summten um ihn herum; er schien so daran gewöhnt, dass er sie nicht wegschlug, als sie sich in seinen Augenwinkeln niederließen. »Wir könnten doch zusammenarbeiten«, sagte er. »Ich kann mich um die Versorgung kümmern. Dann haben wir alle etwas, ihr wieder zu essen und ich Gesellschaft. Denn es dauert alles etwas lange, ich langweile mich ziemlich!« Seine Sprache war noch unverblümter als früher. Sein Leben in Abgeschiedenheit hatte ihn seine Manieren vergessen lassen. Ich hätte mich schämen müssen. Doch mein Herz jubelte, ich

musste mich zurückhalten um nicht loszuprusten. So viel Fröhlichkeit hatte ich lange nicht mehr erlebt.

Sem dachte jedoch anders darüber. Er packte mich mit seiner freien Hand im Nacken und beugte mich zur Reling hinunter. »Das«, rief er, »ist aus uns geworden, weil wir sie nicht über Bord geworfen haben. Sie ist das Böse aus der alten Welt. Wir verschonen ihr Leben, weil wir demnächst Frauen brauchen. Doch sie gehört nicht zu den Auserwählten. Wir werden sie an ihrer Hautfarbe erkennen, sie und all ihre Nachkommen.«

»Hör auf!«, schrie Ham. Mit seinen verbundenen Händen stieß er Sem an. »Sie hat mit dem Bösen nichts zu tun.« Sem schlug mich nur noch härter gegen die Reling. Die Schmerzen machten mir nichts aus. Ich war vor allem froh, dass Sem das Tau mit der Reuse weiter festhielt.

»Dieser Mann, der ihr Vater ist, hat unser Leben gerettet«, fuhr Ham fort.

»Eben darum«, antwortete Sem trocken. »Hast du etwa gedacht, dass ich ihn an Bord hole, um mir danach tagein, tagaus seine Besserwisserei anzuhören? Gott weiß, wie lange wir noch unterwegs sind. Lass ihn uns als Wächter umkreisen. Lass ihn uns von dort aus mit frischem Fisch versorgen.«

Ham sah seinen Bruder lange und kalt an. »Dass du zu den Auserwählten gehörst, gibt dir kein Recht auf Herzlosigkeit«, sagte er.

»Gut, dann hol unseren Vater!«, rief Sem.

Zu einer Entscheidung über einen Mann in einer Reuse am Bugrand der Arche schien tatsächlich nur der Bauherr befugt, deshalb nickten alle, als der Vorschlag kam, auch Ham. Und so geschah es, dass einen Augenblick später der alte Mann mit seinem unverkennbaren Geruch nach Salbe und Wein auf dem Deck erschien. Er betrachtete die Fischköpfe in der Sonne, die Gedärme breiig darüber verteilt. Seine Wunden mussten ganz trocken sein, denn er ging aufrecht und schien unter einem scheuernden Kleidungsstück nicht zu leiden. Mir entfuhr ein Seufzer der Erleichterung. Wenn er sich gut fühlte, würde er milde sein, und wenn er milde war, würde er meinem Vater einen Platz an Bord zugestehen. Doch der Bauherr ging nicht auf meinen Vater zu. Er fasste mich am Ellbogen und führte mich von der Reling weg.

»Nimm es Sem nicht übel«, sagte er. »Der Junge versucht, sich seinen Segen zu verdienen. Darauf wartet er jetzt schon so lange.« Im Nacken hatte er pigmentarme Flecken und seine Lippen schienen fast weiß. Die dünnen Finger um meinen Puls zitterten nicht. Ich starrte darauf, als wären sie mein wirklicher Halt, als hinge alles mehr von diesem Griff als von dem um das Tau ab. »Du gehörst jetzt zu uns, Re Jana«, fuhr er fort. »Dein Kind ist jetzt meins.« Die Finger, die wie Halme um meinen Arm lagen, ließen los. Ich betrachtete seine grünen Augen, seine fleckige Haut, seine weißen Haare. Wie gut er aussah, meine stundenlange Pflege war nicht vergeblich gewesen. Doch er hatte Angst, natürlich, vor einem zweiten, gesünderen Erzvater auf der Arche. Über meine Schulter nickte er Sem und Japheth zu. Langsam ließen sie meinen Vater hinab. Über die Reling hinweg konnte ich sehen, wie der Albatros, die Seeschwalben und Möwen die Flügel ausbreiteten, um ihn durchzulassen.

»Er ist ein großer Mann«, sagte der Bauherr, »ihn erwartet eine große Nachkommenschaft.« Tief unter uns hörte ich das Schlagen von Rudern, ich sah, wie das Wasser hoch aufspritzte. Und während sich mein Vater von uns entfernte, segnete der Bauherr Sem. Er segnete Japheth. Und er segnete Ham. Sie verbeugten sich vor ihrem Vater bis auf den Boden. Ihre Augen glänzten vor Erleichterung.

Ararat

Ich legte ein paar Fische in eine Schale und kehrte zu meiner Kammer zurück. Taneses war mit ihren Alabasterkälbern und dem Stier beschäftigt, sie hatte eine Lampe, die sie jedes Mal, wenn sich Schritte näherten, verschreckt abschirmte. Ich stellte die Schale vor sie auf den Boden und sagte: »Unser Opfer hat deine Götter günstig gestimmt. Schau her, neue Nahrung. Und jetzt zeig mir, wo sich Put versteckt.«

Als sie die Fische roch, stand sie bereitwillig auf. Sie war nicht übertrieben hungrig, ich hatte so eine Vermutung, dass sie die Taube aufgegessen hatte. Sie schaute mich mit einem Blick des Einvernehmens an und stellte sich an die Tür.

»Alle sind an Deck«, sagte ich, als ich merkte, dass sie zögerte hinauszugehen. »Die Männer werden gesegnet, wir haben also nichts zu befürchten.« Zu meinem Erstaunen sah ich auf unserem Gang durch die Arche, dass manche Käfige offen standen. Tiere liefen von einem Raum in den anderen, stießen sich an und besprangen sich auf der Galerie. Ein säuerlicher Geruch verbreitete sich, der sich nur mit Mühe einatmen ließ.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte ich Taneses, doch auch sie war überrascht über das, was sie sah. Wir schlossen die Türen nicht wieder, es hätte doch keinen Sinn gehabt. Wir befanden uns auf dem Weg zu den Reptilienkäfigen, als plötzlich das Schaukeln mit einem langen, kläglichen Geräusch von schabenden Planken aufhörte. Alles, was nicht festgeschraubt war, verrutschte, Gegenstände fielen um und rollten von uns weg, Tiere stemmten die Beine in den Boden, Taneses und ich fielen gegeneinander.

»Gute Götter, helft!«, jammerte Taneses, denn erneut schien es, als würde die Welt untergehen, doch die Erschütterung war so kurz, dass auch sie schnell erkannte, dass wir auf Grund gelaufen waren.

»Wir sind da«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Die Prüfung ist vorbei.« Sie fasste mich bei den Schultern und umarmte mich. Auch ich schlang meine Arme um sie, ich konnte nicht anders.

»Ich bringe dich zu dem Kind, bevor die anderen hierher kommen«, sagte sie. Wir liefen an den Eidechsen, Leguanen und Baumfröschen vorbei. Ich schaute schnell in jeden Käfig, in der Hoffnung, Put zu sehen. Doch dort musste ich ihn nicht suchen. Taneses zeigte auf den Schacht, durch den die Frischluft kam.

»Stell dich auf meine Schulter«, sagte sie und half mir hoch. Es war nicht einfach. Wir waren beide von beträchtlichem Umfang, und als es schließlich gelang, fand ich in dem Luftschaft nur eine Schlangenhaut und einen Kamelhaarsack.

Wider besseres Wissen suchte ich weiter, im Geiste die Erinnerung an Put, wie er in einer Ecke die verbrannten Ränder der Brote aß. Ich sah ihn vor mir mit seinen großen Augen, die einen stets unschuldig anschauten, auch wenn er einem einen Knoten in den Gürtel gemacht hatte, während man schlief. Er war wie ein wachsamer, treuer Hund, der immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort war: Hatte man Hunger, hatte er gerade Früchte vom Baum gepflückt, machte einen das Ungeziefer verrückt, hatte er einen Teil davon schon mit seinen Händen erschlagen.

Doch ich fand ihn nicht, auch später nicht, als die Arche leer war. Die Freude, die ich empfunden hatte, als das Schiff aufließ, verwandelte sich in Trauer.

Die Nische

Das Auflaufen des Schiffes veränderte alles. Die Archefahrer bekamen wieder Hoffnung, aufs Neue träumten sie von dem Land, das so lieblich sein sollte, mit sanften Hängen, ohne Klippen und Felsen, ohne Schluchten und Höhlen, die gefährliche Tiere beherbergen konnten. Tagelang lag die Arche wie eine Bake im Wasser. In der Ferne wurden die Spitzen von Akazien und Zypressen sichtbar. Der Wind blies die Feuchtigkeit aus den grauen Kronen der Bäume. Wir sahen die Zweige voll schwarzer Algen, als wären wir Adler, die über allem schwebten. Die ganze Zeit saß der Bauherr auf einem Stuhl in der Sonne, ich neben ihm, meine Hand unter seiner. Wir schauten zu, wie das Wasser ganz allmählich sank. Es schien endlos zu dauern. Was zum Vorschein kam, war kein schöner Anblick; nichts als Schlamm und mit Algen bewachsene Steine. Langsam zeigte sich, was unsere neue Heimat sein würde: eine erbärmliche Siedlung an einer Schnur von Tümpeln und Seen. Dies war nicht mehr die Ordnung von einst, die hügelige Landschaft, an die wir uns erinnerten. Diese Landschaft war abstoßend und unwirtlich, sie war voller Warzen, Ausstülpungen und scharfer Vorsprünge. Ham stellte die Fragen, die uns alle quälten, laut: »Sind dies die Felder voller Klee, die uns versprochen wurden? Sollte es nicht einen Baum geben, der immer Früchte trägt? Was sollen wir essen?«

»Durch die Todesgewässer sind wir zum Leben gefahren. Sei dankbar, mein Sohn«, sagte der Bauherr. Doch Ham hustete, als wollte er die Worte seines Vaters für sich unverständlich machen.

Nachdem das Wasser weiter gesunken war, ließ der Bauherr seine Söhne eine Landungsbrücke auslegen, eine neue und viel breitere als die, die wir zurückgelassen hatten. Sie entfernten verschwenderisch die einwandfreien Dachbretter. Die Tiere standen wie versteinert im vollen Sonnenlicht; sie drückten sich in ihre Käfigecken. Anderen dagegen ging es nicht schnell genug. Sie schlugen die Gitter und Riegel mit ihren Hörnern oder Hinterbeinen kaputt. Die Vögel flogen Flügel schlagend durch die Galerie und verließen die Arche zu so vielen, dass sich der Himmel verdunkelte.

Als das Schiff so gut wie leer war, lief ich zu meiner Kammer, um Taneses zu helfen. Wir suchten einen geeigneten Platz für die Alabasterbilder, irgendwo tief im Schiffsinieren. Ich führte sie zu der Nische, die mein Vater gebaut hatte. Ich fand sie mühelos hinter dem Käfig der Seeschwalben, der nahe liegendste Platz, von meinem Vater gewählt, um seine Familie zu retten. Die Nische war unbenutzt, geräumig und gut verschließbar, ein würdiger Ort für Gottesbilder. Sem, Ham und Japheth wussten, wo sie sich befand, doch ich erwartete nicht, dass sie dort noch etwas suchen würden, jetzt, da die Reise zu Ende war.

Danach führte ich Taneses zu den anderen. Sie betrachteten den Zug von Tieren, all das Fleisch, darin Odem des Lebens war, all das wilde Getier, das Vieh, das Gewürm, das auf Erden kroch, und hatten mit ihrem Erscheinen nicht gerechnet.

»Ich fand schon am Anfang der Reise ein Kind«, erzählte sie, während der Rest sprachlos blieb. »Ein verwilderter kleiner Junge, der nicht redete. Ich wusste, dass es verboten war, doch mein Mutterherz sprach; ich bin untergetaucht, um mich seiner anzunehmen.«

Japheth lief zu ihr hin und warf sich ihr zu Füßen. »Ich habe deinen Platz einer anderen überlassen«, sagte er heiser.

»Ich weiß«, antwortete Taneses. »Jetzt nehme ich ihn wieder ein.«

Die Ankunft an dem Ort, der das Paradies sein soll

Der Bauherr ging die Landungsbrücke hinunter. Das neue Land war noch sumpfig, doch es trug sein Gewicht. Als er eine erhöhte Stelle auf dem Felsen erreicht hatte, rief er seinen Söhnen ein paar Worte zu. Sie kamen mit Decken und Schutzschirmen nach draußen, sie bauten Zäune, um den feuchten Wind abzuhalten, und spähnten die Landschaft nach Orientierungspunkten ab. Inzwischen wählte der Bauherr einen Stein, den er mit Öl übergoss. »Lasst uns dem Unnennbaren danken«, sagte er.

Zedebab führte ein Mutterschaf mit großen Augen, das auf der Landungsbrücke stehen geblieben war, nach unten. Mit dem Tier auf den Schultern ging Sem durch den Schlamm. Er legte es auf den Stein und hielt es an der Wolle fest, die Beine unter dem Körper gefaltet. Japheth wetzte das Messer. Der Bauherr nahm es von ihm entgegen. Sein dünnes Gewand flatterte im Wind. Er machte eine langsame, anmutige Bewegung. Das Mutterschaf schaute dem Bauherrn in die Augen. Das Zittern, das durch seinen Körper lief, war das Einzige, was seine Schmerzen verriet. Das Blut rann in die Vertiefung im Felsen.

»Jetzt, wo die Flut vorbei ist, dürfen wir die Tiere essen, das wurde uns versprochen«, sagte er. Sie packten ein zweites Schaf, nicht für den Opferstock, sondern für sich selbst.

Sie baten mich, in Zazas Kammer nach etwas zu suchen, das den Geschmack des Fleisches milderte. Ich besorgte ihnen getrockneten Thymian, Dill und das letzte Salz, das ich hatte finden können. Sie legten die Keulen nach meiner Anleitung auf das Feuer. Kurz darauf erfüllte der Duft des gebratenen Fleisches die neue Luft. Taneses schnitt sich als Erste ein Stück von der Karkasse. Sie aß schmatzend. Die anderen Archefahrer kauten zögernd. Unter den vorüberfliegenden Wachteln saßen sie mit dem Rücken zum Feuer, in der Hoffnung, die Feuchtigkeit aus ihren Kleidern zu vertreiben. Auf dem Felsen blieben die Füße und Eingeweide liegen. Der Kopf des Mutterschafes wurde schnell schwarz, doch mit den geschlossenen Augen und der Zungenspitze, die

aus dem Maul hervorschaute, sah es wie traumversunken aus. Am sumpfigen Horizont stand ein Regenbogen, für den nur der Bauherr einen Blick übrig hatte.

Das Papyrusboot (2)

In der Arche, diesem Symbol eines würdigen Todes, blieb nur ich zurück, zusammen mit den unzähligen Fliegen, die sich auf den Exkrementen niedergelassen hatten, mit den Parasiten, den Schimmeln und Pilzen und dem zurückgebliebenen Gestank der Dachse, Biber, Stinktiere und Bisamratten. Das Deck bot mir Aussicht auf eine Umgebung, in der es wenig zu sehen gab. Trotzdem entdeckte ich etwas in der leeren Landschaft, das meine Aufmerksamkeit erregte, ein Fleck am leeren Horizont, nicht mehr als ein Punkt in der verlassenen Ebene. Ich schleppte mich dorthin. Ich war so rund, dass ich mich kaum bewegen konnte. Der Boden unter meinen Füßen war nicht halb so stabil, wie ich gehofft hatte; er schwankte wie ein Schiff.

Während ich mich von der Arche entfernte, konnte ich es nicht lassen, schnell zu schauen, aus den Augenwinkeln heraus, wie Alem der Lumpige es mich gelehrt hatte: das war es also, wie es hatte sein sollen, dieses Schiff, diese Landschaft, das kleine Lager mit dem Feuer, die graue Erde, ich bekam alles zu sehen, wie es ohne mich gedacht war. Dass ich hier herumliefe und es erblickte, war kein Teil des göttlichen Planes. Ich gehörte zu den anderen in den untergegangenen Städten, in denen ich nie gewesen war. Der Punkt wurde größer. Ich erkannte die farblose, zerfetzte Decke und den schwarz gewordenen Steven des Papyrusbootes.

Ich watschelte darauf zu und schaute hinein. Es gab Spuren von Leben, doch das Leben selbst schien verschwunden. Ich ging um das Boot herum, als vermutete ich doppelte Wände oder Verstecke darin. Ich strich mit meiner Hand über das Schutzdach und das Fischernetz an der Seite. Doch es gab Abdrücke in dem vertrockneten Schlamm, Fußstapfen von jemandem, der weggegangen war.

Noch keuchend von dem Marsch, blieb ich eine Weile stehen. Die Sonne zog ihre Bahn. Um mich herum war nichts als Weite.

Ich folge der Fußspur, dachte ich, ich gehe meinem Vater nach, doch zuerst ruhe ich mich ein wenig aus. Ich hatte mich noch nicht gesetzt, als ich Geraschel auf dem Deck hörte. Ich zog die stinkende Reuse weg, in der tote Fische verfaulten, und erwartete, ein Tier zu finden. Doch das Wesen, das mich mit runden Augen

und zerzausten Haaren ansah, war kein Tier. Es hätte eines sein können, es bewegte sich scheu und hatte die Hände auf dem Boden, als wären es Vorderpfoten. Es war Put.

Ich streckte die Hände aus, um ihn zu umarmen, doch er wich zurück, während er wie ein wütendes Äffchen leise knurrte.

»Bist du hierher geflüchtet, mein Kleiner? Hat dir die Arche Angst gemacht?«

Er antwortete nicht. Mit verkrampftem Gesicht schaute er an mir vorbei.

»Ruhig, ganz ruhig«, sagte ich. »Hier will dir niemand etwas Böses. Taneses hat dir Angst gemacht. Die Zeit ist vorbei. Bei mir bist du sicher.« Doch noch immer sagte er kein Wort.

»Bist du zu spät gekommen? War mein Vater schon weg, als du hier ankamst? War er der Einzige, dem du noch vertrautest, und hast du ihn jetzt auch verloren?«

Er urinierte dort, wo er saß, ich sah die gelbe Pfütze zu seinen Füßen größer werden. Ich konnte meine Hand nicht nach ihm ausstrecken, ohne dass er sich duckte und wie eine Schlange zischte. Ich redete stundenlang auf ihn ein. Es gab Sätze, die ich ständig wiederholte. Er lauschte ihnen, als hätte er die Worte, die ich benutzte, noch nie gehört: »Du bist mein kleiner Bruder. Die Welt ist untergegangen, aber wir beide, du und ich, wir sind noch da.«

Am liebsten wäre ich bei ihm geblieben. Ich hatte schon eine Idee für ein Bett, mit der Decke meiner Mutter als Schutz, um bei ihm die Nacht zu verbringen und so langsam sein Vertrauen zurückzugewinnen. Doch ich konnte es nicht. Die Schmerzen in meinem Bauch ließen mich wanken. Aus meinem Körper sickerte Wasser. Ich musste zurück.

Die Geburt des Kindes

Mein Kind wurde in der Arche geboren. Neelata war dabei. Ich lag im nassen Heu. Ich sang Sturmlieder, Ruderlieder und Lieder zum Einholen der Netze, während in meinem Körper ein langsamer Wellenschlag entstand. Er ähnelte der sanften Dünung, an die wir so gewöhnt waren, dieser dumpfe, fast angenehme Schmerz in meinem Rücken und den Schenkeln.

Ich werde ein Brunnen, dachte ich, als meine Blase sprang. Das Wasser kam wie ein Geschenk. Es war wie das Finden eines Steines, unter dem man Feuchtigkeit vermutet, ich erfuhr dasselbe Gefühl der Befreiung, dieselbe Erquickung. Man nimmt ihn weg und findet von der Sonne erwärmtes Wasser. Das Fließen verhinderte, dass ich platzte.

Neelata zog mich über sich. Sie bohrte ihre Finger so tief in meinen Arm, dass blaue Flecken erschienen. Es war nicht mehr deutlich, wem das Kind nun entsprang. Sie litt große Schmerzen. Sie schrie nach einer Frau, ich vermute, ihrer Mutter. »Eva!«, rief sie, »du verfluchte Schlampe! Durch deine Schuld bin ich hier, wegen dir zerreißt jetzt mein Leib.« Das Kind schoss aus unserem Körper, es strömte aus uns heraus wie aus einem inneren Fluss, mit noch mehr Wasser, als gäbe es nicht schon genug in dieser Welt.

Dann stand auch mein Vater neben uns. Ich sah seine Bewegungen, doch sie waren zu schnell, um sie zu behalten. Ich fragte ihn: »Wenn ich dein kleines Boot sehen konnte, musst du unseres doch auch gesehen haben? Du wusstest doch, wonach sich mein Herz verzehrte?«

Er antwortete: »Was wolltest du? Dass ich mich aufs Neue von diesem Abschaum erniedrigen ließ? Dachtest du, ich würde mich nach all der Zeit vor ihnen in den Schlamm werfen? Hast du mich nicht immer als jemanden gekannt, der seine Ehre rettet? Du brauchst mich nicht mehr, ich bin, was vergessen werden muss. Dein Sohn ist deine Zukunft, Sorge dafür, dass er zwischen anderen Jungen aufwächst.«

Neelata wickelte das Kind in Tücher. Zuerst schaute ich nicht hin. Ich lag mit geschlossenen Augen daneben und keuchte. Es verlangte nichts und ich schlief

mit den Lauten von Tieren, die schon meilenweit entfernt waren, doch ich konnte sie nicht aus meinen Träumen fern halten, vor allem nicht das Geschrei der Brüllaffen, das klang am grausigsten. Neelatas Hin- und Herlaufen erregte meine Furcht vor den Fleischfressern, die ich die Arche hatte verlassen sehen. Waren sie schon weit genug weg, waren sie wirklich alle fort, gab es keinen mehr, der sich in den Käfigen oder Ställen versteckt hatte?

Erst nach langer Zeit konnte ich meine Augen öffnen. Das Kind war viel dunkler als Ham und viel heller als ich. Ich leckte es, wie ich es bei den Rindern gesehen hatte. Mein Vater war nicht mehr da, an seiner Stelle saß Ham neben mir. Er legte Amulette um das Kind herum.

Ich sagte: »Gib ihm den Namen Kanaan, ich flehe dich an. Nenn ihn nach dem Land der Sümpfe.«

»Kanaan soll er heißen«, sagte Ham und legte seine Hand auf den kleinen Kopf.

Jedes Mal, wenn Kanaan seinen Mund an meiner Brustwarze spitzte, begannen meine Brüste zu fließen. Sein Schmatzen beruhigte mein aufgewühltes Herz. Ich konnte mich nicht des Eindrucks erwehren, dass nicht ich dem Kind das Leben geschenkt hatte, sondern das Kind mir. Ich betrachtete die kleinen Hände, die herumfummelten und meine Brust massierten. Ich lauschte auf das Kollern in seinem Bauch, während er trank. Der Speichelfaden, der mich mit ihm verband, die Nägel mit Trauerrändern, mit denen er sich das Gesicht aufkratzte, der stolze Blick in seinen Augen und seine ‚Hier-bin-ich-sorg-für-mich‘-Haltung ließen mich die Unwirtlichkeit draußen vergessen. Sein Durst weckte mich mehrmals in der Nacht. In seiner Hast schnappte er durch mein Kleid nach meiner Brust. Wie man bei Kopfschmerzen seine Stirn an einen Alabasterstein legt, so legte ich meine Stirn an den kleinen Kanaan.

Ham betastete Kanaan mit seiner Nase und dem Kinn statt mit den Fingern. Er sagte: »Mein Kind wird nicht auf diesem Wrack aufwachsen. Es wird den Tempel, den mein Vater baut, an meinem Arm betreten.«

Ein paar Mal versuchte ich, Neelata zu erklären, dass Put auf dem Papyrusboot war. Es kostete mich Mühe, sie davon zu überzeugen, dass ich die Wahrheit sprach. Wie ich konnte sie nicht glauben, dass uns Put den Rücken zugekehrt hatte. Doch schließlich gab sie Ham den Auftrag, keinen Schritt von meiner Seite

zu weichen. Sie buk Brot für ihn und mich. Sie schnitt sein Fleisch, da er es selbst nicht konnte, und als alles fertig war, machte sie sich auf den Weg zum Papyrusboot.

Der Fluch

»Es ist besser, wenn wir keine festen Häuser bauen«, sagte Ham. »Wenn wir nicht herumziehen, werden wir auch nicht mehr zusammenarbeiten. Wir werden um ein Stück Land kämpfen. Wir werden Klein- statt Großfamilien bilden und uns gegeneinander erheben.« Doch seine Brüder stapelten Steine zu Mauern. Sie hatten Angst vor dem Grollen in der Ferne und den sich zusammenballenden Wolken. Ein Regenbogen von Zeit zu Zeit konnte nichts daran ändern. Und der Ort war einsam. Ihr Blick blieb wie meiner unaufhörlich auf den Horizont gerichtet. Wir erwarteten, dass dort früher oder später alte Bekannte erscheinen würden. Zedebabs Zwillingschwester, die Pechstreicher und Schreiner, die Krieger und Vorarbeiter. Camia und ihre Mutter. Mein Vater. Doch es kam niemand, nicht einmal ein paar Nefilim, um die Einsamkeit zu durchbrechen.

Eines Nachmittags, am achten Tag nach Kanaans Geburt, hörte ich jemanden auf der Arche herumstreichen. Zuerst dachte ich an ein Tier, das seinen alten Stall wieder aufsuchte. Oder war es Put, der seine Angst besiegt hatte und doch zurückgekehrt war? Doch Put war es nicht, ebenso wenig ein Tier. Es war der Bauherr, der sich mir mit leisen, über den bröckeligen Mist schlurfenden Schritten näherte. »Warum versteckst du dich?«, fragte er, als er mich im Heu liegen sah. »Ich habe schon die ganze Umgebung abgekämmt, ich bin in jedem Käfig auf der Arche gewesen. Warum lässt du mich suchen?« Sein Gewand war heller als zu der Zeit, als wir noch fuhren. Zedebab musste damit zu einem Tümpel gegangen sein, es war nicht mehr steif und fleckig wie zuvor. Er roch auch anders als während der Reise. Und er ging mühelos. Es war offensichtlich, dass ihn die Krankheit eine Weile in Ruhe ließ, bevor sie wieder zuschlagen würde.

Ich lag unter einem Tuch, das mich und mein Kind vor den Fliegen schützte. Die plötzliche Anwesenheit des Bauherrn ließ mich noch weiter darunter verschwinden. Ich war noch nicht stark. Ich wusste nicht, was ich zu dem Mann sagen sollte, der sich, während ich noch nachblutete, so dicht neben mich setzte.

Er betrachtete den Zustand, in dem ich mich befand, und sagte: »Zweifle nicht an dir. Du bist die Einzige, die von allem freigesprochen werden kann. Du bist

unbefleckt, rein wie das Wasser aus der Höhle mit den Toten. Du bist die Einzige, die sich nie mit den Worten ‚Ich bin auserwählt‘ über die anderen erhoben hat.« Er senkte den Kopf, bis sein Kinn seine Brust berührte. Er weinte wie damals in der Höhle.

Nicht viel später muss Kanaan unter dem Tuch ein Geräusch gemacht haben.

Der Atem des Bauherrn stockte. Mit seinem Stock hob er einen Zipfel des Tuches an. »Hier!«, sagte er. Und dann noch einmal: »Hier!« Er nahm das Kind nicht sofort hoch, zuerst befühlte er es, als wolle er wissen, was er erwarten konnte. Anschließend nahm er es doch. Er legte es an seine Brust und drückte vorsichtig seine trockenen Lippen auf die weiche Haut. »Das ist kein Ort für dich und meinen Enkelsohn. Euer Platz ist in meinem Haus«, sagte er.

Ich versuchte, mich auf seine Worte zu konzentrieren. Sprach er von einem Platz? War es nicht gerade das, was mich nicht schlafen ließ: dass für mich in dieser Welt kein Platz vorgesehen war?

Doch der Bauherr wartete nicht, bis ich antwortete, und ging mit dem Kind hinaus, von der Arche hinunter.

Er brachte uns zu seiner schnell zusammengebauten Unterkunft. Der Ort war unordentlich, das Haus eines allein lebenden Mannes. Es roch nach Feuer und vergorenem Obst.

»Setz dich und mach diesen Platz zu deinem neuen Heim«, sagte er.

Ich tat, worum er mich bat. Ich konnte nicht anders. Der Marsch hierher hatte mich erschöpft und ich musste mich hinlegen.

Als gäbe es etwas Dringendes, das er sonst vergessen würde, nahm er das Kind und ging mit ihm nach draußen.

Ich schloss die Augen, jedoch nicht lange. Draußen, nicht weit von mir entfernt, hörte ich Kanaan weinen. Sein Schmerz schallte über das Land wie die Verkündung eines großen Leids. Ich sprang sofort auf. Ich lief nach draußen und sah, wie der Bauherr Kanaan auf den Opferstein hielt. Auf seinem Lendenschurz waren Blutflecken, die nicht von mir stammten.

»Hör ihn dir an«, sagte der Bauherr mit der Vorhaut meines Kindes in der Hand.

»Mein Enkel weint, weil er nicht begreift, welchen Dienst ich ihm erweise.«

Ich konnte nicht antworten, meine Kehle war trocken wie eine Topfscherbe.

Er wischte das Messer an seinem Gewand ab und steckte die Haut in den Beutel um seinen Hals.

Ist das der Preis, dachte ich, um einer von ihnen zu werden? Macht dies mein Kind vom blinden Passagier zum Archefahrer? Was ist das für ein Volk, zu dem wir nun gehören, das in Einsamkeit lebt und dennoch seinem Gott treu bleibt? Eine Welt ging unter, ging aufs Neue unter, und wieder hatte ich dasselbe Gefühl wie beim ersten Mal: So würde mein Leben sein, von nur einem durchdrungen, der Einsamkeit. So würde es sich anfühlen, für immer an seiner Hautfarbe erkannt zu werden und zu wissen, dass diese Farbe der Grund ist, dass man gehorcht, dass man sich fügt, wohin man auch kommt.

Mit dem Schritt einer Geschlagenen ging ich zu dem Opferstein. Ich nahm mein Kind hoch, es schien wie aus Holz, steif war es vor Angst und Kummer.

»Lass uns hoffen, dass es ihm gelingt, noch etwas aus diesem Land zu machen!«, sagte der Bauherr, doch ich lief schon von ihm weg.

Nicht mehr als zwei Striche in der Landschaft waren Ham und Neelata. Sie kamen von dem Papyrusboot zurück, doch Put hatten sie nicht dabei. »Weder mit Süßigkeiten noch mit der Peitsche oder einem Strick bekommen wir ihn hierher«, sagten sie, als sie mich sahen.

Ich ging schon nicht mehr, ich stolperte. Ich fiel, das Kind unter mir, und weil ich fiel, kamen auch die anderen. Sie hatten mich laufen sehen und weinen hören. Sem sammelte Steine, Japheth Treibholz. Sie kamen näher, um nachzuschauen, was los war.

»Hätte er nicht eine Haarlocke opfern können oder ein Stück Nagel?«, rief Ham, als er die Blutflecken auf Kanaans Lendenschurz sah.

Wir kehrten alle zusammen zum Haus des Bauherrn zurück. Ham und Neelata aus Wut, Japheth und Sem aus Neugier.

Der Bauherr schlief schon. Das kurze Gewand, das er auf der Arche trug, war vom Waschen noch kürzer geworden. So lag er auf seiner Pritsche, mit gespreizten Beinen, das Gewand bis zur Taille hochgezogen, die Narben in seinen Lenden rot vom Kratzen.

»Seht ihn hier nackt und betrunken liegen«, rief Ham, als er nach drinnen ging. Sem und Japheth liefen hastig zur Pritsche. Mit gesenktem Blick zogen sie das Laken unter ihm weg und bedeckten sein Geschlecht damit.

»Sprich nicht so«, sagte Sem zu Ham. »Du weißt, dass er trinkt, um seine Schmerzen zu betäuben.«

»Er trinkt, um nicht sehen zu müssen, was er angerichtet hat«, sagte Ham, ohne sich zu bemühen, leise zu sprechen. »Als es auf der Arche kein Trinkwasser mehr gab, hielt er die Weinkrüge vor uns versteckt.«

»Das kannst du nicht sagen, Ham!«, sagte Sem.

»Das kann ich sagen, Bruder. Er wird mich nicht verfluchen. Er hat mich gesegnet.«

Auch die Frauen betraten den kleinen Raum, Taneses mit verschwitztem Gesicht und Zedebab mit großen, dunklen, erstaunten Augen. Ich sah sie hereinkommen und schaute sie an, als sähe ich sie zum ersten Mal. Das waren sie, die Auserwählten, der Beginn einer neuen Menschheit. Niemand hatte sich verändert. Taneses war noch immer gefräßig, Zedebab einfältig, Nelaata rachsüchtig gegenüber ihrer Mutter, Sem fanatisch und Japheth von einem Minderwertigkeitsgefühl durchdrungen. Sie schauten zu, wie der Bauherr die Augen öffnete. Alle warteten darauf, was er sagen würde.

Der Bauherr starrte seinen Jüngsten mit offenem Mund an, vielleicht dachte er, er würde träumen, als ihm Sem und Japheth erzählten, was vorgefallen war. »Dann geh, Ham. Verlasse diesen Ort«, sagte er.

Neelata hob die Arme und rief: »Schick ihn nicht weg, nicht mit den Händen.«

»Er hat Füße«, antwortete der Bauherr. »Mehr braucht er nicht, um zu gehen.«

Ham sah seinen Vater entgeistert an. Er stand und der Bauherr saß. Ich beobachtete, wie sie sich verhielten, die Gesichter einander zugewandt, die vibrierende Luft dazwischen. Vom Laken des Bauherrn stieg unvermutet stark sein Körpergeruch auf.

»Das dunkle Mädchen und ihr Kind lässt du hier«, fuhr der alte Mann fort. »Das Kind ist das erste meines neuen Volkes, sie die erste Mutter. Bei dir ist sie nicht

mehr als eine Dienerin. Alles, was du mit deinen Händen nicht mehr anfassen kannst, wirst du dir von ihr anreichen lassen.«

Ham ging zur Tür. Er drehte sich nicht um, als er sagte: »Dein Paradies sollst du haben, aber nicht diese Frau. Sie ist mir mehr wert als alles, was sich auf dem Schiff befand.« Plötzlich waren alle Augen auf mich gerichtet. Ich hatte mich schon gesetzt, da ich mich so erschöpft fühlte. Doch jetzt stand ich auf und drückte das Kind an mich. Ich stellte mich zu Ham in die Tür.

Müde ließ der Bauherr seinen Blick über die Gegenstände auf dem Boden schweifen: die Steine, die leeren Säcke, die Scherben von Töpfen, die beim Ausladen zerbrochen waren. Er sagte: »Ja, geht nur. Ihr werdet schon sehen, was es euch bringt. Euer Kind wird ein Knecht aller Knechte sein.«

Hier war er dann, der Fluch, den das Orakel prophezeit hatte. Von allen Menschen, die noch lebten, traf er den unschuldigsten, das Kind, das noch niemandem etwas angetan, das erst acht Tage gelebt hatte und sich schon von dem Schreck vor dem Messer erholen musste. Der Fluch war mit dem Segen verbunden. Der Segen war die Gelegenheit zu gehen, sich von dem Lager zu trennen, das überhaupt nichts für mich bereithielt. Es hieß, die Lippen hochziehen, um die Zähne zu zeigen, es hieß, sich umdrehen und sagen: »Gut, dann gehe ich.« Die Entschlossenheit wirkte erquickend; zum ersten Mal hatte ich nicht mehr das Gefühl, dass mir das Sonnenlicht, das mich durch die Tür beschien, zu viel war.

Nicht, dass ich nicht zögerte. Ich wusste noch, wie leicht der Bauherr gewesen war, als ich ihn an Deck trug. Ich konnte den Druck seines Körpers spüren, als er, krank wie er war, meinen Vater segnete. Bald würde er sich wieder schlechter fühlen, die Zeiten, in denen es ihm besser ging, würden immer kürzer werden, die mit Fieber immer heftiger. Die Einsamkeit würde ihn ebenso quälen, sich selbst hatte er offenbar nie gesegnet.

Doch meine Zweifel wurden durch andere Erinnerungen weggewischt. »Dann bekomme ich das, wonach sich jede Mutter sehnt!«, sagte ich. Ich sprach mit erhobenem Kinn und winzigen, fast eleganten Gesten, so, wie in meiner Vorstellung meine Mutter früher in den Sümpfen sprach.

Jetzt sah mich der Bauherr mit zusammengekniffenen Augen an. Vielleicht, ganz vielleicht begriff er, was geschah, und spürte er, wie sich Menschen durch kleine Handlungen um einen Fluch herumdrücken.

»Huh?«, war das Einzige, was er von sich gab.

»Ein unzähmbares Kind«, sagte ich und ging hinaus ins Sonnenlicht, hinter Ham her.

Kanaan, das Land

Der Bauherr forderte uns noch auf, die Esel und Pferde hier zu lassen. Die unreinen Kamele durften wir dagegen mitnehmen, die würden uns am weitesten von hier fortbringen. Ich sammelte alles, was ich mitnehmen wollte: Neelatas schwarze Ohrringe, eine Schale, einen Korb und ein paar Löffel, die sich im Feuer verformt hatten. Sobald die beiden Kamele gesattelt waren, kam Ham zur Arche. Er fragte nichts, sondern sah mich nur an, wie ich dort auf der Landungsbrücke in der Sonne stand. Er half mir ungeschickt mit seinen verbundenen Händen auf das kleinere Kamel, das Weibchen. Neelata saß auf dem anderen, Kanaan vor ihren Bauch gebunden. Ich sah, dass sich der Kleine nicht bewegte, er schlief, erschöpft von dem, was er durchgemacht hatte.

Wir zogen an dem frischen Lager vorbei. Der Bauherr kam nicht aus seinem Zelt. Sem stand auf dem kleinen Acker, den er angelegt hatte, sein Äffchen mit dem buschigen silbernen Schwanz auf der Schulter. Mit der einen Hand drückte er die spärlichen Samen, die die Ratten im Laufe der Reise nicht gefunden hatten, in die Erde und mit der anderen füllte er die Furchen. Japheth pflanzte die kleinen, schlappen Weinstöcke, die ich in der Kammer des Bauherrn gesehen hatte. Niemand von ihnen beherrschte das, was er tat, wirklich, nie zuvor hatten sie Pflanzen angebaut. Sie handelten genau so, wie es ihnen vor der Abfahrt von Kennern beigebracht worden war: Sie säten Weizen, Schwarzkümmel, Hirse und Gerste mit Dinkel auf der Grenze. Sie taten ihr Bestes, ihr neues Land zu lieben. Ich hatte sie zueinander sagen hören: »Lasst uns wieder etwas Großes bauen, noch größer als die Arche. Lasst uns einen Turm bauen, dessen Spitze bis hinauf zum Unnennbaren reicht!«

Zedebab und Taneses standen aneinander gelehnt, fast unkenntlich in ihren neuen Mänteln, die sie gegen die Sonne schützten. Sie stocherten im Feuer, um es am Brennen zu halten. Sie erinnerten mich daran, was wir auf der Arche taten: endlose Fäden spinnen, besondere Farben mischen, Weihrauch abbrennen, um den

Geruch nach Mist zu vertreiben. Bald würden sie Matten flechten, um den Zug aus den Häusern fern zu halten. Sie würden das Brotkorn zerstoßen und den Kümmel mit einem Stock schlagen. Sie würden Milch kochen. Sie würden Kinder bekommen. Schlangen aller Art würden sie vom Schlafen abhalten.

So ließ ich die Arche hinter mir, diesen Sarg, der, obwohl er sich kaum verändert hatte, nichts von seiner ursprünglichen Schönheit hatte bewahren können. Zuerst gingen wir zu dem Papyrusboot. Ich hatte gehofft, dass sich Put auf das Kamel setzen würde. Doch er schüttelte den Kopf. Er zog seinen Mantel mit seinem Gürtel hoch, nahm einen Stock und lief als Spurensucher vor uns her. An der letzten Pfütze tranken die Kamele, bis ihre Bäuche voll waren. Dann zogen sie wie Schiffe schaukelnd westwärts, den Fußspuren meines Vaters folgend, die man nur sehen konnte, wenn man halb schaute.

Nachtrag

Die Söhne Japheths waren Gomer, Magog, Madai, Jawan, Tubal, Meschech und Tiras. Die Söhne Gomers waren Aschkenas, Riphath und Togarma. Die Söhne Jawans waren Elischa, Tarsis, die Kittiter und die Rodaniter. Von ihnen stammen all jene ab, die sich über die Inseln ausgebreitet haben. Das sind die Söhne Japheths nach ihren Ländern, ihren Sprachen, Geschlechtern und Völkern.

Auch Sem wurden Kinder geboren. Er war der Stammvater aller Söhne Ebers. Ihre Wohnsitze erstreckten sich von Mescha bis nach Sephar, dem Gebirge im Osten.

Die Söhne Hams waren Kanaan, Put, Kusch und Mizraim. Put war ein Nomadenkind, zufällig gefunden und mitgenommen. Die drei anderen waren Kinder seiner Nebenfrau; den Schoß seiner Frau hatte der Unnennbare verschlossen, denn ihr Herz schlug nicht für ihren Mann. Sie hatte geschworen, nie Kinder für ihn auszutragen. Sie berührte ihn mit ihrem Mund, wenn er sie darum bat, doch Wärme suchte sie wie Ham im Zelt der Nebenfrau. Kanaan wurde Liedersänger, berühmt bis weit über die Sümpfe hinaus und unbehelligt von dem Fluch, der in jungen Jahren gegen ihn ausgestoßen worden war. Kusch zeugte den Nimrod. Der war der erste mächtige Herrscher auf Erden und ein gewaltiger Jäger. Daher spricht man: ein gewaltiger Jäger vor dem Unnennbaren wie Nimrod. Ursprünglich lag sein Reich in Babel. Er baute Ninive. Von dem unverfrorenen Mizraim sind gekommen die Philister, die später einen verbissenen Kampf gegen die Nachfahren Sems führten. Put pflanzte sich nicht fort. Er starb bei einem Spiel mit seinen Brüdern, noch ehe er erwachsen war.

Kanaan zeugte Sidon, seinen Erstgeborenen, und Heth. Von ihnen sind gekommen die Jebusiter, die Amoriter, die Girgasiter, die Hewiter, die Arkiter, die Siniten, die Arwaditer, die Zemariter und die Hamathiter. Später haben sich die Geschlechter der Kanaaniter weiter ausgebreitet. Die Grenze der Kanaaniter verlief von Sidon über Gerar bis nach Gaza und dann in der Richtung auf Sodom, Gomorra, Adma und Zeboim bis nach Lascha. Sie wurden bekannt für ihr Geschick mit Holz. Berühmte Zimmerleute brachten sie hervor und unsterbliche Schiffsbauer.

Das sind nun die Familien der Söhne des Bauherrn nach ihren Geschlechtern. Von ihnen stammen die Völker ab, die sich nach der Sintflut auf der Erde ausgebreitet haben. Die Flut hat das Böse nicht tilgen können. Bis zum heutigen Tag geht der Kampf zwischen den Semiten und den Nachfahren Kanaans weiter.